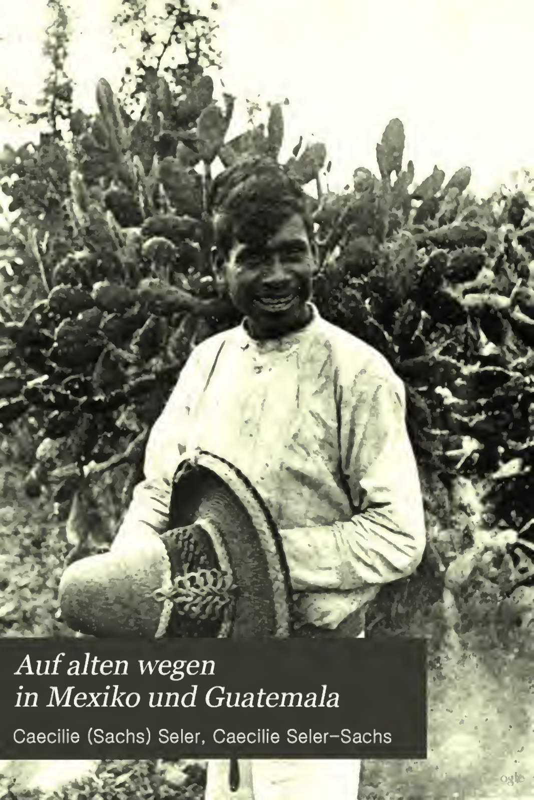


Auf alten wegen in Mexiko und Guatemala

Caecilie (Sachs) Seler, Caecilie Seler-Sachs

Auf alten Wegen in Mexiko und Guatemala.



Tarasca-Indianer von Iguátio

Auf alten Wegen in Mexiko und Guatemala

Reiseerinnerungen und Eindrücke
aus den Jahren 1895—1897

von

Cæcilie Seler.

MIT 65 LICHTDRUCKTAFELN, 260 IN DEN TEXT
GEDRUCKTEN ABBILDUNGEN UND EINER KARTE.

BERLIN 1900.
DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN).

Druck von Otto Elsner, Berlin S.

An Seine Durchlaucht,

Herzog Joseph Florimond de Loubat.

Herr Herzog!

In den folgenden Blättern habe ich versucht, von dem äusseren Verlauf unserer in den Jahren 1895—97 unternommenen Reise durch Mexiko und Mittelamerika, von den Eindrücken, die wir daselbst gewonnen, von unserer Thätigkeit und unsern Erlebnissen eine Schilderung zu geben und gleichzeitig dem Leser vorzuführen, was mir von Land und Leuten, von Altem und Neuem im Bilde festzuhalten gelungen ist.

Ihnen, Herr Herzog, der Sie uns durch Gewährung ansehnlicher Mittel und durch vielerlei persönliche Bemühungen es ermöglicht haben, unsern Weg viel weiter auszudehnen, unsere Arbeiten und Sammlungen in viel grösserem Massstabe auszuführen, als wir ohne diese Hilfe je hätten planen dürfen, fühlen wir uns zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Ich erlaube mir deshalb, ihnen dieses Buch als ersten Bericht über unsere Reise in Dankbarkeit zu widmen.

Sollten diese Blätter es vermögen, Ihr Interesse zu erwecken und Ihnen einige müssige Stunden verkürzen zu helfen, so werde ich glauben, dadurch einen, wenn auch kleinen Teil unserer Schuld abgetragen zu haben.

Cæcilie Seler.

EINLEITUNG.

Mexiko und Guatemala sind keine neuen Länder, keine Gebiete, die man aufsucht, um unbetretene Strecken zu erforschen oder unbekannte Naturvölker zu entdecken. Wer die nicht ganz unbedeutenden Beschwerden einer Reise durch diese Gegenden auf sich nimmt, thut das nicht, um Neues zu finden, sondern um Altes zu suchen. — So lockte auch uns nicht der Ehrgeiz des Pfadfinders hinaus, sondern der Wunsch, den Spuren alter Kulturen nachzugehen. Nicht neue Wege wollten wir wandeln, sondern den alten folgen, die schon seit vielen hundert Jahren die Verkehrstrassen eines handelsfreudigen Volkes bildeten. Denn nicht kriegerischer Geist allein hat dem alten Aztekenreich zu seiner Machtstellung verholfen, sondern ebensowohl weit ausgedehnter Handel. Dieser fand die Wege bis an ferne Küsten, und der Staat schützte die Züge der Händler und Kaufleute durch Anlage von Militärstationen. Die grossen Strassen, die das Land heute durchziehen, sind fast ausschliesslich die gleichen, von alters her begangenen. Denn wo der Dampf sich noch nicht des Verkehrs bemachtigt hat, folgt dieser naturgemäss den Bahnen, die ihm die Gestaltung des Landes weist.

Mexiko und Guatemala sind keine wilden Länder. Der Reisende, der sich dorthin begiebt, um Völker und Ruinen, Tier- und Pflanzenwelt — oder was sonst das Gebiet seiner Forschungen sein mag — zu studieren, wird eine grosse Fülle von Wissenschätzen einheimsen, aber Abenteuer — was man so eigentlich unter Abenteuer versteht — wird er kaum zu erzählen haben. Wie oft habe ich beschamt gestehen müssen, keine erlebt zu haben. Keine Kämpfe mit bösen Menschen oder wilden Tieren, keine Feuersgefahr oder Wassersnot, kein Verschmachten im Sonnenbrand, kein Verhungern in dunkeln Hohlen.

Aber wer monatelang in den amerikanischen Tropen durch fremde Landschaft und fremdes Kulturgebiet reitet, der sollte doch mancherlei

zu erzählen haben, auch wenn es ihm niemals an Kopf und Kragen ging. Und weiter haben die folgenden Blätter keinen Zweck. Ihr Inhalt ist kein wissenschaftlicher, er ist vielmehr ein ganz persönlicher, insofern er nichts anderes wiedergiebt, als meine Erlebnisse und Eindrücke während einer längeren Reise durch Mexiko und Guatemala, auf der ich meinen Mann begleitete, und die zum Zwecke archäologischer und ethnographischer Studien unternommen wurde. Es sind zum Teil Briefe, die ich während dieser Wanderzeit an die Freunde daheim geschrieben habe, jedoch immer bedacht darauf, was von dem Geschauten für sie Wert haben könne, nicht sowohl weil ich es schaute und erlebte, sondern weil es überhaupt interessant sein könne für alle, denen die Verhältnisse der durchreisten Länder fremd sind. — Manche Lücke habe ich aus dem Gedächtnis ergänzt; für die naturwissenschaftlichen Gebiete, für Flora, Bodenreformation und Aehnliches, zum Teil auch für die Wegbeschreibung habe ich meines Mannes Aufzeichnungen benutzen dürfen. Aber trotzdem ist die Vollständigkeit einer Reisebeschreibung weder erreicht, noch erstrebt. Ist es mir doch oft schwer geworden zu entscheiden, was erzählenswert sei, was nicht.

Ich war ja nicht zum erstenmal in diesen Gegenden und mit vielen der Lebensverhältnisse vertraut. Die Anschauungen vertieften sich zwar, aber es fehlte ihnen die Frische des ersten Eindrucks, und ich fand mich in manches bald so eingewöhnt, dass ich oftmals überlegte, ob denn dies und das zu Hause so ganz anders sei; ob es wirklich lohne, von alledem zu berichten? So mag hier zu viel, dort zu wenig gesagt sein. Zudem sind die auf unserer ersten Reise geschriebenen Briefe veröffentlicht worden, und ich mochte nicht dort ausführlich behandelte Dinge wiederholen.

Viel ist im Verlaufe der letzten Jahre über Mexiko geschrieben worden. Seit das Land durch Eisenbahnen leichter zugänglich geworden und durch seine politische Entwickelung die erste Stelle unter den Staaten des lateinischen Amerika beanspruchen darf, ist es ein immer häufigeres Reiseziel geworden. Wer aber heute reist, der schreibt auch; und so haben sich die Reisewerke über dieses Land in deutscher, englischer, französischer Sprache in kurzer Zeit erheblich vermehrt. Es ist mir jedoch unter allen diesen neueren Büchern keines bekannt, dessen Verfasser sich weiter als einige Tagereisen von der Eisenbahnlinie entfernt hätte; und die meisten von ihnen behandeln nur das Hochland eingehender. Deshalb glaube ich mich berechtigt auch mitzusprechen. Wer ein Land monatelang vom Rücken des Pferdes aus betrachtet, fern jeder Eisenbahn-Kultur, sieht doch anderes, als wer auf den Flügeln des Dampfes reist. Ueber Gegenden wie z. B. die Mixteca Alta, erzählt kein modernes Buch etwas. Und der Weg von Oaxaca über Tehuantepec und von dort weiter durch Chiapas nach Guatemala ist meines Wissens in neuerer Zeit von keinem Reisenden im Zusammenhange beschrieben worden. Freilich hat der

englische Mönch Thomas Gage zum grössten Teil denselben Weg gemacht und all seine Erlebnisse und Beobachtungen getreulich und ergötzlich geschildert; aber das ist zweihundert Jahre her.

Die Reiselitteratur über Guatemala ist lange nicht so reichhaltig. Dagegen weist sie ein Buch wie das von Stoll auf, dem die in jahrelangem Aufenthalt gesammelten Erfahrungen zu gute kommen, und das daher ein Bild von Zuständen und Verhältnissen zu entwerfen vermag, wie es die Erzählung flüchtiger Reiseeindrücke niemals geben kann.

Eines aber habe ich meinem Buche mitgegeben, was es vor andern über Mexiko und Guatemala voraus hat, was manch trockene Schilderung wirksam unterstützen wird: das ist sein reicher Bilderschmuck. Die meisten Abbildungen sind nach meinen eigenen fotografischen Aufnahmen gemacht. Wo die von andern mir freundlich zur Verfügung gestellten oder käuflich erworbene benutzt worden sind, ist es ausdrücklich angemerkt. Alle Zeichnungen sind von Herrn Wilhelm von den Steinen mit der ihm eigenen Treue und Sachkenntnis angefertigt.

Ich hätte gern in einem Anhang ein Verzeichnis der von uns auf beiden Reisen (1887 — 88 und 1895 — 97) gesammelten Pflanzen mitgegeben, doch ist ihre Bestimmung, die das botanische Museum in Berlin übernommen hat, noch immer nicht vollendet. Im Bulletin de l'Herbier Boissier, Tome II (Août 1894) und III (Decembre 1895) hat Herr Dr. Th. Loesener eine Bearbeitung der auf der ersten Reise gesammelten Pflanzen begonnen. Sie sind dort familienweise mit ihren Standorten aufgezählt und die neuen Arten beschrieben. In diese Bearbeitung sind jetzt die Ergebnisse der zweiten, in diesem Buche beschriebenen Reise mit aufgenommen und auf Grund des vollständigeren Materials eine weitere Mitteilung in Tome VII der genannten Zeitschrift (Juillet, Août 1899) veröffentlicht worden. Einige wenige Charakterpflanzen hat Herr W. v. d. Steinen nach Herbariumexemplaren für uns gezeichnet, die teils als Kopfleisten Verwendung gefunden haben, teils im Text verstreut sind.

Die dem Buche beigegebene Karte ist von Herrn P. Boschann gezeichnet. Für die Republik Mexiko wurden die in dem Atlas von Garcia y Cubas enthaltenen Karten der einzelnen Staaten zu Grunde gelegt, da sich herausstellte, dass die neuerdings vom Ministerio de Fomento herausgegebene Karte von Mexiko in drei Blatt im Gelände wenig zuverlässig ist. Für die Republik Guatemala dienten die von Dr. C. Sapper entworfenen Karten, die im Jahre 1894 in Petermanns Geographischen Mittheilungen veröffentlicht sind. Die neue, im Ergänzungsheft 1899 erschienene geologische Karte Dr. Sappers konnte leider nicht mehr berücksichtigt werden. — Einige kleine Verbesserungen sind nach mündlichen Angaben meines Mannes angebracht worden.

¿Quien sabe? und ¡mañana! sind die beiden Leitworte jeder Reise in spanisch-indianischen Ländern, und Geduld ist, was man am notwendigsten braucht. Wie selten sind die Tage, da alle Reittiere gesund, der Bursche völlig nüchtern, am Sattelzeuge nichts zerrissen, die Packträger rechtzeitig zur Stelle und mit der Verteilung der Last einverstanden sind, da der Aufbruch früh genug erfolgt und das Nachtlager vor Sonnenuntergang erreicht wird. Irgendwo hapert's immer. Aber die glücklichen Stunden prägen sich dem Gedächtnisse fester ein als die trübseligen, und wenn die Mühe von Erfolg gekrönt wird, ist sie bald vergessen. So mag es manchem scheinen, dass meine Schilderung allzu rosig gefärbt ist, ein gar zu freundliches Gesicht zeigt. Ich kann es nicht ändern. Wenn ich heute auf diese Wanderjahre zurückschaue, so kann ich es nur mit Freude, die allein getrübt wird von der Sehnsucht, noch einmal Aehnliches durchleben zu dürfen.

Steglitz, im Sommer 1900.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Verzeichnis der Lichtdrucktafeln.

Verzeichnis der Textbilder.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Seite

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Achter Abschnitt.

Neunter Abschnitt.

Seite

Zehnter Abschnitt.

Elfter Abschnitt.

Zwölfter Abschnitt.

Auf alten Wegen.



Alter Brückenbogen bei Acámbaro

ERSTER ABSCHNITT.

Ein Ausflug an die Lagune von Pátzcuaro.

27. Oktober bis 3. November 1895.

Acámbaro. — Eisenbahnfahrt. — Pátzcuaro. — Ritt nach Tzintzuntzan. — Ueber den See nach Iguátio. — Markt. — Abschied.

Der ausserordentliche Amerikanisten-Kongress in der Stadt Mexiko hatte sein offizielles Ende erreicht. Einige Ausflüge waren noch geplant, aber da man bei einem Massenbesuch selten viel, niemals aber die Dinge zu sehen bekommt, die einen besonders interessieren, und uns von unsrer ersten Reise her die Heiligtümer von Teotihuacan flüchtig, die Paläste von Mitla aber recht genau bekannt waren, beschlossen wir, einige Tage zu einem lang geplanten und ersehnten Abstecher nach Michoacan zu benutzen, einerseits, um uns nach den Kongresstagen ein wenig an Natur zu erfrischen, andrerseits, weil wir den Wunsch hegten, dieses vom alten Aztekenreich stets unabhängig gebliebene Land mit seiner den Mexikanern stammfremden Bevölkerung wenigstens flüchtig kennen zu lernen.

Als wir im Jahre 1888 in Mexiko weilten, war uns die Zeit knapp geworden, und wir hatten verzichten müssen. Inzwischen ist eine Bahn gebaut worden, die in Acámbaro von der Hauptlinie abzweigt und über Morelia nach Pátzcuaro führt. Hier, mitten im Lande endigt sie, und es wird noch gute Wege haben, bis sie einmal in die Kaffeegegend von Uruapam und bis zum Stillen Ozean fortgeführt wird. Aber unsere Wünsche reichten für diesmal garnicht weiter. Gerade hier, in dem schönen, durch gleichmässiges Klima ausgezeichneten Seengebiete von

Michoacan ist ohne Zweifel ein Mittelpunkt der alten Tarasca-Kultur gewesen. Und eine sehr hübsche Sammlung von antiken Kleinigkeiten, die wir im Hause des Paters Plancarte, jetzigen Bischofs von Campeche, der in dieser Gegend heimisch und begütert ist, gesehen hatten, bestärkte uns noch in unserm Wunsche, dorthin zu gehen. Ganz besonders war uns in dieser Sammlung eine Reihe kleiner zierlicher Schälchen aufgefallen, die vermutlich dazu dienten, die Spindel darin laufen zu lassen, wie wir das in den alten Bilderschriften dargestellt finden. Sie zeigen in ihren Zierraten ähnliche Motive wie die Spinnwirtel: Vögel, Affen, Wirbelornamente und Blumen. (Siehe Schlussbild dieses Abschnitts.)

So verliessen wir am 27. Oktober die Stadt Mexiko, während die beiden Schneegipfel in wundervoller Abendglut erglänzten, und fuhren in die vom halben Mond schwach erleuchtete Nacht hinein. Um $^1/_2$4 Uhr morgens wurde Acámbaro erreicht, wo wir bis gegen 8 Uhr warten mussten. Da keine Möglichkeit war, sich auszuruhen, und in dem Warteraum, dessen festverschlossene Fenster sich gegen alle Oeffnungsversuche sträubten, eine erstickende Luft herrschte, gingen wir spazieren. Der Mond war untergegangen und die Sterne erglanzten am klaren Himmel: hoch oben der Orion und nicht weit von ihm die Plejaden; ziemlich tief im Norden der grosse Bär. Drüben unter einem Baume brannte ein Feuer, und verheissungsvoll tönte das Klatschen der Tortilla-Bereitung zu uns herüber. Wir versuchten in der Dunkelheit vergebens, das dichte Gestrüpp zu durchdringen, das uns von dem Ausgangspunkt dieser verlockenden Töne trennte.

Die Stadt lag in tiefem Schlummer. Nur eine Tienda, in der es vermutlich Schnaps gab, war hell, und einige fragwürdige Gestalten taumelten aus der geöffneten Thür hervor. Auf der Mitte der Strasse erglänzte zur Beruhigung für friedliche Staatsbürger das kleine Laternchen eines Sereno (Nachtwächters). Das ist alter spanischer Brauch, der noch heute in allen mexikanischen Städten, sogar in der durch elektrisches Licht genügend erleuchteten Hauptstadt befolgt wird.

Inzwischen stieg der Morgenstern gross und herrlich leuchtend am Himmel empor, und wir entdeckten bei der zunehmenden Helle, dass bei jenem lockenden nächtlichen Feuer eine Bande Vogelhändler unter einer Gruppe schöner Pfefferbäume ihr Lager aufgeschlagen hatte. Sie kamen aus Zacapu in Michoacan und zogen viele Tagereisen weit nach Mexiko zu Markte. Denn die Mexikanerinnen lieben es, in den offenen Gängen, die den Hof umgeben, Käfige mit Singvögeln aller Art aufzuhängen. Eine Unzahl aus Bambusstäben gefertigter Gebauer beherbergten munter umherhüpfende Jilgueros, Clarines und den schönen blauen Mulato Real. Die Leute führten zwei Mahlsteine mit sich, auf denen die Frauen das Futter für die Tiere zubereiteten: gekochte Garbanzos

(Kichererbsen), die zu einer Paste zerquetscht wurden, in derselben Art wie der Mais zu den Tortillas. Wie schade, dass diese Entdeckung zu spät kam, dass wir in der Nacht nicht bis hierher vorzudringen gewagt hatten, wo wir ein Feuer, lustig schwatzende Menschen und frische Maisfladen gefunden hätten! — Im Bahnhofsgebäude gab es ein Frühstück nach amerikanischer Art, und allmählich rückte die Abfahrtszeit heran.

Acámbaro liegt am Rande einer schönen Ebene, die von Kanälen durchzogen und wohl zu bewässern ist, am Rio de Lerma, der, vom Hochthal von Toluca kommend, dem grossen See von Chapala zufliesst.



Neue Brücke bei Acámbaro

Seine trüben Fluten bespülen ein hohes, lehmiges Ufer, das die letzten Häuser der Stadt trägt, während das gegenüberliegende von einer dichten Reihe hoher Weidenbäume eingefasst wird. Mitten im Flussbett steht der Bogen einer zerstörten alten Steinbrücke, und nicht weit davon überspannt in ziemlicher Höhe die neue, feste, im vorigen Jahrhundert erbaute Brücke den Fluss. Unmittelbar über der Stadt erheben sich hohe Hügel, mit Agaven, Nopalen und allerlei Gesträuch bewachsen, und in der Ferne sieht man hohe, bis zum Scheitel mit Buschwald bedeckte Berge. Die Stadt hat — wie alle grösseren mexikanischen Städte — eine stattliche Kathedrale und eine geräumige, von schönen grossen Bäumen — hier waren es Eschen — beschattete Plaza, auf der

1*

wir bei unserer Rückkehr einen lebhaften Sonntagsmarkt fanden, der uns Gelegenheit bot, von den eigentümlichen, grell bemalten Holzschüsseln und Thongefässen einige zu erwerben.

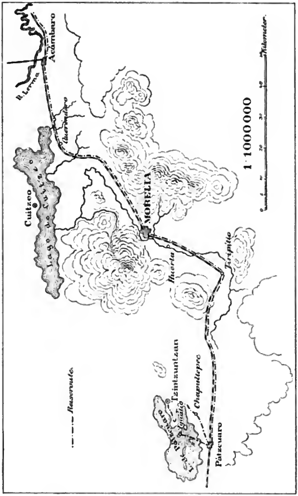
All das aber sahen wir erst bei unserer Rückkehr, denn jetzt fuhren wir unserm Ziele entgegen. Der Personenwagen lief am Ende des Zuges; so konnten wir, auf der hinteren Plattform stehend, ein gutes Bild der Gegend in uns aufnehmen. Zudem fanden wir an dem Inspektor der Strecke — Mr. Thomas Purcell — der als Goldgräber schon die halbe Welt durchwandert hatte, obgleich er noch ein ziemlich junger Mann war, einen angenehmen Gesellschafter, der uns gute Auskunft zu geben wusste. Schon in



Bunte Holzschüssel aus Acámbaro

der Ebene von Acámbaro sahen wir, dass wir vulkanischen Boden betreten hatten; in der That kamen wir auch bald auf einen richtigen Lavastrom, in den ein Bach sein Bett hinein genagt hatte, und der von Nopalen und Akazien überwachsen war. Der Morgen war herrlich, und wenngleich die Vegetation schon erkennen liess, dass die Regenzeit vorüber war, und die Sonne seit kurzem ihre volle Wirkung that, so blühten doch noch eine Fülle von Stauden und andern Gewächsen. Besonders erfreut begrüssten wir die mit grossen weissen Windenblüten bedeckten Cazahuate-Baume als alte Bekannte aus der Tierra templada von Cuauhtla und Yauhtepec. Die langen Aufenthalte des bummeligen Zuges benutzten wir eifrig zum Botanisieren, wodurch wir wieder einmal die Neugier und freundliche Teilnahme unsrer Mitreisenden erregten. — Da der Bau dieser Strecke nach der Zahl der durchlaufenen Kilometer be-

zahlt wurde, so hat man mit grosser Kunst Brücken und Tunnels zu vermeiden gesucht, und die Bahn umzieht in unendlichen Windungen alle Thäler und Schluchten. Bald erreichten wir die Ufer des schönen, abflusslosen, salzigen



Cuitzeo-Sees, an dessen Ostrand sich hohe Berge erheben, während von seinem Südufer eine schöne, von Bächen durchschnittene Ebene sich bis nach Morelia hin erstreckt. Die Bahn erreicht den See an seinem Ostende, zieht sich längs

des Ufers hin und bietet entzückende Blicke über die Wasserfläche mit malerischen Inselchen, vorspringenden Uferbergen und der Kette höherer Berge im Hintergrunde. Die steinigen Hügel zur Linken sind mit Buschwerk und Gesträuch üppig überwachsen. Es folgt ein breiter Streifen flachen, mit kurzer Grasnarbe bedeckten Uferlandes. Hier wird seit alter Zeit das Salz durch Auslaugen gewonnen, in der primitiven und mühsamen Art, wie sie von den alten Azteken auf dem Hochland von Mexiko betrieben wurde. Der salzhaltige Boden wird künstlich berieselt und dadurch das Salz an die Oberfläche gezogen. Nach Verdunsten des Wassers wird die dünne Kruste, die auf dem Boden sich niedergeschlagen, abgeschabt, durch verschiedene Schlemmprozesse das anhaftende Erdreich abgeschieden und die übrig bleibende Soole in irdenen Töpfen eingedampft. — Vor einiger Zeit hatte ein Franzose hier eine Fabrik zur Salzgewinnung angelegt. Die Indianer jedoch, die sich in ihrem mühsamen und kümmerlichen Erwerb bedroht sahen, zerstörten die Fabrik und erschlugen die Insassen. Trübselig ragen die Ruinen der Gebäude und ein Schornstein empor. — Jenseits Queréndaro biegt die Bahn vom See ab, durchzieht eine Ebene mit schwerem schwarzen Erdreich und weiterhin welliges Gelände zur Seite eines Baches, der die Wurzeln prächtiger Sabinos (Taxodium distichum) bespült, auf deren Wipfeln sich eine schöne Loranthacee in grossen, orange schimmernden Büscheln angesiedelt hat. Auf der Höhe eines Hügels liegen die Gebäude der malerischen Hacienda Quirio; weisses Mauerwerk von Veranden umgeben, von hohen Bäumen überragt und am Fusse des Hügels wieder das lichte Grün der Sabinos, aufgehellt von den warmen rötlichen Farben der Loranthacee.


Parácua (Montanoa grandiflora)

Morelia, die Hauptstadt des Staates Michoacan, auf einem flachen, schildförmigen Hügel gebaut, macht mit ihren Kirchen einen stattlichen

Eindruck. In einer elenden Bretterbude, nahe beim Bahnhof, die von einem schönen Pfefferbaum beschattet war, gab es für billiges Geld eine gute Mahlzeit. — Die Hügelrücken, die von der Bahn aus sichtbar werden, waren alle noch vor kurzem dicht bewaldet. Die Waldverwüstung ist aber eine beklagenswerte Begleiterscheinung der Eisenbahnen. Bau und Betrieb der Bahnen verschlingen die herrlichen Waldbestände auf Meilen. Man heizt mit Holz, da die Kohlen zu teuer sind, und die Waldbesitzer schlagen ihr Holz gern zu guten Preisen los. An Aufforstung denkt niemand, und so lässt sich die betrübende Aussicht auf allmähliche Entwaldung weiter



Marktplatz von Pátzcuaro

Strecken nicht abweisen. Schon heute machen sich stellenweise die schlimmen Folgen durch unregelmässige Regenfälle bemerkbar.

Die Bahn durchschneidet die Ländereien der Hacienda Huerta, die sich über ein Gebiet erstrecken, das manchem europäischen Fürstentum überlegen sein dürfte. Am Fusse eines niedrigen Plateau-Absturzes lagen die nicht sehr stattlichen Baulichkeiten im Grün versteckt. Hier begegneten uns zum ersten Mal die mächtigen Büsche der Parácua (Montanoa grandiflora), die über und über mit grossen weissen, unsern Margueriten ähnlichen Blüten bedeckt sind und in dieser Jahreszeit einen hervorstechenden Zug in den Landschaftsbildern des Sees von Pátzcuaro bilden.

Durch einen Einschnitt im Porphyrgestein gelangt man in eine kleine Klamm, vom Flusse durchströmt, der hier einen kleinen Wasserfall bildet. Wieder geht es in eine Thalerweiterung, deren Grund gut bestellte Aecker einnehmen, von bewaldeten Hugeln überragt. Diese Landereien gehörten einst den Indios von Tiripítio. Die Aufteilung des Gemeindelandes und die Verkaufserlaubnis haben das Land in die Hände der Fremden gebracht, und die ehemaligen Besitzer sind heute Arbeiter im Solde fremder Herren. Jenseits des nächsten Hügels stieg die Bahn in die von Bergen umstandene Einsenkung des Pátzcuaro-Sees hinab. Sein Spiegel erglänzte im Licht der Abendsonne, an seinem Ufer standen ein paar hölzerne Fischerhütten, von einer Reihe der charakteristischen Chupiri-Bäume (einer baumartigen Wolfsmilch) beschattet. Noch einen allerletzten Hügel umfuhr der Zug, dessen rötliches, vulkanisches Gestein von Barrancas zerrissen, von Grün bedeckt, im Schein der Abendsonne eine prächtige Farbenstimmung gab — und das Ziel war erreicht. Reittiere und Wagen standen bereit, die Ankömmlinge zur Stadt zu befördern. Nach halbstündiger Fahrt über schlechten Weg und noch schlechteres Pflaster gelangten wir glücklich zum Marktplatz von Pátzcuaro, wo wir im Hotel Concordia freundliche Wirte und gutes Unterkommen fanden.

* * *

Patzcuaro ist eine hübsche Stadt auf einer Terrasse über dem See gelegen, etwa eine halbe Stunde von ihm entfernt. Sie hat zwei schöne Plätze, die Alameda mit der Kathedrale und den Kaufläden, den Tiendas, unter den steinernen Lauben und den grossen Marktplatz mit schattenden Bäumen und der Pila, dem laufenden Brunnen. Wunderhübsch war das Bild von unserm Fenster auf den Abendmarkt. Es werden da bei Fackelschein an kleinen niedrigen Tischen Esswaren feilgehalten: Kaffee, Schokolade, erfrischende Getränke, Tortillas, süsses Gebäck, Chile-Sauce und was dergleichen Herrlichkeiten mehr sind. Das Gelände bringt es mit sich, dass die Strassen sich nicht durchweg dem sonst beliebten Schachbrett-System anschliessen, was höchst erfreulich wirkt. Die niedrigen Häuser sind fast durchgängig mit Lauben — Portales — versehen, deren Dächer auf leichten, manchmal hübsch geschnitzten Säulen ruhen. Es wird berichtet, dass schon die alten Tarasca-Indianer den Holzbau pflegten, im Gegensatz zu andern Stämmen. Ob sich diese Vorliebe auf ihre späteren Nachkommen vererbt hat? Jedenfalls macht Pátzcuaro durch diesen Baustil einen ganz andern Eindruck als andere mexikanische Städte, in denen man zu beiden Seiten der Strassen nur glatte Hauswände zu sehen gewohnt ist. — Unweit der Stadt bot ein massiger Hügel eine wundervolle Aussicht uber den See mit seinen Buchten und Inseln und das hügelige Gelände, alles umbuscht von der prächtigen, weissblühenden Parácua. Hier war

herrliche Gelegenheit zum Botanisieren. Wir mussten aber die unangenehme Wahrnehmung machen, dass auch Klapperschlangen den stillen, sonnigen Ort zu schätzen wussten.

Im Hotel wurde mir die seltene Gelegenheit eine ganze Gesellschaft Tarasca-Indianer fotografieren zu können. Die Männer der Gemeinde von Cuanajo waren zur Stadt gekommen, um ihre Ländereien ins Grundbuch eintragen zu lassen, damit nicht ein Fremder das unregistrierte Land von der Regierung erwerben könne. Ob der Advokat und der Hacendado, die mit ihnen verhandelten, ihnen die Sache in dem für die Indios oder



Blick auf Pátzcuaro

in dem für sie selbst günstigen Sinne auslegten, wurde mir nicht klar. Der Staat hat ja eben so wohl ein Interesse daran, den Eingeborenen ihren alten Besitz zu erhalten, als auch möglichst viel Land nutzbar zu machen; das geschieht natürlich durch die Fremden viel intensiver. Die alten Familien, die ziemlich stark gemischten Nachkommen der spanischen Eroberer, haben oft grossen Landbesitz, den sie nur zum kleinsten Teile durch Bebauung oder zur Viehwirtschaft nutzbar machen. Damit es nun den Leuten, die das Land auszunutzen gewillt sind, ermöglicht werde, Terrains zu erhalten, verlangt die Regierung eine genaue Angabe aller Ländereien, auf die der Besitzer Anspruch zu haben sich berechtigt glaubt. Indem für die ungenützten Flächen die gleiche Steuer erhoben wird, wie

für die angebauten, glaubt man die Leute williger zur Hergabe von Land zu machen. — Es ist mir nicht gelungen, zu erfahren, ob dies Gesetz nur auf dem Papier steht oder auch thatsächlich in Kraft ist.

* * *

Am andern Ufer des Sees, an seinem Ostende, liegt Tzintzuntzan, die alte Königstadt von Michoacan. Wie im Führer der Mexican Central R. R. und dem Appelton, dem Handbuch für amerikanische Vergnügungsreisende, zu lesen steht, ist dort in der Kirche des alten Franziskanerklosters ein Bild von Tizian zu sehen. Es konnte uns aus irgend einem Grunde, der mir entfallen ist, nicht gezeigt werden, was uns — wie ich zu unserer Schande gestehen muss — nur geringen Kummer machte, obgleich wir später öfter in die peinliche Lage gerieten, Leuten, die ihren Appelton gut studiert hatten, und nicht verfehlten, uns einem Examen zu unterwerfen, beschämt gestehen zu müssen, dass wir es nicht gesehen. Was uns tröstete, war der Gedanke, dass es Tizians in Europa genug gäbe, wahrscheinlich schönere, sicher echtere, Tarasca-Ruinen aber nur in Michoacan zu sehen sind.


Hieroglyphe Michoacan

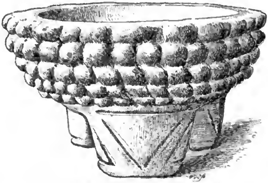
Michoacan — das Land der Leute, die Fische haben — war dem grossen, mächtigen Aztekenreich nie unterworfen, sondern bewahrte seine Selbständigkeit bis zur Conquista. Die Bewohner des Landes sprechen noch heute ihre alte Sprache; die wenigen Altertümer, die man in Museen und Privatsammlungen findet, zeigen eigentümlichen Stil. Da die Lagune von Pátzcuaro mit der Eisenbahn zu erreichen ist, so wundert man sich nicht, allerorts hören zu müssen, dass die meisten Altertümer fortgegeben sind. Nun finden die Leute zwar fortwährend neue Dinge, sind aber trotz der wachsenden Nachfrage zu sorglos zum Sammeln und zerbrechen vieles oder werfen es fort. Ein längerer Aufenthalt, sorgfältiges Fragen, eigenes Nachgraben könnten Ergebnisse liefern, obgleich mir scheint, dass diese Gegend überhaupt nicht so reich an Altertümern ist als andere Gebiete, da man in den Sammlungen so wenig findet. Auch auf der Historischen Ausstellung in Madrid im Jahre 1892, wo die Altertümer von Mexiko durch Schönheit und Menge einen ausgezeichneten Platz einnahmen, war von Michoacan nicht allzuviel vorhanden, obgleich die Regierung auch hier, wie in allen Winkeln des Landes, für die Ausstellung hatte sammeln lassen.



Die Lagune von Pátzcuaro

In Tzintzuntzan aber wollten wir die »Yácata« in Augenschein nehmen, wie hier die Reste alter Bauten aus vorspanischer Zeit bezeichnet werden, die man in Oaxaca »Mogote«, in der Huaxteca »Cu« nennt.

Wie schon erwähnt, liegt Tzintzuntzan am andern Seeufer, d. h. eigentlich am jenseitigen Abhange eines Vorgebirges, das sich weit in den See vorschiebt. So kommt es, dass man zu Wasser eben so lange braucht, es zu erreichen, als zu Lande. Da wir uns so vor die Wahl gestellt sahen: Boot oder Gaul, entschieden wir uns für diesen, weil es unbedingt unterhaltlicher ist, drei Stunden zu reiten, als sich im engen, unbequemen Einbaum langsam vorwärts rudern zu lassen, während einem die Sonne unbarmherzig auf den Schädel brennt. Zudem steht die Lagune in dem Ruf, gegen Abend oft recht unangenehm zu werden.



Alte Steinschüssel vom Pueblo de la Vuelta bei Tzintzuntzan
1/2 der natürlichen Grösse

Also unser erster Ritt nach sieben Jahren! Wir waren gespannt, wie er ausfallen würde und was unsere ungeübten und so viel älter gewordenen Knochen dazu sagen würden. Ich will gleich vorweg nehmen, dass es merkwürdig gut ging. Zwar waren die Steigbügel des Herrensattels zu kurz, und der Sattel, den ich benutzte, zu eng, so dass mein Mann lahm und ich wund wurde, aber wir konnten doch mit Sicherheit annehmen, dass wir auf eigenen, passenden Sätteln und leidlichen Reittieren die für die geplante Reise notwendigen, oft recht langen und mühseligen Ritte uns würden zutrauen können.

Der Weg führt zuerst ein Stück auf der alten Landstrasse nach Morelia entlang, die jetzt, seitdem es die Eisenbahn giebt, und zumal so kurz nach der Regenzeit, in vollständig verwahrlostem Zustande war. Wo die Landstrasse rechts um den Berg biegt, ging unser Weg geradeaus zum See herunter. Dort, an dem seichten, östlichen Ende desselben, ist

ein breiter Damm durch das Wasser geführt, dessen erste Anlage vielleicht in vorspanische Zeiten zurückreicht. Die alten Indios waren sehr geschickt in Damm-Bauten, das wissen wir aus den Berichten der Eroberer. Sie schnitten sicherlich schon den grossen Umweg ab, den ein Umgehen dieses sumpfigen See-Zipfels bedeutet. Jenseits dieser Calzada reitet man eine Weile auf ziemlich steinigem Wege am Ufer des Sees entlang, rechts den mit blühendem und duftendem Gestrüpp überwucherten Berghang. Dann folgt ein zweiter, ziemlich langer Damm durch einen tief einschneidenden Zipfel dieser vielarmigen Lagune — und das Vorgebirge,



Die Nachkommen der Könige von Tzintzuntzan

an dessen nördlichem Abhange Tzintzuntzan liegt, war erreicht. Noch eine gute Stunde, noch ein recht unangenehmes Stück steinigen und arg zerrissenen Weges — und wir waren am Ziel.

Dass der Glanz alter Königstädte verblasst, dass sie verfallen und dem Untergange geweiht sind, ist ja nichts seltenes, und zumal in diesem Lande, wo hohe alte Kulturen vernichtet und ausgerottet wurden, ohne dass die Eroberer vermocht hätten, etwas anderes an die Stelle des Zerstörten zu setzen. Alles sah schmutzig und verkommen aus: Menschen, Hauser, Gärten; nur die Pracht des blühenden Gesträuches, das alle Hügel und Thäler überzog, war die alte. — Ein wenig ausserhalb des Dorfes, auf der Höhe, lagen die alten Ruinen. Gerade in der Mittagsstunde, als es die





Bastionartige Aufmauerungen in den Ruinen von Tzintzuntzan

Sonne am besten meinte, kletterten wir, zwischen Maisfeldern und Gestrüpp hindurch, dort hinauf. Wir suchten uns — ziemlich vergeblich — einen Ueberblick über die ausgedehnte Anlage zu verschaffen; es war alles gar zu sehr übersponnen von Vegetation, und nicht flüchtige Stunden, sondern tagelange, angestrengte Arbeit würde erforderlich sein, genaue Aufnahmen zu machen. An einer Stelle, wo das bastionartig vorspringende, in schmalen Stufen aufsteigende Mauerwerk ein wenig freier lag, gelang es mir, einige fotografische Aufnahmen zu machen. Aber nur der fest zugreifenden Hand meines indianischen Begleiters und den eisernen Spitzen des Stativs verdanke ich, dass ich nicht mitsamt der Mauer, auf der ich mich aufgestellt hatte, und die noch ganz fest und vertrauenerweckend aussah, in die Tiefe stürzte.



Strasse in Tzintzuntzan

Wieder ins Dorf zurückgekehrt, versuchten wir mit den spärlichen mitgebrachten Vorräten unsern Hunger zu stillen; im Orte war nichts als Schnaps zu haben. Auf einem Gange durchs Dorf aber konnten wir noch einige kleine Altertümer erhandeln und mussten dann an den Heimweg denken, denn es war mittlerweile vier Uhr geworden, wir hatten gute drei Stunden zu reiten, und um sechs Uhr bricht die Nacht an. Wir trösteten uns damit, dass der fast volle Mond die Nächte herrlich erleuchte und ritten ab.

Die Regenzeit war zwar seit etwa drei Wochen vorüber, aber man macht in dieser Hinsicht stets neue Erfahrungen, da das Klima nach Höhenlage, Bewaldung, Windfall grosse Verschiedenheiten zeigt. In der

nahen Sierra schien es noch viel zu regnen, und offenbar üben auch die vielen Seen dieser Gegend einen nicht unerheblichen Einfluss auf die Feuchtigkeit der Atmosphäre aus. Fiel es uns doch schon auf der Herreise auf, dass der kleine Hügelrücken, der das Thal von Tiripitio vom Seenbecken von Pátzcuaro trennt, eine klimatische und vegetative Scheide bildet. Kurz und gut, um halb sechs, kurz ehe die Nacht hereinbrach, bedeckte sich der Himmel mit schwerem Gewölk, im Gebirge begann es zu regnen, dumpfer Donner grollte hinter uns, und starkes Wetterleuchten zuckte über den dunklen Himmel. Die Lagune war bewegt und schlug



Yácata bei Iguátio

mit heftigen Wellen gegen das felsige Ufer. Wir waren froh, nicht in dem schwanken Einbaum, sondern auf dem Rücken sicher dahinschreitender Gäule zu sitzen. Aber die Aussicht auf Regen war recht ungemütlich. Das dunkle Gewölk blieb jedoch hinter uns in den Bergen zurück, der Mond brach langsam durch, die Luft war frisch, und als wir das abscheuliche Pflaster der alten Landstrasse erreichten, stiegen wir ab und gingen die letzte halbe Stunde neben unsern Pferden her, vergnügt, unsere — durch zu kurze Steigbügel und zu engen Sattel — steif gewordenen Glieder wieder strecken zu können. Ich will gestehen, dass es mir auch später stets unbehaglich war, wenn es uns nicht gelang, zur rechten Zeit das Nacht-



Steinfigur in Pátzcuaro



Tarasca-Indianer von Cuanajo

quartier zu erreichen, sondern die Dunkelheit uns überraschte. Wenn es dann der Weg nur irgend erlaubte, stieg ich lieber ab und ging zu Fuss und liess mich darob ruhig von jedem Mexikaner auslachen.

Von den vielen Ruinen, die an den Ufern und auf den Inseln der Lagune verstreut liegen, wollten wir bei unserer kurz bemessenen Zeit nur noch die beim Dorfe Iguátio besuchen. Am Morgen des 1. November liessen wir uns über den See dorthin rudern. Da Allerheiligen war und grosser Markt in Pátzcuaro, wimmelte der See von grossen und kleinen Einbäumen mit Menschen angefüllt, die von allen Ufern her der Stadt zustrebten — ein malerischer Anblick.

Iguátio ist ein hübsches grosses Dorf, war aber heut wie ausgestorben, da alles zum Markte war. Wir gingen durch den Ort hindurch zu den Yácata, die hier weit klarer sich darstellen und eine ausgedehnte Anlage von Pyramiden mit umgebenden und verbindenden Mauern besser erkennen lassen, als in Tzintzuntzan.

Um die Mittagstunde dachten wir an die Rückkehr; der leichte Wind, der jeden Tag um diese Zeit sich aufmacht, brachte Kühlung, so dass es eine angenehme Fahrt gab. Von unsern beiden Ruderern zeigt das Titelbild den, der in Iguátio den Führer machte, im Feiertagsstaat, nämlich im frisch gewaschenen Hemd, mit dem grossen, mit reicher Silbertresse verzierten, mexikanischen Hut. Beide versprachen, am nächsten Tage alten Scherbenkram zu bringen, aber natürlich liessen sie sich vergeblich erwarten. — Als wir vom Seeufer zur Stadt hinauf gingen, begegneten uns schon viele der vom Markte zurückkehrenden Leute, die vor dem Abend ihre Heimat erreichen wollten; viele zurückrudernde Bote hatten wir schon getroffen. Es sieht ganz sonderbar aus, dass Männer und Frauen stets mit ihren seltsam geformten Rudern vom See heraufkommen, die sie nie im Boote liegen lassen. Diese Ruder werden in der nahen Sierra aus einem bestimmten Holze gefertigt und kommen

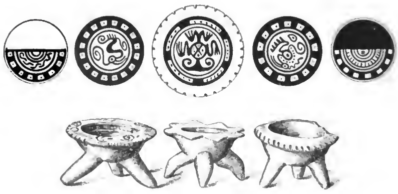


Ruder vom Pátzcuaro-See

als Handelsware in die Seengebiete herunter. Ich hatte Gelegenheit, unten am See eins zu erhandeln. — In der Stadt war noch lebhaftes Treiben von Indios, Ladinos und feinen Leuten; Hacendados zu Pferde, ja sogar eine Familie im Wagen waren im Hotel eingetroffen.

Die Röcke der Indianerweiber, die ja in ganz Mexiko und Mittelamerika nur aus einem um die Hüften gelegten Tuche bestehen, waren hier von festem dunkelblauem Stoff und in eine Menge kleiner Falten gelegt, die ich für genäht hielt. Da die Frauen aber kein Wort spanisch verstanden und zu misstrauisch waren, sich von einer Fremden berühren zu lassen, gelang es mir erst durch die freundlichen Dolmetscherdienste einer Ladeninhaberin, mich davon zu überzeugen, dass auch dieses mühsame Faltenwerk nur gelegt und von der schmalen Binde zusammengehalten wird. Die Geberdensprache, die mir sonst in solchen Fällen oft gute Dienste geleistet, versagte hier völlig.

Gegen Abend gingen wir noch einmal den schönen Hügel hinan, um von dem herrlichen Landschaftsbilde mit seiner Fülle blühender Paracua-Sträucher Abschied zu nehmen. Der nächste Tag führte uns wieder nach der Hauptstadt zurück.



Spindelnäpfchen



Zapotekische Altertümer.

ZWEITER ABSCHNITT.

Oaxaca.

13. November 1895 bis zum Jahresschluss.

Eisenbahnfahrt. — Gastfreunde. — Die Wasserleitung von S. Felipe. — Markthalle. — Cuilapa und Zaachila. — Hausindustrie. — Musik. — Import und Eisenbahn. — Don Porfirio Diaz' Empfehlungsbriefe. — Bei Monsignore Gillow. — Dr. Sologurens Sammlung. — Reisevorbereitungen. — Spaziergänge und Erholungen. — Weihnachten. — Veladas. — Nuestra Señora de la Soledad. — Eine Landpartie auf den Monte Alban. — Sylvester.

Unter den vielen Bildern, die an meiner Erinnerung vorüberziehen, gehört der Aufenthalt in Oaxaca und der Ritt durch die Mixteca zu den hellsten, freundlichsten der ganzen Reise. Kein Wunder! Wir waren frisch und thatendurstig, die Jahreszeit war für diesen Winkel die günstigste; warme Gastfreundschaft und freundliche Hilfe ward uns in Oaxaca von allen Seiten zu teil. Die Mixteca bot verhältnismässig geringe Mühseligkeiten und belohnte uns durch unerwartet günstige Erfolge.

Als wir vor sieben Jahren von der Hauptstadt nach Oaxaca reisten, konnten wir die Eisenbahn bis Esperanza benutzen, von dort gings mit einer Pferdebahn, die damals — es war im Mai — einigemal im Schmutz stecken blieb, bis Tehuacan; dann in einer kleinen Postkutsche — Goayin — bis Tecomavaca, und schliesslich waren noch zwei Tagereisen zu Pferde oder in Sänften, für die ein regelmässig organisierter Postdienst bestand, zurückzulegen. Jetzt führt von Puebla eine Bahn in einem Tage nach Oaxaca und hat somit diese Stadt der

Aussenwelt ein gut Stück näher gerückt. Die Bedeutung einer Eisenbahn liegt hier nicht nur in der Zeitersparnis, sondern eben so sehr in der Möglichkeit, zu jeder Zeit Waren und Menschen befördern zu können, während es früher keine Seltenheit war, dass Reisende zur Regenzeit tagelang zwischen den reissend angeschwollenen Flüssen wie in einer Mausefalle sassen, aus der kein Entrinnen war. Und erst die schweren zweirädrigen Ochsenkarren, die im unergründlichen Schmutz stecken blieben und oft neue Wege in den Wald hauen mussten, um vorwärts zu kommen!

Diesmal bestiegen wir am frühen Morgen des 13. November den Zug. Herrlich und gross erhoben sich vor uns die beiden Schneeberge, ohne vorgelagerte Ketten, unmittelbar, und daher weit mächtiger als im Thal von Mexiko über der Hochebene aufragend. Die Bahn folgt der Strasse, die seit uralten Zeiten von den reisenden Kaufleuten begangen wurde, und die von dem alten Emporium Cholula über Tepeyacac und Tecamachalco in das grosse, durch den Zusammenfluss zweier Ströme gebildete Flussthal führt, durch das der Weg nach Oaxaca läuft, und von dem links die alte Handelsstrasse nach Tabasco abzweigte.

Zur Linken hat man den schönen Berg, der in alter Zeit der Wasser- und Erdgöttin heilig war und den Namen Matlalcueye trug, d. h. die Frau mit dem blauen Rock. Ein lebendiges Beispiel der fantasiereichen und bezeichnenden Namengebung der alten Indianer, denn wahrlich, wie ein dunkelblaues Gewand schmiegt sich der Wald an die Seiten des Berges, während darüber, nackt und kahl, das vulkanische Gestein aufragt. Heut trägt der Berg den Namen der Malinche, der Geliebten des Cortés, ein Name, der nicht selten an die Stelle altheidnischer Bezeichnungen getreten ist. — Ehe man Tepeyacac erreicht, treten die Berge zurück, eine weite Fläche öffnet sich, und für wenige Minuten umfasst das Auge mit einem Blicke die drei mächtigsten, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel Mexikos: den Popocatepetl, die breit hingelagerte Iztaccihuatl und die schöne Pyramide des Poyauhtecatl oder Citlaltepetl, der heute Pico de Orizaba genannt wird.

Tepeyacac liegt an einem der Ausläufer der kahlen Kalkberge, die zur Rechten der Strasse sich hinziehen, das besagt auch der Name des Ortes, der »vorn am Berge«, an der Bergnase, bedeutet. Bald über lehmige, fruchtbare Felder, bald über trockene, kalkige, staubige Flächen geht die Bahn in grossen Schleifen abwärts nach Tecamachalco. Diese Gegend ist das alte Wohngebiet eines besonderen, vielleicht den Mixteken verwandten Stammes, der Popoluca. Hier ist man den Bergen, die den östlichen Rand der Hochebene bilden, schon nahe, und schon sieht man, wie sich die Cañada bildet, indem auch die Ketten zur Rechten schärfer abbrechen und höher aufragen. Die Bahn wendet sich nach Süden immer

abwärts, abwechselnd zwischen bestellten Feldern und aus Akazien bestehender Buschsteppe hin. Neben den Dörfern und Gehöften erheben sich von Busch und Bäumen umstandene, breite, viereckige Hügel: Wasserbehälter zur Versorgung von Haus und Hof. Denn es mangelt hier an Quellen und fliessendem Wasser. Das auf allmählich abfallender, blendender Kalkplatte gelegene Tehuacan ist bald erreicht. Vor sieben Jahren hatten wir das alte Pueblo besucht, das weit entfernt vom heutigen Ort, am andern Ufer des Flusses, näher dem Fusse der östlichen Berge liegt. Die Bahn führte uns in grossen Windungen über die weite, vom Camino real durchschnittene Fläche auf dem rechten Flussufer. Lange Zeit bildete die rote, nach Süden schauende Felswand, die hoch über der Stelle des alten Pueblo von Tehuacan aufragt, eine weithin sichtbare Landmarke. Dann kommen wir dem Flusse und der Strasse näher. Die niedrigen Hügel am jenseitigen Ufer sehen in der Ferne wie behaart aus, so dicht sind sie mit senkrecht aufragenden Säulenkaktus besetzt. Bestellte Felder und grüne Flächen ziehen sich in den Schluchten in die Höhe. Die weissen Häuschen drüben sind das Dorf Cozcatlan. Endlich wird der Fluss erreicht und überschritten. In dem Geröll seines Bettes erkennen wir die hohen Bäume mit weidenartigen Blättern und trichterförmigen goldgelben Blüten, die A-xochitl — Wasserblume — genannt werden.



Arctostaphylus Caeciliana. Loes. n. sp.
Strauch aus dem Bergwald oberhalb Dominguillo

Auf den Feldern zu seiten des Flusses aber begrüssen wir zum ersten Male die lichtgrünen Büschel des Zuckerrohres. — Bei Venta salada — dem Wirtshaus am Salzfluss — waren wir in die tiefe und heisse Schlucht gelangt und die Sonne stand hoch am Himmel. Die alte Strasse, die wir von früher kannten, führt Hügel auf und Hügel ab durch die Gesteinsmassen, die den ursprünglichen Boden der Cañada bildeten; die Eisenbahn folgt dem Flusse, der in diesen Boden noch ein tieferes Bett gegraben hat. Kahl und steil ragen die Abhänge auf, von trockenem, stachlichem Gebüsch — Akazien, Kaktus und andern Steppengewächsen — überzogen. Der Fluss selbst ist jetzt nur eine dünne Ader in breitem, sandigem Bett von hohen Bäumen umsäumt, über die eine rankende

2*

Winde mit grossen weissen Blüten dicke grüne Teppiche spinnt. Die Station Tecomavaca ist weit vom Ort entfernt, der an der alten Karrenstrasse liegt, von der Bahn aus aber unsichtbar bleibt. Dickes Gewölk lagerte über den östlichen Bergen, insbesondere über dem schmalen Spalt, in dem der Fluss von Quiotepec nach der atlantischen Seite durchbricht; dort regnete es augenscheinlich stark, auch wir bekamen einige Tropfen. — Weiter durch ein Gewirr niedriger, trockener Hügel. Bei Quiotepec wird der Rio Salado überschritten und nach kurzer Fahrt auch der südliche Arm, der Rio de Cuicatlan. Die alte Strasse zieht an seinem linken, westlichen Ufer, steigt stellenweise stark in die Höhe und senkt sich wieder, die ins Flussbett sich vorschiebenden Riegel zu überschreiten. Die Bahn bleibt in der tief zwischen hohen Bergen eingesenkten Schlucht am rechten Flussufer. Noch führt der Fluss reichlich Wasser, aber schon umsäumen Sandstreifen seine Ufer. Jenseits derselben breiten sich mit Bäumen bestandene Flächen, über denen allerhand Schlinggewächs eine üppige Vegetation bildet. Wasserlachen und Hinterwässer zeigen an, dass in der Regenzeit auch diese Flächen überflutet werden. Ja, häufig wird der Bahndamm auf weite Strecken unterspült und weggeschwemmt.

Die Ansiedlungen bleiben unsichtbar; sie liegen teils hinter den Hügelketten, die die Wand der Cañada bilden, teils hoch oben in den Schluchten versteckt, die die Ketten durchbrechen. Nur hin und wieder sieht man auf dem schmalen Thalboden lichtgrüne Zuckerrohrfelder und ein paar Hütten von Palmen überragt. Die nahen Abhänge sind trocken und mit Stachelgewächsen bestanden. Oben aber sind die Wände mit dunklem Grun bekleidet: dem aus Eichen und Erikaceen gebildeten lichten Bergwald, der hier überall in einer gewissen Höhe auftritt.

Die Haltestelle Cuicatlan liegt wieder weit ab von dem Ort, der alten Hauptstadt eines kleinen, den Zapoteken verwandten Stammes. — Eine kurze Strecke weiter, in Tomellin, war Mittagsstation. Chinesen machten hier, wie häufig an den Bahnlinien, Köche und Kellner. Sie kommen — wie andere Bedürfnisse des Bahnbetriebes — wie Wellblechdächer, Eisenbahnschwellen, Lokomotiven u. dergl. m. mit den amerikanischen Bahnen, aber zum Glück auch nur für diese, ins Land. — Während die alte Karrenstrasse der Schlucht bis ans Ende, bei Dominguillo, folgt und dann in steilem Anstieg die Höhe erklimmt, verlässt die Bahn das Hauptthal und steigt in einem von links herabziehenden Nebenthal hinan, einer endlos langen, schmalen, engen Schlucht, auf deren Grund ein Wässerlein lustig uber Felsen springt, während die Abhänge mit lichtem Baumwuchs bestanden sind. Die Fahrt durch diese Enge dauert fast fünf Stunden, ohne doch ermüdend zu werden, da die Hange

und die kulissenartig sich verschiebenden Bergriegel stets neue und fesselnde Bilder bieten. In der Abenddämmerung erreichten wir El Parian, wo rechts der Weg nach der Mixteca abzweigt. Um 8 Uhr endlich fuhren wir in Oaxaca ein.

* * *

Wir waren nicht fremd in Oaxaca, und da wir diesmal kein Wirtshaus aufzusuchen brauchten, sondern im gastlichen Hause unseres Konsuls, des Herrn Gustav Stein, als gern gesehene Freunde weilten, fühlten wir uns bald ganz heimisch in der hübschen Stadt. Die Familie Stein hatte ihre eigentliche Wohnung mitten in der Stadt für eine Weile verlassen müssen, da das ohnehin ein wenig altersschwache Haus vom letzten Erdbeben so heftig gelitten hatte, dass es einer gründlichen Reparatur dringend bedurfte. Die Familie hatte inzwischen ein Haus in dem neuen Stadtteil bezogen, der in der Nähe der Klöster Carmen und Santo Domingo entstanden ist; in der Richtung nach S. Felipe en Agua, einem beliebten Ziel für Ausflüge zu Pferde und zu Wagen. Wenn wir aus der Hausthür traten, so sahen wir am Ende der Strasse den mächtigen, waldreichen Berg von S. Felipe aufragen, dem Oaxaca eine grosse Wohlthat verdankt, nämlich sein herrliches Wasser, das schon in spanischer Zeit durch eine grosse gemauerte Wasserleitung der Stadt zugeführt wurde, und das heute in jedem Hofe in die steinernen Brunnenbecken rinnt. Nur hat man leider nicht daran gedacht Staubecken anzulegen und den Röhren verschliessbare Hähne zu geben. So ist es denn keine Seltenheit, dass der köstliche Reichtum während der heissen Frühlingsmonde versiegt, gerade wenn er am nötigsten wäre. Dem Hause gegenüber lag eine gut eingerichtete Badeanstalt inmitten eines blumenreichen Gartens. Sie besass zwei mit kaltem Wasser gefüllte Becken, sogenannte Tanques, deren Temperatur aber so kalt war, dass ich nach dem ersten Bade verzichtete und mich den einfach, aber gut und sauber eingerichteten Wannenbädern zuwandte, die überhaupt viel begehrt waren. Als wir aber im April des folgenden Jahres wiederkamen und bei der grossen Hitze nach Erfrischung lechzten, gab es weder hier, noch in einer der anderen Badeanstalten der Stadt Bäder, wegen Wassermangels.


Hieroglyphe Oaxaca

Wir hatten mancherlei in Oaxaca zu thun. Bis hierher hatte uns die Eisenbahn gebracht, jetzt aber galt es, Pferde und Sattelzeug zu kaufen, einen Burschen zu mieten, die notwendigen amtlichen und persönlichen

Empfehlungsschreiben für die Weiterreise zu beschaffen; es waren Sammlungen zu besichtigen, zu erwerben, zu verpacken. So kam es, dass wir uns mehrere Wochen aufhalten mussten, denn so freundliche Hilfe wir auch hatten, besonders durch unsern lieben Gastfreund, so will doch gut Ding Weile haben, und im spanischen Amerika noch mehr als anderswo. So blieb uns denn reichlich Zeit, uns umzuschauen, und das thaten



Im Patio

wir denn auch mit besonderer Vorliebe in der schönen und stattlichen Markthalle, nach der wir fast täglich unsere Schritte richteten, um täglich etwas neues zu sehen und zu lernen.

In unmittelbarer Nähe Oaxacas, am Fusse des Monte Alban liegen die grossen Indianerdörfer von Cuilapa und Zaachila.*) In alter Zeit drängte sich hier eine dichte Bevölkerung, denn hier lag die zapotekische Königstadt. Sicher trug die ragende Höhe des Monte Alban das Heiligtum

*) Siehe Reisebriefe aus Mexiko.

und zugleich die Zitadelle, und die alten Baureste dort oben sind die Grundmauern von Tempeln und Befestigungen. Auf den Abhängen des Berges und auf den Feldern der Gemarkungen von Cuilapa und Zaachila werden Altertümer in grosser Zahl gefunden: grosse Thonfiguren und Bruchstücke von solchen; kleinere Püppchen, Pfeifen, Thonköpfe, die in Formen hergestellt zu sein scheinen und einen eigenen, ganz bestimmten Stil zeigen. Die Indianer dieser Dörfer sowohl als anderer, in weiterer Entfernung liegender, sind die Verkäufer in der Markthalle. Neben



Vorstadtstrasse bei der Wasserleitung

Lebensmitteln aller Art, werden da auch Arm- und Halsbänder aus kleinen Früchten, denen besonders wohlthätige Wirkungen innewohnen sollen, feilgeboten; alle Arten von Heilkräutern gegen jegliches Gebresten von Mensch und Tier. Die Bewohner der entlegenen Dörfer des Gebirges kamen an bestimmten Tagen zur Stadt und brachten ihre kleinen Erzeugnisse zu Markte; unter anderm auch die bunten Binden, mit denen die Frauen ihre Röcke, die Männer ihre Hosen über den Hüften festhalten. Diese schmalen Fajas werden in Breiten von etwa 2—5 cm gefertigt, ihre Grundfarben sind schwarz und weiss, oder rot und weiss, die Kettfäden oft grün und violett. Tanzende Figuren, Tiere, Blumen sind hineingewebt,

die manchmal fast an alten Stil erinnern. Ferner findet man da die hübschen bunten Hangmatten aus Pitafaser, die ohne Knoten geflochten sind; zierliche Täschchen aus gefärbtem Palmstroh; Pichanchas, d. h. Siebe aus Kalabasse, deren Ränder mit hübschen eingeätzten und braungemalten Blattornamenten versehen sind. Kurz, mancherlei Dinge, an denen die Geschicklichkeit der eingeborenen Bevölkerung immer noch deutlich zu Tage tritt. Bei der grossen Kinderfreundlichkeit aller Mexikaner — wes



Vorstadtstrasse

Stammes und Blutes sie auch sein mögen — kann die Fülle des Spielzeuges kaum überraschen, die nicht nur hier, sondern auf allen grösseren Märkten, z. B. auch unter den Portales in Mexiko, einen breiten Raum einnimmt. Alle nur denkbaren Formen der gebräuchlichen Haus- und Küchengeräte findet man da in kleinstem Massstabe.

Die Indianer, die zu Markte in die Stadt kommen, bilden auch einen grossen Teil des kaufenden Publikums der kleinen, um die Markthalle herum liegenden Läden und der grossen Mercerias, d. h. der Importgeschäfte, in

denen man vom einfachsten Handwerkzeug bis zur eleganten Salonlampe ungefähr alles haben kann, was in der Hütte des Armen und im Hause des Reichen gebraucht wird. Ausser Handwerkzeug und andern unentbehrlichen Dingen sind die Indianer Käufer von Musikinstrumenten, da manche der wohlhabenden Gemeinden ein ganzes Orchester besitzen. Die Musikanten kommen hin und wieder abends zur Musik in die Stadt, um zuzuhören. Da sie natürlich keine Noten kennen, ist dies ihre ganze



Aussicht vom Kloster Carmen auf die Kirche von S. Domingo

musikalische Ausbildung. Man hört viel deutsche Musikstücke auf der Abendpromenade, da die deutschen Handelshäuser mit den Instrumenten auch zugleich die Noten einführen.

Die grossen Importgeschäfte aller Art waren übrigens nicht sehr begeistert von der Eisenbahnverbindung, die Oaxaca der Aussenwelt so viel näher gebracht hat. Die Art des Geschäfts muss sich naturgemäss ändern mit der Art der Verkehrswege. Der reisende Kaufmann tritt jetzt unmittelbar mit dem Abnehmer in Verbindung und sendet ihm die be-

stellten Waren direkt ins Haus, was bei dem früheren umständlichen Verkehr durch Ochsenkarren und auf Maultierrücken seine Schwierigkeiten hatte. Nun, solche Klagen sind nicht neu, sondern nur die Bestätigung des alten Spruches: Wat den Eenen sin Uhl, is den Annern sin Nachtigall.

* * *



Aussicht vom Kloster Carmen

Kurz ehe wir die Hauptstadt verlassen hatten, waren wir bei dem Präsidenten der Republik, Porfirio Diaz gewesen, um ihn persönlich um die nötigen Empfehlungsschreiben für die Reise zu bitten. Seine Liebenswürdigkeit, sein lebhaftes Interesse für alles, was seinem Lande in irgend einer Beziehung von Nutzen sein kann, also auch für die Erforschung der Vergangenheit, seine Förderung rein ideeller Bestrebungen auf wissenschaftlichem Gebiete sind bekannt. So war dieser Besuch für uns nicht nur durch die persönliche Beziehung zu einem so hervorragenden Manne





Holzidol der Mixe-Indianer, im Besitz des Erzbischofs Gillow in Oaxaca

erfreulich, sondern auch im höchsten Grade nützlich, denn Don Porfirio gab uns nicht nur amtliche Empfehlungsbriefe, sondern auch solche an persönliche Freunde.

Unter diesen befand sich einer an den Erzbischof von Oaxaca, Monsignore Gillow, den wir gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes abgaben. Der Erzbischof wohnte im Kloster Carmen. Im Mittelpunkte der Stadt war ein neuer erzbischöflicher Palast im Bau, der sehr kostbar und prächtig zu werden versprach. Er wird dort wahrscheinlich bequemer wohnen, als in dem alten Kloster, aber die herrliche Aussicht von der Gallerie, die freie Lage und der schöne Garten sind Reize, die dem neuen Palaste mangeln. Monsignore Gillow ist von Geburt Engländer (die Mexikaner sprechen den Namen spanisch — Jilo — aus), in Rom erzogen und viel gereist; er spricht natürlich englisch, französisch, spanisch und italienisch. Aus dem reichen, gesunden Gesicht des hochgewachsenen Mannes spricht Klugheit und die Freude an den Genüssen dieser Welt. Er war sehr liebenswürdig und führte eine lebhafte Unterhaltung, in deren Verlauf er uns manche beachtenswerte Mitteilung über den heutigen Götzendienst der Indianer machte, der überall als Unterströmung ihres Christentumes noch vorhanden ist. In seinem Besitze befand sich ein hölzernes Gefäss, das ein visitierender Priester im Jahre 1898 in einem Gebirgsdorfe der Mixe vom Altare genommen hatte, wo es friedlich neben einem Kruzifix und einem Muttergottesbilde gestanden hatte.*) Dieses sonderbare — wahrscheinlich alte — Gefäss wurde fotografiert, ebenso wie die schöne Aussicht. Ausser diesen nützlichen Aufschlüssen aber erhielten wir auch wertvolle Empfehlungen, denn oft genug thun die geistlichen Briefe bessere Dienste als die der weltlichen Behörde.

* * *

Der Staat Oaxaca war in alter Zeit und ist noch heute in seinem Hauptteil von verschiedenen Stämmen der zapotekisch-mixtekischen Sprachfamilie bewohnt, die es, gleich den Mexikanern, zu einem hohen Grade von Kultur gebracht hatten. Er ist daher reich an Altertümern, und in seiner Hauptstadt giebt es genug Leute, die sich für dergleichen interessieren. Ausser dem Museum, dessen Bestand sich seit unserm letzten Besuche vor sieben Jahren nicht wesentlich vermehrt hatte, waren einige Privatsammlungen zu besichtigen. Unter diesen an erster Stelle die des Doktor Sologuren, eines ebenso tüchtigen Arztes als Altertumskenners. Wir hatten seine und seiner Sammlung Bekanntschaft schon bei unserm ersten Aufenthalte in Oaxaca gemacht; er besass damals

*) Götzendienerei unter den heutigen Indianern Mexikos von Dr. Ed. Seler. Globus LXIX No. 23.

schon wundervolle Sachen, aber wir waren nicht wenig erstaunt, als wir sahen, in welchem Masse sein Museum angewachsen war. Dr. Sologuren kommt als Arzt weit im Lande umher und alle seine dankbaren Patienten, deren er unter Ladinos und Indios zählt, wissen sehr wohl, womit sie ihm eine Freude machen können. Mancher arme Teufel, der nicht bezahlen kann, trägt seine Schuld durch eine schön bemalte Schale ab, auf die sein primitiver Pflug beim Ackern stiess. Zudem besitzt Dr. Sologuren eine ausgebreitete Vetterschaft, die im Lande zerstreut wohnt und für ihn sammelt. Kein Wunder, dass seine Sammlung nicht nur gross, sondern auch ausgesucht schön ist und neben den allgemein bekannten Formen auch ganz absonderlich geformte Stücke enthält. Auch kleine Kostbarkeiten aus Grünstein und andern geschätzten Steinen und manches alte Schmuckstück aus Gold ist da zu sehen. Da wurde nun gezeichnet und fotografiert und erzählt und debattiert. So sehr der Doktor an seinen Schätzen hing, verkaufen wollte er sie doch. Aber er verlangte einen Preis, der ganz fabelhaft schien.

Andere Sammlungen waren da, die zum Verkauf standen zu erschwinglichen Preisen, und von denen konnten auch wir einiges erwerben. Aber soviel auch verkauft werden mag, nach kurzer Zeit sind wieder neue Schätze angehäuft, denn das Land steckt voll von Altertümern. An allen Ecken und Enden kommen sie zu Tage.



Kleine Thonköpfe von Cuilapa-Zaachila

Inzwischen waren unsere Reisevorbereitungen mit Hilfe unseres Wirtes gut gediehen: es standen Tiere bereit, es war ein Bursche gemietet. Luis war nicht mehr ganz jung, als zuverlässig bekannt und wusste gut mit Pferden umzugehen. Da er ein Mixteke war, so war er für den vorerst geplanten kurzen Ausflug in die Mixteca doppelt schätzenswert. Für diesen Abstecher, der nur für acht Tage berechnet war,

genügte auch ein Packtier, ein braver, alter Schimmel, der auch später getreulich bis Tonalá aushielt, wo er erkrankte und wir ihn zu unserm Kummer zurücklassen mussten.

Bei der Art in jenen Ländern zu reisen, bei den besonderen Zielen, die wir auf unsern Wegen verfolgten, kann man nie genau vorher wissen, wie lange ein Ausflug wirklich dauern wird. Statt der acht Tage waren drei Wochen ins Land gegangen, ehe wir von dem Ritt in die Mixteca, von dem im nächsten Abschnitt genaueres erzählt wird, nach Oaxaca zurückkehrten. Und es wurde allmählich Zeit, ernsthaft an den Aufbruch zu denken. Ehe wir aber fortgingen, mussten unsere Sammlungen verpackt werden,



Monte Alban

sowohl die am Orte erworbenen, als die aus der Mixteca mitgebrachten. Diese Arbeit nahm eine volle Woche in Anspruch, und schon hier, in der grossen Stadt, machte die Beschaffung von Kisten und Packmaterial einige Mühe und gab uns einen Vorgeschmack von dem, was unser später harrte.

Hier und da blieb auch eine Stunde zum Spazierengehen frei, und da erinnere ich mich mit besonderem Vergnügen der abendlichen Promenade über den Berg, der die Vorstadt Xochimilco vom Marquesado trennt. Marquesado heisst die nördliche Vorstadt von Oaxaca. Sie heisst so nach dem Eroberer Cortés, der als Lohn für seine Verdienste den Titel »Marques del Valle« erhielt, nach dem Thale von Oaxaca, das er zum

grossen Teile, nebst andern guten Ländereien als Erb- und Eigentum erhielt. Dieser niedrige Berg, der die beiden Vorstädte trennt, bot hübsche Blicke und botanisch reiche Ausbeute.

Auch an abendlichen Vergnügen hatte es während unseres Aufenthaltes nicht gefehlt. Der Zirkus Orrin gab Vorstellungen, die recht gut waren, und eine Truppe Schauspieler gab welche, die recht schlecht waren. Das Theater war stets gefüllt mit der besten Gesellschaft, darunter manche Leute, die in der Hauptstadt, ja in Europa schon wirkliche Kunstgenüsse kennen gelernt hatten; und doch wohnten sie hier jeder Vorstellung bei.

Nicht nur ein Vergnügen, sondern eine wahre Erfrischung waren die abendlichen Spaziergänge unter den Orangenbäumen des Platzes vor dem Regierungspalast. Hier traf man Bekannte, plauderte, sass, promenierte und sog mit Behagen die kühlere Abendluft nach der Arbeit und Hitze des Tages ein.

* * *

Inzwischen war Weihnachten herangekommen; zwar keine deutschen Weihnachten, aber ein deutscher Weihnachtsbaum. Die deutschen Familien geben ihren indianischen Holz- und Kohlen-Lieferanten schon wochenlang vorher den Auftrag, ihnen einen Nadelholzbaum zu besorgen, und aus den Wäldern des Cerro de San Felipe wird er pünktlich zur Stelle geschafft, wird geputzt und mit Lichtern besteckt. Und am Abend des 24. Dezember brannten etwa ein halbes Dutzend Weihnachtsbäume in Oaxaca. Aber trotz alledem, trotz der reichbeschenkten Kinderschar — die rechte Weihnachtsstimmung war doch nicht vorhanden. Draussen war Sommer und eine Menge, die nichts von dem wusste, was der Weihnachtsbaum in Deutschland bedeutet. Der Baum allein aber thut es nicht, das habe ich erfahren, so oft ich auch dies Fest im Auslande gefeiert habe.

Die Mexikaner feiern ihre Weihnachten durch die Veladas*), die schon während der Adventszeit beginnen. Es vereinigen sich mehrere Familien zu dieser Feier, in der kindliche Andacht und weltliches Vergnügen aufs seltsamste verknüpft sind. Man kommt die letzten Wochen vor Weihnachten am Abend zusammen, in der Sala ist eine Art Altar errichtet, auf dem eine Darstellung der Jungfrau auf dem Esel zu sehen ist, von Kerzen und Blumen umgeben. Frauen und Kinder knieen davor mit Kerzen in den Händen und singen seltsam kindliche Melodien, eine Art Litanei; dann wird von aussen an die Thür geklopft und die auf der Reise Obdach suchende Jungfrau gebeten, herein zu treten. Manchmal auch zieht die singende, Kerzen tragende Schar durchs ganze Haus. Es

*) Auch unter dem Namen Posadas bekannt.



Bei der Wasserleitung von S. Felipe

handelt sich also um die Ueberbleibsel einer dramatischen Darstellung der Geschehnisse, die der Geburt des Heilandes vorausgehen. Die Musikinstrumente, die den Gesang begleiten, sind kleine Pfeifen aus Blech, an deren einem Ende ein löffelförmiges hohles Blechstück sitzt, das einen Resonnanzboden abgiebt. Die Töne, die auf diese Weise hervorgebracht werden, sind durchdringend, aber nicht unangenehm. Es gehört aber eine gewisse Uebung dazu, das Pfeifchen, das eigentlich einem Kinderspielzeug gleicht, richtig zu gebrauchen. Den Anfangsbuchstaben dieses Abschnittes zieren drei solcher Pfeifchen. — Den Abend beschliesst jedesmal eine Tertulla, eine harmlose gesellige Zusammenkunft, bei der Zuckerwerk herumgereicht wird. Am heiligen Abend ist die Darstellung der reisenden Jungfrau durch die Krippe verdrängt und an Stelle der Tertulla findet ein Ball statt.



Eingang zu einer unterirdischen Kammer auf dem Monte Alban

Heiligabend ist grosser Radieschen-Markt in der Halle. Alles strömt dorthin, um Rabanos zu kaufen, zu essen, sich gegenseitig anzubieten. Den Grund dieser sonderbaren Sitte vermag ich nicht anzugeben.

Aber auch die Indios feiern um diese Zeit ein grosses Fest, das der Señora de la Soledad, die eine stattliche Kirche am Eingange zur Stadt besitzt. An der Mauer der Kirche sprudelt eine Quelle, und neben der kirchlichen Feier besteht der Gebrauch bei den Indianern, die im Laufe des letzten Jahres geborenen Kinder in dieses kalte, heilsame Wasser zu tauchen. Natürlich überstehen nur die kräftigen und gesunden Kinder diese Kur.

Für den zweiten Feiertag hatte Dr. Sologuren eine Landpartie auf den Monte Alban vorbereitet mit archäologischem Hintergrund, denn es sollten Aufgrabungen an einer Stelle vorgenommen werden, wo man auf Reliefdarstellungen gestossen war. Der Monte Alban ist eine »great attraction« für alle Archäologen Oaxacas. Mit Recht; denn obgleich man seit langem weiss, dass er mancherlei Reste verschiedenster Art trägt, dass er eine Befestigung von Bedeutung vorstellte, wozu er durch seine

Lage in hohem Masse geeignet erscheint, sind doch seine Ruinen noch wenig erforscht; erst nach und nach beginnt sich einige Klarheit über ihre Lage zueinander und die Bedeutung der einzelnen Teile zu verbreiten. Jede Unternehmung dort oben fördert neues ans Licht. Schon Mühlenpfordt hat die Ruinen untersucht, und sein Atlas von Mitla, der in der Bibliothek von Oaxaca aufbewahrt wird, enthält auch einen Plan der Ruinen des Monte Alban.*) Auch wir waren im Sommer des Jahres 1888 hinaufgeritten, um wenigstens flüchtig Umschau zu halten. Oben sind Mais-



Reliefs auf dem Monte Alban

felder und Buschwerk, so dass eine Uebersicht sehr erschwert ist. Um diese zu erhalten, müsste einmal der ganze Berg abgebrannt werden.

Morgens — d. h. nach landesüblicher Art eine Stunde später als angesagt — versammelten sich etwa zwanzig Reiter, und in heiterer Stimmung ritten wir zuerst durch den breiten, aber jetzt schon ziemlich wasserarmen Fluss, und dann den Berg hinauf. Oben besichtigten wir gruppenweis die verschiedenen Gebäudeanlagen, es wurde botanisiert, fotografiert, geschwatzt, bis uns ein mitgebrachtes Frühstück unter dem spärlichen Schatten eines Bäumchens auf der Plaza vereinigte, da wo mehrere grössere Mauerreste und Pyramiden sich um einen weiten Raum ziemlich regelmässig gruppieren; eine Anlage, die sich bei allen bedeutenderen

*) Veröffentlicht in Peñafiel, Monumentos del Arte Antiguo Mexicano.



Eine Landpartie auf dem Monte Alban

Ruinenkomplexen wiederholt. Nachdem wir diesem wichtigen Abschnitt des Tages die nötige Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet hatten, wobei es gerade so heiter und ungezwungen herging wie bei einem deutschen Piknik, wurde die Aufgrabung in Angriff genommen. Es zeigte sich, dass die Reliefplatten einen sich neigenden und verjüngenden Gang bildeten, der zu einem unterirdischen Raume fuhrte. Leider fehlte die Zeit zu genaueren Untersuchungen und Messungen, die vielleicht inzwischen von Oaxaqueños ausgeführt worden sind, obgleich ich bisher nichts darüber erfahren habe. Meine fotografischen Aufnahmen waren leider ganz unbrauchbar, da das Paket Platten verschleiert war. (Bekanntlich geraten ja wichtige Aufnahmen meist auf schlechte Platten.) Um so dankbarer sind wir dem Teilnehmer des Ausfluges, der glücklicher war, und uns seine Aufnahmen liebenswürdig zur Verfugung stellte.

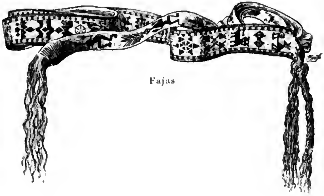
An dem Ausfluge, der zu allseitiger Befriedigung verlief, nahmen ausser uns noch zwei Deutsche teil: der inzwischen leider verstorbene jugendliche Sohn der Familie Hinrichs und ein bayerischer Brauer, der sich in Oaxaca aufhielt, um die dortige Brauerei nach neuestem Muster einzurichten und zu betreiben. Denn es giebt dort eine Brauerei, sowie an vielen andern Orten der Republik. Wenn ich nicht irre, waren es zur Zeit vierzehn, natürlich alle in Tierra fria oder templada. Aber das einheimische Bier wurde in langen Maultierzügen nach allen Teilen des Landes verschickt und machte dem Importbier eine erfolgreiche Konkurrenz, da es schmackhaft und viel leichter ist als das eingeführte echte.

Es war ein sehr merkwürdiges Bild, das der der Brauerei gehörige, draussen neben der Alameda gelegene Biergarten an den Nachmittagen bot, an denen die Musik spielte. Wie auf einem bescheidenen Münchener Keller in früheren Jahren, standen lange hölzerne Tische und Bänke dort, die meist von durstigen Seelen der Gesellschaft besetzt waren. Die Reiter aber, die an solchen Promenaden-Nachmittagen ihre schönen Pferde und Anzüge spazieren führten, um vor den Damen zu glänzen, kamen in den Garten hereingeritten, um ein Stegreifseidel zu trinken. Die malerische mexikanische Reitertracht, der grosse, spitze, von Silbertressen strotzende Hut, die prächtig aufgezäumten, lebhaften Pferde und dazu Bier! Einer jener Anachronismen, an denen dieses Land so reich ist.

Inzwischen war auch das Weihnachtsfest vorüber, aber nun wollte man uns nicht vor Jahresschluss ziehen lassen. Und so verbrachten wir noch einen sehr vergnügten Sylvesterabend in der liebenswürdigen, an frischer Jugend so reichen Familie Hinrichs. Lebende Bilder aus deutschen Märchen, ein brennender Baum, Tanz, Bowle und Volkslieder von allen gegenwärtigen Deutschen — es waren etwa fünfzehn — aus voller Kehle angestimmt. Die Mexikaner, welche zugegen waren, staunten ob der überschaumenden Lust. — Es war ziemlich früh am Morgen, als wir

auseinander gingen, und da ein kalter Nordwind durch die Gassen blies, wurde uns ganz heimatlich zu Mute.

Am 2. Januar nahmen wir endlich von unsern lieben Gastfreunden Abschied, und das eigentliche Reiseleben begann. Die meisten Leute, die von Mexico oder Oaxaca nach Guatemala wollen, benutzen die Bahn nach Veracruz, schiffen sich dort nach Coatzacoalcos ein, fahren mit der Isthmusbahn nach Tehuantepec und Salina Cruz, um sich mit einem Küstendampfer nach S. José zu begeben, von wo die Eisenbahn sie bis zur Stadt Guatemala befördert. Klappt auf diesem Wege alles — was natürlich niemals der Fall ist — so kann man in vierzehn Tagen Guatemala erreichen. Auf dem Wege, den wir wählten, und den in seiner ganzen Ausdehnung zu machen heute nur noch wenige Veranlassung haben, braucht man zum mindesten vierzig Tage. Wir waren aber über drei Monate unterwegs, da wir uns oft aufhielten und manchen Kreuz- und Querzug unternahmen.



Fajas



Kleine Thonkrügchen aus Nochistlan

DRITTER ABSCHNITT.

Ein Ritt in die Mixteca Alta.

26. November bis 16. Dezember 1895.

El Tren de cuatro patas. — Etla, Huitzo, El Parian. — Landschaftliches. — Nach Nochistlan. — Archäologisches. — Ueber Tillo nach Yanhuitlan. — Die Kirche von Yanhuitlan. — Handel mit Altertümern. — Landschaft. — Maisernte. — Teposcolula. — Temazcal. — Das Pueblo viejo. — Mixtlan. — Tlaxiaco. — Politisches. — Achuitla und seine Leute. — Scharfe Speise. — Indianische Führer. — Yucuañi. — Die Hütte. — Um ein Hemd. — Schwerer Weg. — Entlaubte Palmen. — Im Pfarrhof von Tilantongo. — Doña Lupe. — Der Kreis wird geschlossen. — Cuauhtlilla. — Abend im Corral. — Trennung.

Endlich waren wir soweit reisefertig, um den kleinen Abstecher nach der Mixteca antreten zu können. Im Jahre 1888 war unser Wunsch, dieses Bergland zu besuchen, durch die heftig einsetzende Regenzeit vereitelt worden. Jetzt durften wir wohl vor Antritt der grossen Reise nach Guatemala noch eine kurze Zeit der Erfüllung desselben opfern. Es war gleich eine kleine Probe für die Pferde und den Burschen Luis. Die einen und der andere bewährten sich, und die drei Reittiere hielten später die Reise bis Guatemala aus, wo sie reisemüde, aber gesund eintrafen, so dass wir sie ohne Verlust verkaufen konnten. Dies hatte allerdings seinen Grund darin, dass im Staate Oaxaca die Pferdezucht blüht und man sehr billig Tiere kaufen kann, während in Guatemala ziemlich hohe Preise gezahlt werden. Luis, der uns später leider nur bis Tehuantepec begleiten konnte, war aus der Mixteca gebürtig, also doppelt brauchbar für diese kleine Reise, die eigentlich auf etwa acht Tage berechnet war, aber natürlich sich über drei Wochen ausdehnte. Wir haben auch später

3*

noch häufig genug die Erfahrung machen müssen, dass wir zu allem mehr Zeit brauchten, als wir vorhersehen konnten. Das »mañana« spielt neben den vielen nicht vorherzusehenden Zwischenfällen eine gar zu grosse Rolle.

So verliessen wir denn Oaxaca am 26. November »en el tren de cuatro patas« — in dem vierbeinigen Eisenbahnzuge — wie man scherzhaft sagt. Für die erste Strecke bis El Parian hatten wir auch den wirklichen, rollenden benutzen können, aber verschiedene praktische Erwagungen liessen uns davon abstehen. Die erste Tagereise führte uns auf demselben Wege aus dem breiten und langen Thal heraus, den wir vor sieben Jahren, als es noch keine Eisenbahn gab, entlang geritten waren. Soweit sich dieses Thal erstreckt, d. h. von Etla bis Mitla, stellt er eine breite fahrbare Strasse dar. Damals hatte die beginnende Regenzeit über die grauen Berge einen grünen Schleier gezaubert; diesmal waren Staub und glühende Sonne unsere Begleiter. Der Weg ist einförmig genug. Auch die Stadt Etla — mit ihrem zapotekischen Namen Loo-huana, d. i. Ort der Lebensmittel — bietet nichts. Auf dem Felsriegel, der sich quer ins Thal vorschiebt, bezeichnen einige Hügel, zwischen denen ein Kirchlein sich erhebt, die Stelle der alten Niederlassung. Aus der Gegend von Etla stammen viele der zapotekischen Altertümer in den Sammlungen. Eine Reihe herrlich gearbeiteter Grabplatten ist im Hofe des Museums von Oaxaca aufgestellt.


Hieroglyphe Quauhxilotitlan (Huitzo)

Ein Stück weiterhin fällt ein langgestreckter Berg auf, der sich von der nördlich das Thal begrenzenden Kette ablöst. Schon von weitem heben sich die künstlichen Hügel, die Ueberreste von Tempelbauten, Gräbern, Häusern ab — im Zapoteken-Lande als Mogotes oder Teteles bekannt —, die den Ort der alten Stadt Uiya-zoo, Kriegswacht, bezeichnen, der Grenzfeste, die die aus der grossen Cañada von Dominguillo und Tecomavaca heraufführenden Wege bewachte. Als Quauhxilotitlan — Ort der Quauhxilotes (einer essbaren Baumfrucht) — ist die Stadt in der Tributliste der mexikanischen Könige aufgeführt, was von den Spaniern in Guajolotitlan — Ort der Truthähne — verwelscht worden ist. Der von den Mönchen in's Thal verlegte Ort besteht heute aus drei zusammenhangenden Dorfgemeinden, die gemeinsam den Namen Huitzo (aus Uiya-zoo) führen, und den Heiligen San Jago, Pablo und Francisco zugehören. Dies war als Ziel unserer ersten Tagereise vorgesehen. Wir hatten noch den grossen Meson in angenehmer Erinnerung, in dem wir damals übernachtet hatten, ohne zu bedenken, dass der inzwischen eröffnete Eisenbahnbetrieb die Verhaltnisse



Grabplatten von Etla im Museum von Oaxaca

geändert hatte. Die grossen Wirtshäuser an der alten, von Reisenden nicht mehr belebten Strasse, die früher mit staatlicher Unterstützung erhalten wurden — eine Art Posthalterei vorstellend, — sind eingegangen. Aber zwei der landesüblichen Holzpritschen waren doch zu erlangen und auch ein gutes Nachtessen.

Unser Weg am nächsten Tage durchlief zwei Schluchten, in deren einer wir hinaufstiegen, während wir in der andern abwärts zogen. Dazwischen hatten wir die Wasserscheide zu überschreiten, auf deren Höhe der Ort Las Sedas gelegen ist. Auf- und Abstiege waren steil, und wir hatten Not, auf den schmalen Wegen an den bepackten Maultierkarawanen vorüberzukommen, die uns in langen Zügen begegneten. Die grossen, in Matten eingenähten Bündel enthielten Baumwolle, die von Jamiltepec und Juquila an der pazifischen Küste auf dem Wege durch die Mixteca nach Oaxaca geschafft wird. — Der Abhang, der in die Schlucht hinabführte, war schön bewaldet. Das dichte schattende Laubdach unserer heimischen Wälder sucht man freilich ebenso vergeblich in diesen Bergwäldern, wie hochaufragende Stämme. Dagegen hat in dem lockeren Bestande jeder Baum die Möglichkeit, sich frei und individuell auszuwachsen. Und das Auge erfreut sich an der Mannigfaltigkeit der Formen und des Laubwerks. Zum ersten Male begegnete uns hier eine Thuya, zusammenhängenden Bestand bildend, die wir freilich später in der Mixteca noch oft antrafen. — Die Schluchtbilder waren typische: wo es der Raum zwischen Bach und Berg gestattete, waren kleine Ackerstückchen — mit dem mexikanischen Worte »milpa« ganz allgemein bezeichnet — zu sehen und primitive von Baumen beschattete Hütten, und davor in friedlicher Eintracht Schweine, Hunde und nackte Kinder. Die abwärts ziehende Schlucht war lang, und wo sie sich fast klammartig verengte, mussten wir noch einmal die Höhe erklimmen, wofür wir durch einen herrlichen Blick belohnt wurden: in die tiefe Schlucht hinab und vorwärts auf hohe Gebirgsmassen, auf deren uns zugewandtem Abhange unser Weg in die Mixteca als schmaler weisser Streif zwischen dunklen Wäldern und weiter hinan die Kirche von S. Pedro Adeque sichtbar ward. — Noch war eine abscheuliche Wegstrecke, die durch den Bahnbau nicht verbessert worden —, im Bachbett entlang über Felsblöcke und Geröll zu überwinden, ehe wir die elenden, unordentlichen Hütten von El Parian erreichten. Wir konnten im Stationsgebäude nächtigen, die Pferde wurden in einem Corral an der jenseitigen Berglehne untergebracht.

Briefe aus der Mixteca.

3. Dezember 1895.

Wer da denkt, dass es unter den Tropen immer heiss sei und während der trockenen Jahreszeit ein ewig blauer Himmel lache, der möge hierher, in das mixtekische Bergland reisen, um eines Bessern belehrt zu werden. Diese Hochthäler haben einen ziemlich kalten Winter; im Januar und Februar soll Frost nicht selten sein, und jetzt wickeln wir uns morgens und abends fröstelnd in unsere Zarapes und decken uns nachts mit allen unsern wärmenden Hüllen zu. Da auch der Himmel oft von Wolken umzogen ist, leiden wir auch tagsüber selten von der Hitze. Aber wenn der Himmel blau und klar ist, brennt freilich die Sonne gehörig. Trotzdem hat man den Eindruck eines Tropenlandes gar nicht, sondern glaubt sich bald in europäisches Karstgebiet, bald nach Italien, ja zuweilen fast ins deutsche Mittelgebirge versetzt; zumal da hier viel Gerste und Weizen, ja sogar Hafer neben dem Mais gebaut wird. Aber während jetzt im Norden alles im Schnee vergraben ist, sind hier die Felder grün, die Bäche rieseln und im Bergwald blüht es trotz der trockenen Jahreszeit. Dieser Bergwald bildet eine unaufhörliche Quelle des Entzückens fur uns. Da sein Bestand nur locker ist, zeigt er die herrlichsten, zu vollster Individualität entwickelten Bäume, meist von dem knorrigen Charakter, der den Bäumen eines rauhen Gebirgslandes unter allen Breiten eigen zu sein pflegt; weitästige Eichen von zweierlei Art: der »Encino amarillo« — hier Encino de Agua genannt — eine der Qu. purpurea ähnliche Art mit fallendem Laub, und der immergrüne »Encino blanco« mit graugrünen, auf der Unterseite weissfilzigen Blättern; baumartige Erikaceen (Arbutus) mit rötlichen Stämmen und weissen und rosa Blüten zwischen dem dunklen Laube, und Lebensbäume. Alle Kronen hängen voll mit Tillandsien, Orchideen und anderm blühenden Zeug in bunten Farben und sonderbaren Formen. Ja freilich, diesen Wald kann man in Europa nirgends finden.

In diesem Landstriche, der so lange schon eine Lockung für uns war, reiten wir nun seit acht Tagen umher, Altertümer und Pflanzen sammelnd, begleitet von einer wunderschönen schwarzen Hündin, deren Freundschaft wir uns in El Parian in so hohem Grade erwarben, dass sie, als wir in aller Morgenfrühe abritten, mit uns lief und uns nicht wieder verlassen hat. Nachts liegt sie vor unserer Lagerstatt und am Tage als Hüter vor unsern Sachen. Wenn wir nach El Parian zurückkehren, wird der Trennungsschmerz beiderseits nicht gering sein.

Es war noch dunkel, als wir von El Parian aufbrachen und auch in dieser tiefen heissen Schlucht frisch und kühl; über der dunklen Wand



Luis Ramirez und die Pferde

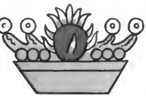
der Cañada leuchtete der Morgenstern gross und schön und unsere Gäule gingen munter vorwärts. Ein Stückchen abwärts im Geröll des Flussbettes, dann in eine Seitenschlucht hinein und auf gutem Wege in halber Höhe entlang; durch eine andere Schlucht und drüben in die Höhe. Ein kleiner Vorsprung schob sich vor, auf dem ein Rancho lag; dann im Zickzack weiter hinan über einen Bergrücken mit Cazahuates, Akazien und



Gebirgsweg in der Mixteca alta

einem Baume bestanden, dessen gelappte Fiederblätter schirmförmige Kronen bilden. Lauter Kalkfels. Von einem schmalen Sattel bot sich ein schöner Blick auf eine weite Gebirgswelt und in die Schlucht, aus der soeben der Pfiff der Lokomotive ertönte. — Die Eisenbahn scheint mir in diesen Gegenden immer wie ein Anachronismus, wie etwas, das ohne Berechtigung in eine stille Welt dringt und deren Ruhe brutal und gewaltsam stört. Sie bringt Bedürfnisse ins Land, die man bisher nicht kannte; sie bringt die ganze, allermodernste Kultur. Aber ob das ein Glück bedeutet?

Der Weg zog sich weiter durch Wald, allmählich ward es ebener und kahler; endlich waren wir auf der Hochebene: frisch gepflugtes, aber steiniges Feld, eine Schar langsam dahinwandelnder Rinder; vor uns die ersten Hütten von Cuauhtlilla. Der erste Ort der Mixteca war erreicht. Wir hielten kurze Rast und setzten dann unsern Weg nach Nochistlan fort. Er führte durch wechselnde Landschaften: kahles Kalkgestein, Felder, vereinzelte Ranchos, mit blühenden Büschen und Stauden bewachsene Hügel, schönen lichten Wald; an der hohen weissen Kirche von S. Pedro Adeque vorbei, die schon gestern von ferne zu uns herübergeleuchtet hatte, und neben der die strohgedeckten Hauser wie Sandkörner sich ausnahmen, über eine mit spärlichem Buschwerk bestandene Hügelkette, an deren Fuss die beiden Nachbardörfer S. Miguel und S. Pedro Quilitongo sich lehnten, zu einer Höhe, die mit einem Kreuz bezeichnet war und von der wir unser nächstes Ziel — die Distriktshauptstadt Nochistlan — vor uns liegen sahen.



Hieroglyphe Nochistlan

Nochistlan sieht gerade so aus wie die meisten mexikanischen Städte: die ebenerdigen, flach gedeckten Hauser schachbrettartig angeordnet, an der weiten, mit Arkaden umgebenen Plaza eine grosse Kirche mit hellblau und rot angemalter Kuppel. Es ist ein lebhafter Ort, da hier die verschiedenen Strassen der Mixteca sich treffen. Die Karawanen erreichen von hier in einem Tage die Eisenbahn in El Parian, oder ziehen über Las Sedas weiter ins Zapotekenland hinein. Fortwährend waren wir auf dem Wege von El Parian herauf langen Lasttierzügen begegnet. Wir fanden in dem grossen reinlichen Meson de la Soledad des Don Luis Fernandez gute Unterkunft und Nahrung für Mensch und Vieh, oder wie hier die stehende Redensart heisst: »para cristianos y bestias«. Die gutmütige indianische Köchin kochte sogar regelmässig einen Brei von Abfallen für unsere schwarze Hündin Estacion. Wir blieben zwei volle Tage in Nochistlan, da sich die Ernte an allerlei Kleinkram von Altertümern, die im Lande überall kurzweg als »trastos« bezeichnet werden, reich genug gestaltete. Trasto ist das spanische Wort für alten Hausrat, altes Gerümpel. Als »trastos de los antiguos« wird daher alles verstanden — Steine, Gefässscherben, Spinnwirtel, Obsidianmesser, Steinperlen, kleine Figurchen —, was von den Alten stammt. — Der Handel mit den Leuten, die uns Sachen brachten, liess sich meist heiter an.

Am ersten Tage gingen wir früh die Hügel hinan, auf denen in alter Zeit das grosse Indianerdorf lag, bis die Mönche die Bewohner veranlassten, ins Thal hinunter zu ziehen. Der alte Ort muss gross gewesen sein,

denn die ganze Reihe niedriger Hügel, die die Stadt im Nordwesten wallartig umziehen, ist an Scherben, Obsidianmessern, kleinen Krügchen — deren es hier in der ganzen Gegend überall eine unbegreifliche Menge giebt — sehr reich. Aber kein Monument, keine Steinwand, keine Pyramide ragt dort auf. Ob der kleine, aus Erdreich und Steinen bestehende Hügel am östlichen Ende des Walles von Menschenhand aufgeschüttet war, blieb unentschieden. Ausgrabungen, teils von ungefähr, teils mit Vorbedacht unternommen, haben Gräber aufgedeckt, aus denen eine Anzahl prächtig bemalter feiner Thongefässe ans Licht gezogen wurden, in Stil und Mache den schönen bunten Cholula-Gefässen ähnlich und von den bekannten zapotekischen Grabgefässen vollständig abweichend.



Bunte Gefässe aus Nochistlan

An den Jefe politico, den Landrat, hatten wir zwar Briefe abzugeben, aber er war beschäftigt und machte auch kaum den Eindruck eines Mannes, der uns behilflich sein könne. Dagegen fanden wir sehr wirksame Unterstützung bei dem freundlichen und verständigen Regidor, d. i. Gemeindevertreter, Don Timon, der mit uns gemeinsam den ganzen Barrio Chocan, den am Fusse des Hügels gelegenen Aussenstadtteil, nach Altertümern absuchte. Es war wie gewöhnlich: auf die erste Frage nach Altertümern zuerst ein verwundertes Kopfschutteln, dann die stehende Antwort: so was haben wir nicht. Auf wiederholte, dringendere Nachfrage: ja, dergleichen finden wir wohl, aber die Kinder spielen damit, werfen es fort, zerbrechen es. Darauf besinnt sich irgend ein Familienmitglied, dass in dieser oder jener Ecke noch dies und jenes liegen müsse; schliesslich kommt einiges zum Vorschein, man erwirbt es fur wenige Centavos und erlangt das Versprechen: wir werden suchen und es

bringen. Das ist mit geringen Variationen der Verlauf in allen Hütten. Es gehört schon ein wenig Uebung und Geduld zu diesem Geschäft. Aber die Leute hielten Wort, und an diesem Abend und dem folgenden Tage war unser Zimmer belagert von Frauen, Männern, Kindern, die Sachen brachten, gute und schlechte, ganze und zerbrochene, feine und grobe. Von den schon erwähnten schön bemalten Prunkgefässen wurde nichts gebracht, sie sind selten, und für so ein Prachtstück giebt es immer Liebhaber in Oaxaca. In dem Hause des Dr. Sologuren in Oaxaca hatten wir eine herrliche Sammlung solcher Gefässe und anderer derartiger Kostbarkeiten bewundern können, die ihm zum Teil von dankbaren Patienten verehrt worden sind. Eines dieser Gefässe, Metallschmuck und einige andere interessante Stücke konnten wir vom Pfarrer des Ortes erwerben. Und auch dem Don José Casas, dem Sekretär des Jefe politico, kauften wir eine ganze Anzahl einfacher Schalen und Krüge und ein merkwürdiges Schmuckstück aus Kupfer ab. Kurz und gut, wir hatten eine ganz stattliche kleine Sammlung zusammengebracht, die noch durch die ganz ungewöhnliche Höflichkeit eines Amerikaners vermehrt wurde. Wir hatten ihn in seinem kleinen Laden, in dem er ein Wechsel- und Agentur-Geschäft betrieb, aufgesucht, um ihm einige Stücke, die er besass, abzukaufen, was er ablehnte mit der Begründung, er gedächte die Sachen einem Freunde in Puebla zu schenken, der sich für dergleichen interessiere. Einige Stunden später schickte er eine Anzahl Stücke ins Gasthaus mit einem höflichen Brief, worin er mich ersuchte, sie als ein Geschenk anzunehmen, als eine Art Huldigung für eine deutsche Dame, die eine solche Reise im Interesse der Wissenschaft unternähme; augenscheinlich hatte er dergleichen bisher nur seinen Landsmanninnen zugetraut.


Bunte Schale von Nochistlan

* * *

Am dritten Tage brachen wir auf, um nach Yanhuitlan zu gehen. Ein freundlicher Nochisteke, Don Antonio Alejandrez, hatte uns dorthin

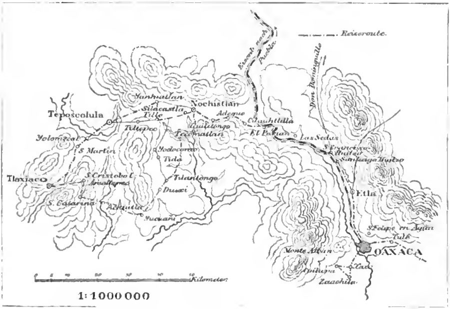


Tlaxiaco



Nochistlan

einen Briet mitgegeben und uns zugleich geraten, den kleinen Umweg über Tillo nicht zu scheuen, wo wir gewiss manches finden würden. — Der Weg dorthin ist der »Camino real«, d. h. die grosse Strasse, die ihrem stolzen Namen in den seltensten Fällen Ehre macht. Sie umzieht in der jetzigen Jahreszeit den Südwestfuss der Hügel des alten Ortes. In der Regenzeit ist der feste rötliche Thon dieser Hügelränder derart aufgeweicht, dass die Reisenden dann einen weiten Umweg durch die Ebene zur Linken machen müssen. Auf einem schon von weitem sichtbaren isolierten Hügel erhebt sich der Grenzstein der Gemarkungen Nochistlan und Silacastla,



dessen zerstreute Hütten auf einem kahlen Kalksteinrücken vor uns liegen, wiederum überragt von einer hohen, weiss getünchten Kirche. Der Ort hat, wie viele der auf den Höhen gelegenen Orte der Mixteca, kein Wasser. Hart an der Strasse, am Fusse des Hügels liegt sein einziger Brunnen. Durch ein von Schluchten zerfressenes Gelände steigt man in ein schönes, weites Thal hinab, das von hohen bewaldeten Ketten begrenzt wird. Vor uns liegt S. Jago Tillo, am andern Ende des Thales wird das hohe Kirchenschiff von Yanhuitlan sichtbar.

Tillo muss in alter Zeit Bedeutung gehabt haben; der Hügel, der es überragt, ist von Menschenhand erhöht und einige Pyramiden auf ihm

deutlich erkennbar. Man erzählte uns, dass frühere Ausgrabungen einen unterirdischen Raum aufgedeckt hätten, aus dem man neben andern Dingen skulpierte Kalksteinplatten hervorgezogen habe. Sie sollen nach Mexiko oder Oaxaca geschickt worden sein. Genaues über ihren Verbleib war leider nicht zu ermitteln, aber im Gehöfte des D. Antonio Viascan waren noch einige Bruchstücke zu sehen, auf denen wir eine Adlerklaue, die ein Steinmesser hielt, und ein Stück eines Vogelschwanzes erkennen konnten. Vielleicht waren hier die Gräber alter heimischer Könige. — Wir waren wohl beraten, als man uns nach Tillo wies: zwei Alabastergefässe, einige schöne Grünstein-Sachen, ein merkwürdig geformtes Thongefass und eine ganze Anzahl Kleinigkeiten bildeten einen willkommenen Zuwachs unserer Sammlung.

Am Nachmittag verliessen wir den Ort mit seinen strohgedeckten, von Pfefferbäumen beschatteten Hütten, die von einer gelben Flachsseide — Zacatlaxcalli, Grasfladen — dicht übersponnen waren, und zogen thalaufwärts nach Yanhuitlan. Der Himmel war blau und die Sonne brannte heiss, aber die grünen Saaten von Weizen und Gerste, das rote thonige Erdreich und die Waldberge darüber gemahnten uns wieder an einen Sommertag im deutschen Mittelgebirge. Die alte, stattliche, aber ruinenhafte Kirche — eine Berühmtheit und ein Stolz der Mixteca — beherrscht das ganze Thal. Sie ist ein deutlicher Beweis von der ehemaligen Bedeutung des Ortes. Hier war der Mittelpunkt eines reichen, dicht bevölkerten Gebietes: 12000 indianische Familien sollen zur Zeit der Conquista hier gelebt haben; vermutlich nicht in einer geschlossenen Ortschaft, sondern — wie das auch heute noch vielfach bei den Indianern Sitte ist — in verstreuten Ranchos. Denn Spuren einer alten Niederlassung — eines Pueblo viejo — sind nirgends in der Nähe. Dagegen bekamen wir auf die Frage, wo dies oder jenes Stück gefunden sei, stets die Antwort: »dort drüben in den Bergen«, und dazu die übliche unbestimmte Handbewegung, die einen zur Verzweiflung bringen kann, wenn sie eine Wegangabe begleitet, da sie stets ungefähr den ganzen Gesichtskreis umfasst.

* * *

Das Thal von Yanhuitlan war eine Encomienda, d. h. es war mitsamt seinen Einwohnern einem Spanier geschenkt worden. Etwa ein halbes Jahrhundert nach der Eroberung des Landes war Don Francisco de las Casas, Caballero de Trujillo, ein Verwandter des Marques del Valle, Encomendero des Thales von Yanhuitlan geworden, das seiner Fruchtbarkeit, seines herrlichen Klimas, seines Wasserreichtums wegen von den Zeitgenossen nicht weniger gepriesen wird, als die Gewandtheit, Geschicklichkeit, die Wohlhabenheit und der gute Charakter seiner Bewohner.

Als Don Francisco nach seinem neuen Besitze kam, schien es ihm unwürdig eines so grossen und reichen Ortes, dass ihm eine enge Hütte als Kirche diene, und unwürdig der Dominikanermönche, die das Land christianisierten, in einer ärmlichen Rancherie zu leben. Er beschloss, ein Kloster zu bauen und einen prächtigen Tempel. Baumeister und Werkleute verschrieb er aus Spanien, und man schickte ihm von denen, die beim Escurial gearbeitet hatten. Sechstausend arme Indianer wurden zur Arbeit gepresst, die in wechselnden Schichten von je 600 die Steine



Kirchenportal von Yanhuitlan

vom Bruch zur Baustelle schleppen mussten. Der Grundstein wurde mit grosser Feierlichkeit und Pracht gelegt, und da Don Francisco aus diesem Leben abberufen wurde, ehe er sein gottgefälliges Werk vollendet, führte sein Sohn Gonzales es zu Ende. Zur Ausmalung des Innern kam ein Maler aus dem Mutterlande herüber, der als der »Apeles de esta Nueva España« gerühmt wird, Andres de Concha mit Namen. Fray Francisco de Burgoa rühmt am Ende des 18. Jahrhunderts noch die unverminderte Pracht und Schönheit des Gotteshauses. Erdbeben und die zunehmende Verarmung und damit verbundene Vernachlässigung haben den heutigen Stand der Zerstörung zuwege gebracht.

* * *

Heute sind Kirche, Kloster und Ort Ruinen. Nur am Hauptplatz finden sich einige gut gehaltene Hauser und die üblichen Kramläden — die Tiendas — weiter hinaus Verfall und Armut; auch auf dem Markte kamen nur die notwendigsten Lebensmittel zum Verkauf.

Im Hause des Don Augostin Sanchez fanden wir gute und billige Unterkunft, und da wir am Abend noch fleissig Umfrage gehalten hatten, entwickelte sich am nächsten Tage ein schwunghafter Antiquitätenhandel. Unser Zimmer war von früh bis spät umlagert, so dass wir zeitweise genötigt waren, die Thür zu schliessen. Die Leute unterhielten sich



Im Hause des Don Augostin Sanchez

köstlich, und wir konnten die Ueberzeugung mit uns nehmen, ihnen einen ungewöhnlich vergnügten Tag bereitet zu haben. Die Verhandlungen wurden unter guten und schlechten Scherzen und Lachen geführt, und manche von den Leuten bewiesen ein unleugbares Handelstalent. Wir machten unsere Preise, und wenn auch manchmal ganz unvernünftige Forderungen gestellt wurden, so wurden wir schliesslich immer handelseinig, mussten freilich auch allen Schund nehmen. Aber es waren gute Sachen darunter und ganz auffallend die Menge der aus mehr oder weniger kostbarem Stein geschnittenen kleinen Figürchen, die, zu Halsketten aufgereiht, augenscheinlich ein beliebtes und geschätztes Schmuckstück der

Alten bildeten. Hier erwarben wir auch eine wundervolle Tlaloc-Maske von grünem, schön glänzendem Stein, der leider ein kleines Stückchen Nase fehlt.

Bezeichnend für die Art, in der die Leute hier Handelsgeschäfte auffassen, ist folgendes Gespräch, das ich mit einer Frau in Tillo führte. Sie fragte mich: »Was hat Don Sisto für die beiden Gefässe gefordert?« »Zehn Pesos.« »Was haben Sie ihm gegeben?« »Sechs Pesos.« »Und was sind sie wert?!«

* * *

Alle Strassen, die von Yanhuitlan aus weiter führen, ziehen über den Berg: nordöstlich nach S. Bartolo und Chachuapam; nordwestlich nach Tamazulapam; südwestlich nach Teposcolula. Dies war unser Weg. Bald nachdem wir den Ort verlassen, begannen wir den von Schluchten arg zerrissenen Fuss des Gebirges zu erklimmen. Als die erste Stufe erreicht war, hob sich ein aus grünfarbigem Gestein bestehender Hang scharf von der hellroten und weissen Farbe des übrigen Gesteins ab. Von hier ging es in halber Höhe in lichtem Bergwald weiter. In dem klaren Bergwasser, das unter dem Schatten der Bäume munter dahinfloss, tränkten wir unsere Pferde. Noch floss der Bach dem Rio verde zu, der die gesamten Bäche der südlichen und östlichen Mixteca und des Valle de Oaxaca sammelt. Zwischen Wald und Feld ging es dahin, in eine bewaldete Schlucht, in ein offenes Thal. Wir hatten eine Wasserscheide überschritten, denn hier hat der Bach einen westlichen Lauf; er gehört zum Stromgebiet des Rio Mixteco, der, mit dem Atoyac von Puebla vereinigt, seine Wasser dem grossen Rio de las Balsas zuführt. Der Wald tritt zurück; drüben auf kahlem Hang liegen die zerstreuten Häuser von S. Juan; hinter uns werden die bewaldeten Kämme der hohen Sierra sichtbar, die die Thäler von Nochistlan und Yanhuitlan von dem Gebiet von Teposcolula trennt, und die wir eben überschritten haben. Jetzt breiten sich überall Maisfelder, wo man gerade mit der Ernte, »pisca«, beschäftigt ist. Das einfache und praktische Werkzeug, das dazu benutzt wird, der »piscador«, ist eine Art Messer aus Knochen oder Hirschhorn, dessen Spitze und Schneide gerundet und bei dem von uns erstandenen Exemplar durch den Gebrauch blank poliert sind. Mit einem kleinen Riemen wird dieses Werkzeug an den beiden letzten Fingern der rechten Hand befestigt, die den Kolben umhüllenden Scheideblätter werden oben aufgeschnitten, die freien Finger der Rechten fassen den Kolben und brechen ihn heraus.

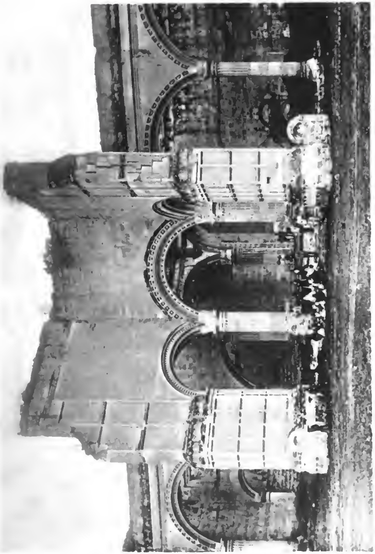

Piscador

Einen fernen Hugel am Ende des freundlichen, bewässerten Thales bezeichnete unser Mozo, der hier heimisch ist, als Pueblo viejo von Teposcolula. Es war noch eine gute Strecke Wegs, den Bach entlang und uber felsige Hugel, die mit ihrem Gewirr von zerfressenen Kalksteinblöcken, dem roten, verwitterten Erdreich dazwischen und ihrer niedrigen Gestruppvegetation lebhaft an den europaischen Karst erinnern, bis wir dem Hugel der alten Niederlassung uns gegenuber befanden. Ein steiler Abstieg über Steine und Geröll brachte uns auf den Boden des Thales, in dem der direkte Weg von Tillo über Tliltepec herüberkommt. Noch aber war von dem heutigen Teposcolula nichts zu sehen, das die Mönche an der gegenüberliegenden Seite des Thales neu gegrundet hatten, erst als wir um einen Hugelvorsprung bogen, lagen Häuser und Kirche unmittelbar vor uns.

In dem an der Plaza gelegenen Hause des Don Abram Castillo y Caramillo fanden wir sehr freundliche Aufnahme. Es ist eine Verkaufstelle des Zuckerbranntweins, der in der Hacienda de la Concepcion (im Distrikt Tlaxiaco, am Fusse der Cuesta de Chicahuastla gelegen) hergestellt wird, und Konsul Stein hatte uns aufs angelegentlichste empfohlen. Wir fanden aber nicht nur gute Aufnahme, sondern auch eine liebenswürdige und angenehme Familie.

Der Ort ist nicht gross, aber ordentlich und sauber. Der geräumige Hauptplatz liegt noch im Thal, die Häuser ziehen sich am Hang in die Höhe. Auch hier ein grosses Kloster, das auf eine ehemals dichte Bevölkerung, und eine mit reizender Steinmetzarbeit gezierte Kapellenruine, die auf Wohlhabenheit schliessen lässt. Erdbeben haben leider das schöne Gewölbe zerstört. Eine spatere Zeit hat eine plumpe, weiss getunchte Kirche daneben gesetzt, von deren Dach sich eine schöne Aussicht und eine gute Orientierung über die Lage des alten und des neuen Teposcolula gewinnen liess. Von einer besseren früheren Zeit zeugen auch die Reste gepflasterter Strassen, die von der Stadt aus am Fusse der Höhen entlang ziehen. Sonst giebt es nichts bemerkenswertes. Die Hauser in den Aussenstrassen sind auch hier einfache »Jacales«: ein auf vier Pfosten ruhendes Dach, die Wände aus Reisern und Stangenholz an Querhölzer gebunden. Die einfache Hausform, die wohl schon in den alten Zeiten die allgemein übliche war. Als Dachbekleidung fanden wir hier vielfach Ocote- (Kiefer-)Zweige verwendet. Die hellbraunrote Farbe der welken Nadeln gab den Dächern von weitem das Ansehen von Ziegeldächern.

An einigen Häusern fanden wir das altindianische Schwitzbad, den Temazcal. Es ist das eine Art Backofen aus Adobe aufgemauert, der an die eine Wand der Hutte stösst. Mit deren Innern steht er durch ein enges Loch in Verbindung, das gerade gross genug ist, um einen Menschen



Kloster-Ruine in Teposcolula

hindurch schlupfen zu lassen. Die im Temazcal ausgesparte Feuerstelle hat ihre Oeffnung ebenfalls nach der Hütte gekehrt. Hier wird nun ein offenes Feuer gemacht oder Glut vom Herdfeuer hineingebracht. Nachdem man noch Schalen mit Wasser hineingestellt hat, kriecht der Mensch in den Backofen und die Oeffnung wird hinter ihm mit Steinen oder Ziegeln geschlossen. Er benutzt das Wasser entweder zum Abspülen des schwitzenden Körpers oder erzeugt ein Dampfbad, indem er es auf die heissen Steine giesst. Von dieser Art zu baden erzählen uns schon die alten Schrift-



Gehöft in Yanhuitlan

steller. Sie wird nicht nur zur Reinigung benutzt, sondern vorwiegend als Heilmittel — und wahrscheinlich mit Erfolg — bei den verschiedensten Krankheiten. In alter Zeit gingen die Frauen vor der Niederkunft in den Temazcal, wodurch diese erleichtert werden sollte. Im alten Mexiko war vor den Schwitzbädern, die gegen Entgelt zur öffentlichen Benutzung gehalten wurden, das Bild der Erdgöttin, Toci, der Mutter aller Götter, der Beschützerin der Weiblichkeit, aufgestellt. Daher einer ihrer vielen Namen: »Temazcalteci«, Grossmutter der Schwitzbäder.

Das Pueblo viejo des Ortes, dessen mixtekischer Name Yucundaa, »Bergarm«, lautet, während der mexikanische Name Teposcolula »am Ort

des gekrümmten Beiles« heisst, liegt auf einem Berge, der nach drei Seiten ziemlich steil abfällt und nur durch einen schmalen Rücken mit den dahinter liegenden Bergketten zusammenhängt. Ost- und Nordfuss des Berges bespült ein Bach, der die von der hohen östlichen Kette herniederrinnenden Wasser sammelt. Er durchströmt einen schönen, von Höhen umsetzten, kreisförmigen Thalboden, der durch eine enge Schlucht mit andern, schmäleren, kultivierten Thälern zusammenhängt. Der Ort war für eine Ansiedlung sehr gut gewählt: der breite Rücken des Berges, das Thal und die angrenzenden Höhen boten Platz für ausgedehnte Kulturen, die von hier aus beherrscht werden konnten. An Wasser ist kein Mangel, da ausser dem Bache am Abhang des Berges verschiedene Quellen sprudeln. An einer Stelle wurden uns drei dicht bei einander gezeigt, deren Wässer verschiedenen Geschmackes sind.

Der Jefe politico und der Presidente municipal — sagen wir Landrat und Bürgermeister — hatten uns schon am Abend unserer Ankunft ihre Aufwartung gemacht, sich entschuldigt, dass sie am nächsten Morgen nicht mit uns reiten könnten, das alte Pueblo zu besichtigen, und einige andere Bürger mit ihrer Vertretung beauftragt. Da unser freundlicher Wirt leider von heftigem Reissen geplagt zu Bette lag, konnte er sich unserer Expedition nicht anschliessen. — Um den kurzen, für die Pferde zu steilen Aufstieg zu vermeiden, zogen wir um den schön bewaldeten Hügel herum und begannen ihn auf der Südseite zu erklimmen. Hier ist der Hang terrassiert, um für die Maisfelder Halt zu gewinnen. So mussten wir immer die steilen, schrägen Terrassenwände hinauf: eine harte Arbeit für die Pferde, so dass wir schliesslich lieber zu Fuss hinaufgingen. Wir fanden oben ausgedehnte Anlagen und beträchtliche Mauerreste, aber so zerstört und durcheinander geworfen, dass es nicht gelang, sich ein Bild von dem Plane derselben zu machen. Ueberall zwischen den Mauerresten waren Felder angelegt und der Boden eingeebnet, Mauerwerk niedergerissen und Schutthaufen aufgeschüttet, auf denen Mais und Weizen wuchs. An einer Stelle fanden wir noch die vier Umfassungsmauern eines Hauses. Sie waren von dem massiven Kalkstein des Berges — Adique genannt — solide aufgemauert. Das Innere war durch eine Wand in einen schmalen und einen breiten Raum geteilt. Von einer ganzen Anzahl paralleler Räume fanden sich nur noch die Fundamente. Von Scherben, Steinmessern u. dergl. war nichts zu finden als ein paar sehr grobe Topfscherben. Wohl aber stossen die Leute beim Ackern mitunter auf unterirdische, mit Steinen verschlossene Räume, die man uns als viereckig und in den Fels gehauen schilderte; Grabkammern, in denen man neben dem hockenden Toten



Hieroglyphe Teposcolula



Kaktuszäune bei S. Martin



Bei Yanhuitlan

Beigaben gefunden hat. Aehnliche Kammern sollen auch auf den Bergen oberhalb der heutigen Stadt gefunden werden. Von den Funden selbst war nichts mehr vorhanden; verkauft, meist aber achtlos beiseite geworfen. Nur das ungefüge Steinbild eines Tlaloc (Regengottes), das man uns brachte, stammte angeblich von einem solchen.

* * *



Markt in Yanhuitlan

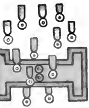
7. Dezember 1895.

Mixtlan, Wolkenland, nannten die alten Mexikaner das Bergland, das sich vom Hochthal von Puebla nach der Küste des Stillen Ozeans hinzieht. Und keinen treffenderen Namen wüsste ich für diesen Landstrich zu finden. Fast jeden Nachmittag bedeckt sich der Himmel mit Gewölk, das sich am Abend zu dichten und drohenden Massen zusammenballt, von prächtigen, schier unheimlichen Farben durchglüht.

Als wir nach herzlichem Abschied von der gastfreundlichen Familie Castillo in Teposcolula aufbrachen, war der Himmel grau, und ein leichter feiner Sprühregen versprach einen staubfreien Reisetag. Wir hatten bis Tlaxiaco eine Entfernung von ungefähr 10 Leguas (1 Legua etwa 5 km) zurückzulegen, eine normale Tagereise. Aber wir reiten nicht flott vor-

4*

wärts, da wir Pflanzen sammeln, die Dörfer nicht passieren, ohne nach Altertümern zu fragen, ja absteigen, um die Pflanzen einzulegen und auch mal ein Stückchen gehen. Wir durchritten einige Dörfer: Tizá, S. Felipe, Yolomecal, S. Martin, das zwischen Kaktushügeln liegt. Hier machten wir kurze Mittagsrast. Mit Mühe konnten wir ein paar Eier, schwarze Bohnen und Tortillas auftreiben und für die Gäule ein wenig Mais. — War bisher der Weg kahl und sonnig gewesen — es hatte sich gegen Mittag aufgeklärt —, so kamen wir jetzt in eine romantische, bewaldete Gebirgsgegend. Aber wieder zogen sich dichte Wolken zusammen, in den Bergen zu unserer Rechten regnete es stark, und auch wir kamen nicht ohne einen warmen Regenschauer davon. Als es sich zu dunkeln anschickte, ritten wir gerade in eine prachtvolle Waldschlucht hinein, so dass uns bald Nacht umfing. Aus dem Walde hervor blinkten die Feuer einsamer Ranchos, rechts neben uns erhob sich eine bewaldete Berglehne, links hörten wir ein Wasserlein rauschen. Als wir endlich aus der Schlucht heraus waren, hatten wir einen breiten Weg unter uns, in den Wolkenlücken blinkten ein paar verlorene Sterne, vor uns, in der Richtung, wo unser Ziel lag, erhob sich eine dicke Wolkenwand, in der es fortwährend blitzte, lauter Feuer schien der Himmel dort, und von Zeit zu Zeit hörte man fernen Donner rollen. Tlaxiaco: der Ballspiel-Platz des Regengottes! Wieder einmal eine Illustration zu dem alten Namen. Ein Flüsschen war noch zu durchreiten, ein Hügelrücken zu überschreiten, und wir fühlten das Pflaster einer der vielen, zerstreut um Tlaxiaco herumliegenden Vorstädte unter uns. Rechts und links, aus Schluchten und Höhen blitzten Lichter auf, und nach wenigen Minuten war die Stadt erreicht.



Hieroglyphe Tlaxiaco

Das grosse und stattliche Haus, in dem wir erwartet wurden, gehört — ähnlich wie das des Don Abram in Teposcolula — zur Hacienda de la Concepcion, die von hier nur fünfzehn Leguas entfernt ist. Der junge Verwalter des Hauses, Don Ranulfo Bravo, war erst seit wenigen Wochen verheiratet, daher wohl die für ein mexikanisches Provinzhaus merkwürdig reichliche Einrichtung. In der Sala — dem Empfangszimmer — prangten neben den üblichen Wiener Möbeln, die in kanonischer Ordnung standen, ein paar sehr elegante Lampen, einige Gestelle mit allen möglichen Nippes besetzt. Obgleich genug andere Räume vorhanden sind, hat man uns das eheliche Schlafgemach mit zwei sehr guten amerikanischen Betten und einem üppigen Toilettentisch eingeräumt. Das ist nun einmal Sitte, wenn gut empfohlene Fremde kommen; da nützt kein Widerspruch.

Tlaxiaco ist der grösste, lebhafteste Ort der Mixteca. Wir hatten das Glück, gerade einen Markttag zu treffen, und das bunte Gewimmel



Im Pueblo viejo von Teposcolula



Am Bache bei Achiutla

fesselte mich derart, dass ich meinen Mann allein nach einer benachbarten Höhle reiten liess, hinter deren fest vermauerter Oeffnung die Fantasie Königsgräber und Schätze vermuten darf. Von allen Dörfern und Höfen strömt es herein, grösstenteils Indianer, die die Erträgnisse ihres Bodens: Mais, schwarze Bohnen, spanischen Pfeffer, allerhand Gemüse; und die Erzeugnisse ihrer Hände: Körbe, Matten u. a. zu Markte bringen und die Gelegenheit benutzen, ihre geringen Bedürfnisse an Handwerkszeug, Salz und was sie eben nicht selbst verfertigen, in den Tiendas der Stadt einzukaufen. Die Männer bieten nichts besonderes, unter den Weibern aber — zumal den alten — sind prachtvolle Charakterköpfe. Es war leider nicht möglich, sie auf die fotografische Platte zu bannen. Die Scheu und das Misstrauen vor dem Apparat sind zu gross. Nur vom flachen Dache des Hauses aus gelang es mir, eine Aufnahme von dem bunten Gewühle zu erhaschen. Uebrigens verstanden die meisten kein Wort spanisch.

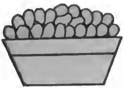
Der Jefe politico war ein gebildeter Mann und machte einen energischen und intelligenten Eindruck. Don Porfirio ist bemüht, im ganzen Lande diese wichtigen und einflussreichen Stellen allmählich mit ordentlichen Leuten zu besetzen. Und es kann nur anerkannt werden, was auf diesen Posten geleistet wird. Dass freilich, um Ordnung zu schaffen und zu erhalten, manche Ungesetzlichkeit mit unterläuft, wird man beklagen, darf sich aber unter den obwaltenden Verhältnissen nicht allzu sehr darüber wundern. Es mag keine Kleinigkeit sein, einen Bezirk, in dem die indianische Bevölkerung überall in einzelnen im Walde liegenden Ranchos und in verstreuten Dörfern wohnt und nur zum kleinsten Teile spanisch spricht, in leidlicher Ordnung zu halten. Aus unserm Gespräch, dem wir manchen nützlichen Fingerzeig verdanken, will ich eines anführen, was uns Señor Cordoba erzählte. Vor einiger Zeit habe er mit Mühe und Kosten Ausgrabungen in der Nähe von Etla veranstaltet und eine ganze Anzahl guter und wertvoller Stücke an das Museum von Oaxaca geschickt, auch von dort eine Empfangsbescheinigung erhalten. Als er wenige Monate später das Museum besucht habe, sei nicht ein einziges der Stücke dort gewesen! Solche Fälle stehen nicht vereinzelt da. Als wir nach Tapana kamen, erzählte uns unsere freundliche Wirtin, dass sie Altertümer sammle, um sie dem Museum in Oaxaca zu schenken. Sie beschrieb uns ein Prachtstück, das sie vor einiger Zeit dorthin gesandt hatte; und dieses hervorragende Stück hatten wir in Privatbesitz gefunden und erworben! Kann man es unter solchen Umständen den Leuten verdenken, wenn sie ohne Skrupel dem Fremden Altertümer verkaufen, die Beamten selbst zur Erwerbung behilflich sind, und sich niemand an ein Ausfuhrverbot kehrt, mit Ausnahme der Zollbeamten, die Vorteil davon haben? Kann man sich wundern, dass die Sammlungen nicht wachsen, sondern seit Jahren auf demselben Punkte stehen bleiben?

Unsere Sammlung hat sich hier nicht sehr vergrössert; ein kleines Goldfigürchen konnte erworben werden und einige hübsche Versteinerungen.

* * *

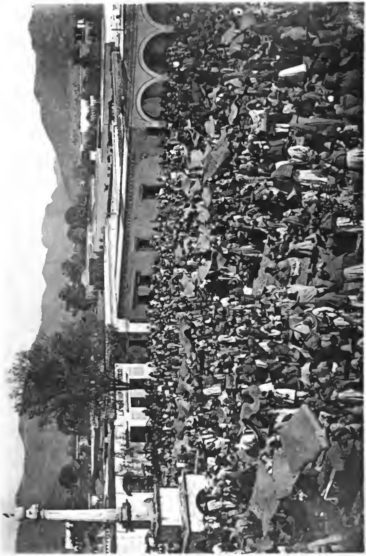
S. Miguel Achiutla, 9. Dezember 1895.

Wir hatten früh von Tlaxiaco aufbrechen wollen, aber wieder einmal nicht damit gerechnet, dass alle Mexikaner Langschläfer sind. So waren wir längst marschfertig, ehe sich jemand blicken liess, und schliesslich musste sogar noch der Führer geholt werden, den uns der Jefe schickte, denn wir wollten nun nicht weiter dem Camino real folgen, der zur Küste hinunter zieht, sondern östlich in die Sierra hinein, nach Achiutla, an das sich die Sage von einem alten Idol knüpft — einem mächtigen Smaragden, das Herz der Welt genannt. Auch von Opfern und Festen wird erzählt, die hier gefeiert wurden, ja das ganze Kulturleben der Mixteca soll hier seinen Brennpunkt gehabt haben. Von alledem ist nichts mehr vorhanden, kaum Ruinen, nur ein Hügel wird als Pueblo viejo bezeichnet, auf dem kümmerliche Ueberbleibsel alter Steinsetzungen zu sehen sind, und an dessen Abhang die zerfallenden Reste einer Kirche sich befinden, allerdings ein sicheres Zeichen dafür, dass dies die Stätte des alten Tempels ist. Denn die christianisierenden Mönche folgten überall dem klugen Grundsatz, die neue Kultus-Stätte auf den Trümmern der alten zu errichten.



Hieroglyphe Achiutla

Der Weg ging bergauf und bergab, war aber nicht schlecht. Ein paarmal allerdings ging es recht unangenehm über Steinplatten und Geröll scharf bergab, dass wir absteigen und die Pferde führen mussten. Den grössten Teil des Weges begleiteten uns die Ocotes, die immer heimatliche Gefühle wecken, weil sie unsern märkischen Kiefern gar so ähnlich sind. — Gegen Mittag hielten wir in dem ärmlichen, auf kahlem Bergrücken gelegenen Dorfe S. Cristobal Amoltepec kurze Rast. Da wir in den Bezirk, der hier jedes Gotteshaus umfriedet, ahnungslos hineingeritten waren — wir konnten dem Blockhaus wirklich nicht ansehen, dass es eine Kirche war — kamen alsbald ein paar Leute, um uns zu büssen: ein Real fürs Pferd. Sie waren im Recht, und die Strafe, die sie forderten, nicht zu hoch, aber die Leute waren stumpf und so unfreundlich, dass wir eilten, aus ihrem Bereiche zu kommen. — Noch ein paarmal hinauf und hinab, bis sich der Blick in ein breites Thal und auf einen dasselbe längs durchziehenden Höhenrücken senkte. Auf diesem Hügel liegt das Pueblo viejo und die Kirche, das Thal weithin beherrschend. Wir stiegen steil ins Thal hinab, das von einem klaren, schnell dahineilenden Wasser durchflossen wird,



Markt in Tlaxiaco

an dessen Ufer die herrlichsten Sabinos standen. Jenseits desselben ging es über einen flachen Sattel, der in den Hügelrücken zwischen alter und neuer Kirche einschneidet, und vor uns breitete sich das hübsche Dorf S. Miguel Achiutla. Im weiten, fruchtbaren Thale liegen die einzelnen Gehöfte zerstreut, von dunkellaubigen Bäumen umgeben.

Mit unserm Brief vom Jefe von Tlaxiaco ritten wir beim Dorfschulzen vor, der Weisung hatte, uns in einem bestimmten Hause — vermutlich dem geräumigsten — unterzubringen. Die gute Eierspeise, die wir vorgesetzt erhielten, war leider nach landesüblichem Gebrauch



Pueblo viejo von Achiutla

und ohne jegliche Berücksichtigung europäischer Gaumen, d. h. mit so scharfer Chile-Beize zubereitet, dass uns die Augen übergingen und die ganze Mundhöhle wie verbrannt war. Wir hielten uns an die schwarzen Bohnen, die ausser ihren vielen andern angenehmen Eigenschaften auch die haben, den vom Chile hervorgerufenen Brand zu lindern. Als Lager diente uns das übliche Brettergestell mit einem darüber gebreiteten Leder. — Wir sind hier in ziemlich warmer Gegend: lichtgrüne, mit Zuckerrohr bepflanzte Stückchen leuchten überall zwischen den trockenen Maisfeldern hervor; Bananen stehen in den Gehöften und die Granadita gedeiht. Aber der eisige Nordwind, der am Abend vom Gebirge ins Thal herunter fiel, liess uns das fest gebaute Haus mit gut verwahrtem Innenraum sehr angenehm empfinden.

Heute Vormittag wurde dem Ruinenhügel ein Besuch abgestattet, und dann stiegen wir auf der andern Seite noch einmal zu dem Flüsschen mit den schönen Sabinos hinab. Das untere Bild auf Tafel XIII zeigt unter den herrlichen Bäumen einige von den Leuten, die uns begleiteten und deren Gesellschaft wir uns den ganzen Tag über zu erfreuen hatten. Es war der Schulze und ein paar Gemeindevertreter, denn infolge der behördlichen Empfehlung waren wir die Gäste des Dorfes, und dessen Vertreter verpflichtet, uns auf alle Weise behilflich zu sein. Zugleich aber empfanden die Leute ein lebhaftes Vergnügen, ein paar so seltene Vögel einmal ordentlich ausfragen zu können, was sie ernsthaft und verständig besorgten, so dass wir gern Auskunft gaben.

* * *

11. Dezember 1895.

Zu unsern reichen Erfahrungen in Bezug auf schlechte Wege, fügte gestern unser Ritt nach Tilantongo eine neue hinzu. Wenn ich daran zurückdenke, wundere ich mich nur, dass wir alle vier Pferde mit heilen Gliedern hierher gebracht haben. — Von Achiutla aus ging es zuerst auf gutem Wege nach Yucuañi. Beide Dörfer, deren Gemarkungen aneinander stossen, liegen seit langem in Grenzstreitigkeiten miteinander, hier gerade keine Seltenheit. Yucuañi ist ein sehr grosses, reiches Indianerdorf. Die Gehöfte, die nicht verstreut liegen, sondern in Strassen aufgereiht sind, sahen stattlich aus, obwohl die Hütten nur aus Holz- und Flechtwerk bestanden. Um den Ort breiteten sich wohlbestellte und gut bewässerte Aecker und Gemüsepflanzungen aus. Wir mussten hier Halt machen, obgleich wir noch nicht lange unterwegs waren, denn die Führer, die uns in Achiutla mitgegeben worden waren, gingen nicht weiter mit und sollten hier von andern abgelöst werden. Die Leute wollten nur zu zweien gehen, weil sie sich fürchten, den Rückweg allein zu machen. Wovor? Vor irgend etwas Unheimlichem, das ausserhalb der Wohnstätten lauert. Es sind alte, heidnische Vorstellungen, die auf dem Grunde jeder Indianerseele ruhen. — Wir mussten also den Gemeindevorsteher, den »Presidente« haben, denn ohne ihn waren natürlich keine Leute zu beschaffen. Da der nun erst aufgesucht werden musste, wollten wir die Zeit benutzen, eine kleine Mahlzeit zu nehmen, denn unser Weg war noch weit. Aber in einem Indianerdorf ist für den Fremden nur schwer etwas zu haben. Endlich machten wir ein Haus ausfindig, in dem die Frau einige spanische Wörter verstand und auch bereit war, uns etwas zu essen zu geben. Wir kauften ihr für 3 Medios 9 Eier, für 1 Real 10 Tortillas und für 1 Centavo Salz ab.*)

*) Der mexikanische Peso wird offiziell in 100 Centavos geteilt, daneben aber geht die alte Rechnung nach Real, Medio und Tlaco, und zwar ist: 1 Peso = 8 Real; 1 R. = 2 Medios; 1 M. = 2 Quartillos; 1 Quartillo = 2 Tlaco. Tlaco ist ein aztekisches Wort und bedeutet »halb«.



In der Kirchenruine



Sabinos

bei Achiutla

Während sie mit Mühe das Wasser für die Eier zum Sieden brachte — es ist das eine langweilige Sache mit den offenen Töpfen am Reisigfeuer — hatte ich vollauf Zeit, die Hütte zu mustern. Es war augenscheinlich das Besitztum einer wohlhabenden Familie, denn es mangelte nicht an Vorräten aller Art, aber es sah aus, als ob die Leute noch in der Zeit lebten, da man hier im Lande das Eisen noch nicht kannte, das die Spanier erst mit herüber gebracht haben. Die Wände der Hütte bestanden aus Rohrstäben, die an querlaufenden Holzstangen mit Weiden festgebunden waren. Den Fussboden bildete die fest gestampfte Erde. Das Dach war sehr sauber aus Palmblättern geflochten und hatte vom Rauch das schöne glänzende Schwarz angenommen, das schon häufig unsere Bewunderung erregt hat. Die Form des ganzen Raumes war ein langliches Viereck. In der Querachse lief oben unter dem Dache ein breiter Balken, auf dem Töpfe, Vorräte, Matten aufgestapelt waren; diesem parallel liefen ein paar runde Holzstangen, die als Dachspreizen dienten, und an denen an Riemen wiederum allerlei Bündel, leere und volle Körbe, Töpfe, Felle hingen. Desgleichen waren an den Wänden noch mancherlei Dinge aufgehängt, aber in dem ganzen Raum war nirgends ein Nagel zu sehen. Vor der Hinterwand hing eine Matte, vor dieser einige grellbunte Heiligenbilder, darunter ein roh aus Stangen zusammengebundener Tisch; in einer Ecke ein Schlafgestell und über den ganzen Fussboden verstreut Matten, Körbe, Tompiates, Guajes, Jicaras und Thongefässe. Mitten dazwischen am Boden das Feuer und seitwärts der Metate, der Mahlstein. So hat es wohl vor vierhundert Jahren auch hier ausgesehen. Statt der bunten Heiligenbilder zierten damals ein paar bemalte Thonfigürchen den Hausaltar.

Am Feuer hockte ein Weib, um es zu unterhalten. Ein zweites brachte mir eine Matte zum Niederkauern. Die Indianerweiber sitzen niemals, sondern kauern oder hocken in einer für uns unerträglichen Stellung, genau so, wie sie in den alten Bilderschriften dargestellt sind. Ich begann wegen eines ebenso hübschen als schmutzigen Hemdes zu unterhandeln. Die Frau am Feuer verstand zwar kein spanisch, begriff aber, was ich wollte und lachte verneinend. Darauf holte die andere ein frisch gewaschenes aus einem Korb und forderte einen unverschämten Preis, denn diese konnte die Zahlwörter und die Nahrungsmittel auf spanisch sagen. Ich schüttelte den Kopf und zeigte auf das hübsch gestickte eines kleinen Mädchens. Man suchte mir begreiflich zu machen, dass man nach einer Frau schicken wolle, die ein solches habe. Als diese erschien, entspann sich ein Handel in der Fingersprache, der schliesslich zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen wurde. Ich gab zwar nicht soviel als sie verlangte, aber immer noch reichlich soviel als es wert war.

Nachdem wir unsere Eier verzehrt, noch einen steinernen Götzen erhandelt und vom Schulzen unsere Führer erhalten hatten, zogen wir ab.

Eine mächtige und hohe Sierra liegt zwischen diesem Thal und dem, welchem wir zustrebten. Mit ihrer starken Bewaldung und den ziemlich ungebrochenen Linien, gleicht sie von weitem einer dunklen Mauer, die unheimlich und erdrückend vor uns steht. Es ging gleich steil und steinig hinan durch Palmenwald, der aber recht traurig aussah, denn die Bäume waren ihrer Blätter beraubt, die zum Eindecken der Hütten und als Sonnenschutz für die jungen Gemüsepflanzungen verwendet werden. Weiter hinauf aber kamen wir wieder in den Bergwald und es eröffneten sich immer herrlichere Blicke auf unendliche, in der Ferne verblauende Bergketten. — Der Weg war inzwischen immer schlechter geworden: breite, glatte Steinplatten, hohe Stufen, Geröll, Wurzeln, umgestürzte Stämme. Dabei immer streng bergauf. Mein Mann war längst abgestiegen, um seinen etwas schwerfälligen Gaul zu entlasten. Mein kleines, braves Pferdchen aber kletterte sehr geschickt und ausdauernd. Endlich hatten wir eine Höhe erreicht, auf der der Weg ein Stück eben dahinging, so dass wir uns des herrlichen Waldes freuen konnten, dessen Wipfel mit roten Tillandsien, gelben und lila Orchideen üppig behangen waren. Aber schon fing ein heftiger, kalter Wind zu wehen an, der sich im Laufe des Nachmittags fortwährend steigerte und dem wir gerade entgegen reiten mussten. Ja es wurde allmählich so kalt, dass mir Hände und Füsse froren, trotz des hellen Sonnenscheines. Auf der weiten Fläche jenseits des Waldes, die wieder mit entlaubten Palmen bestanden war, dehnten sich weite Felder, die teils abgeerntet waren, teils neu bestellt wurden. Ein einsames Gehöft beherbergte den Besitzer derselben und grosser Viehbestände. Der Ranchero war ein alter, struppiger Kerl, sein Sohn noch struppiger, das Haus eine jämmerliche Holzhütte.

Lange durften wir uns des ebenen Weges nicht erfreuen; bald ging es auf schauderhaftem Abstieg hinunter, wieder hinauf, herunter, herauf und endlich zum letztenmal tief hinunter. Unter uns ein tiefes, gewundenes Thal, dahinter in der Ferne blaue Bergketten und über diesen die weisse Schneespitze des Pico de Orizaba in den wolkenlosen Himmel emporragend. Ins Thal hinabsteigend, gingen wir links an dem Dorfe S. Juan Diuxi vorüber, ein Stück im Thal entlang. Noch eine letzte Anhöhe übersteigend, gelangten wir zu den ersten Häusern von Tilantongo und noch einen allerletzten Hügel hinanreitend zum Pfarrhaus, wo wir freundlich aufgenommen wurden.

Das Dorf ist zwar gross, besteht aber aus lauter weit verstreuten Ranchos. Kirche und Pfarrhaus liegen wunderschön auf einem hohen Hügel, der in alter Zeit den Tempel trug, der ja häufig zugleich Festung

war, rings von tiefen, an Wasser reichen Schluchten umgeben. Ueber die Hügel hinan und in die Schluchten hinunter ziehen sich die Hütten des Ortes, von reichen Feldern umgeben.

Der Pfarrer war augenscheinlich erfreut, einen Abend mit Leuten von »draussen« verplaudern zu können. Er ist ein noch junger Mann, dem man seine Geistlichkeit nicht anmerkte. Seine Mutter, die das Haus führt, ist eine richtige alte Indianerin — natürlich hispanisiert in Tracht und Sprache —, mit der keine grosse Unterhaltung zu führen war, die aber gar löblich für unser und unserer Tiere leibliches Wohl sorgte. Nicht nur wir und unser Mozo bekamen reichlich aufgetischt, auch unsere brave schwarze Hündin, die den ganzen Tag gehungert hatte, da das verwöhnte Vieh keine Tortillas frisst, wurde gesättigt. Die Pferde aber kamen in einen gut gedeckten Stall, was bei der kalten Nacht nach dem strammen Marsch nicht zu unterschätzen war. Zeigte doch das Thermometer kurz vor Sonnenuntergang die nichts weniger als tropische Temperatur von knapp 9° R.

* * *

12. Dezember 1895.

Warum auch musste die brave Frau Guadalupe heissen? Der 12. Dezember ist nämlich der Tag der Mutter Gottes von Guadalupe, jener mexikanischen Nationalheiligen und ganz besonderen Schutzheiligen der Indianer, deren Heiligtum in der Nähe der Hauptstadt, im Laufe dieses Jahres auf's kostbarste erneuert, mit grossen Festlichkeiten neu geweiht wurde, die in der feierlichen Krönung der Maria ihren Höhepunkt erreichten. Von der »Coronacion de la Virgen de Guadalupe« war alles voll, als wir im Herbste nach Mexiko gekommen waren. Nun also, der 12. Dezember ist der Tag dieser Madonna und daher auch der Geburtstag aller Leute, die ihren Namen tragen, denn hier zu Lande trägt eben jedermann den Namen des Tages, an dem er geboren wird, wie das ja in vielen katholischen Gegenden Sitte ist; so deckt sich Geburtstag und Namenstag. Sonderbar ist, dass diese Art der Namengebung auch schon vor der Conquista landesüblich war. Doña Lupe feierte also heute ihren Geburtstag, und man brachte ihr gestern Abend ein Ständchen, und der Lärm und Spektakel dauerte bis tief in die Nacht hinein, so dass von Schlafen nicht viel die Rede war, obgleich man uns zwei richtige mit Wolle gestopfte Matratzen auf die Erde gelegt hatte.

Tagsüber hatten wir im Dorfe fleissig Umfrage nach Altertümern gehalten, die auch recht erfolgreich gewesen war. Begleitet hatte uns als ortskundig ein flinker Indianerbursche, der genau so aussah wie Kainz als Küchenjunge in Grillparzers »Weh dem der lügt!« — Spät abends hatte uns noch der Presidente mit feierlichem Gefolge — 6 Topiles — und

angethan mit einem reinen Hemde, aufgesucht, um uns zwei kleine Thonköpfchen zu verhandeln, die wir ihm zu einem seiner Würde entsprechenden Preise abkaufen mussten. Er versprach dann am andern Morgen noch mehr und hielt auch Wort. Als wir heute schon zu Pferde sassen, wurden noch Sachen gebracht, die wir nur mit Mühe und Not noch unterbringen konnten.

Trotz der musikalischen Nacht waren wir schon früh marschfertig, um nach Nochistlan zu reiten, wo wir den Kreis schliessen wollten. Man hatte uns geraten, den weiteren Weg über S. Pedro Tidá und Sta. Madalena Yodocomo zu nehmen, weil der nähere über Tecomatlan gar zu schlecht sei. Der Mann jedoch, der uns die neu erhandelten Sachen trug, die wir unserm braven alten Schimmel nicht mehr zu seiner gewohnten Last hatten hinzufügen wollen, redete uns natürlich eifrig zu, den kürzeren zu nehmen, und wir haben nicht bereut, ihm gefolgt zu sein. Der Weg ist von seltenem landschaftlichen Reiz, da er sich eine lange Strecke auf einem mit Eichen bestandenen schmalen Rücken hinzieht, mit freiem Blick in die Thäler zu beiden Seiten. Als ich unterwegs meinen fotografischen Kasten aufgestellt hatte, um ein Vegetationsbild aufzunehmen, kamen einige Leute, die fragten, ob wir damit sehen könnten, wo Schätze verborgen lägen! Was dem klugen Europäer hier alles zugetraut wird!

Der Abstieg in die breite Thalebene von Nochistlan ist wieder unbeschreiblich schlecht und muss zu Fuss zurückgelegt werden. Eine Stunde etwa vor der Stadt ritten wir durch die Hacienda »El Molino«, die denselben Besitzer hat wie der Kramladen am Bahnhof von El Parian, Don Egidio Sanchez Gavita, und wo die Heimat unserer schönen schwarzen Hündin ist. Sie fand hier auch ihre ganze Familie, Geschwister und Kinder, mit denen sie sich freudig begrüsste, aber sie blieb nicht, sondern folgte uns. Wie wird die Trennung werden?

Mit dem behaglichen Gefühl, das einen stets überkommt, wenn man an einen Ort zurückkehrt, an dem man sich wohl befunden hat, ritten wir am frühen Nachmittag in den Meson de la Soledad ein, wo auch wir freudig als gute Bekannte, als »amigos« begrüsst wurden. Nicht ohne Grund hat dies Haus in der ganzen Mixteca einen guten Ruf.

* * *

14. Dezember 1895.

In Nochistlan waren keine Esel aufzutreiben; alle waren unterwegs, und selbst den Bemühungen des Jefe politico gelang es nicht, welche herbeizuschaffen. Wir verbrachten noch einen ganzen Tag mit Sammeln,





Landschaften in der Mixteca Alta

Verpacken und Eselsuchen; kamen auch heute Vormittag erst so spät fort, dass wir den Zug in El Parian nicht mehr erreichen konnten, und entschlossen uns, bis morgen hier in Cuauhtlilla zu bleiben, um auch hier noch Umschau zu halten.

Das Wirtshaus ist ganz auf den Arriero-Verkehr eingerichtet, der, wie ich schon kürzlich erwähnte, auf dieser Strasse sehr bedeutend ist, da sowohl die Lasten, die zur Eisenbahn befördert werden, als auch die nach Oaxaca bestimmten, alle hier durch müssen und hier Nachtquartier machen. Von 3 Uhr nachmittags an beginnt sich der Corral, der umfriedigte, zum Aufenthalt der Tiere bestimmte Hof, mit Tieren, Packsätteln, Lasten aller Art zu füllen. Es ist vergnüglich und lehrreich, dem Treiben zuzuschauen. Die Tiere werden zuerst entlastet und die Päcke aufgestapelt, dann wird der Trupp zum Wasser geführt. Erst wenn die Tiere von der Tränke zurückkommen, werden ihnen die Packsättel abgenommen und sie dürfen sich auf dem Boden wälzen, was besonders die Maultiere mit dem grössten Behagen thun. Es wird behauptet, das wäre den Tieren nicht nur angenehm, sondern auch zuträglich. Danach werden sie abgerieben und wundgedrückte Stellen gewaschen und kuriert. Der hiesige Hof hat ringsumlaufend ein Schutzdach; unter dieses werden die Tiere gebracht, die zusammengehörigen durch einen Strick von den fremden getrennt, und sie erhalten Futter für die Nacht: in jetziger Jahreszeit trockenes Maisstroh, Zacate seco. Die Maultiere, als die wertvolleren und leistungsfähigeren, werden viel sorgfältiger behandelt als die Esel, aber diese sind nicht nur anspruchsloser, sondern auch viel liebenswürdiger und gutmütiger als ihre hinterhaltigen Bastarde. Pferde kommen bei grossen Lastzügen nur wenig zur Verwendung. — Abends brennen dann in allen Ecken des Hofes die Feuerchen, an denen die Treiber ihre bescheidene Mahlzeit bereiten.

Da es in der Nähe von Cuauhtlilla auch noch alte Mauerreste giebt, so hielt sich Don Antonio Alejandrez — der Sohn unserer Wirtin — verpflichtet, uns dorthin zu führen. Es war ein etwas mühseliger, aber schöner Waldspaziergang, der mehr botanische als archäologische Ausbeute brachte: zu sehen war nichts, ausser ein paar zerbröckelnder, überwachsener Mauern. Aber da Don Antonio auch hin und wieder Zeitungsartikel schreibt, so hatte er einen herrlichen Stoff, wenn er über die Expedition der gelehrten Forschungsreisenden nach dem Pueblo viejo von Cuauhtlilla berichten konnte.

* * *

Als wir am nächsten Tage in die heisse Schlucht von El Parian herniederstiegen, lag die Mixteca hinter uns. — Unsere treue Begleiterin, die schöne, schwarze Hündin Estacion, begrüsste ihre Freunde mit lebhaften Umarmungen und wurde vom Freudengebell ihres Sohnes empfangen. Die Trennung aber war schwer, und erst als sich der Eisenbahnzug in Bewegung setzte, begriff sie, dass die Scheidungsstunde geschlagen hatte.

In dieser Nacht legten wir uns wieder unter dem gastlichen Dach des Steinschen Hauses zur Ruhe.



Kleine Steingötzen aus der Mixteca



Die Ebene von Tehuantepec vom Quie-ngola aus gesehen

VIERTER ABSCHNITT.

Zum Stillen Ozean.

2. Januar 1896 — 26. Januar.

Reisezeit. — Landschaftliches. — Briefpost. — Unser Reisetempo. — Erinnerungen. — Nach Totolapam. — Flussabwärts. — Die grauen Hügel. — Agua Escondida. — S. Carlos Borromeo Corral de Piedra. — Das schönste Stück des Weges. — Lebende Bilder. — Tracht. — Purpurfärberei. — Die Indios von S. Bartolo. — Muy poquito falta. — Der Fluss von Tequiziztlan. — Eine Sprachinsel. — Auf falschem Pfade. — Jalapa. — Eintritt in die Ebene. — La Mixtequilla. — Tehuantepec. — Geistliche Empfehlungsbriefe. — Die Frauen. — Die Deutschen. — Klima. — Altertümer. — Die grossen Oilus und die Tortilla Juchiteca. — Zum Quie-ngola. — Das südliche Kreuz. — Auf dem Quie-ngola. — Am Feuer. — Die Skulptur. — Wasserfragen. — Die Huave. — Der Weg zum Ozean. — Das Lienzo von Huilotepec. — Qualzontli. — Ein köstliches Mittagsmahl. — In S. Mateo del Mar. — Der Name von Tehuantepec. — Neue Mozos. — Markt. — Herbar. — Kümmernisse.

Wir hatten ohne Frage die beste Reisezeit gewählt, um zur Küste hinunter zu reiten, aber die schönste war es nicht. In meiner Erinnerung malt sich ein Gewirr von Hügeln in grauen Farben, unterbrochen von wenigen freundlichen und farbigen Noten. Trotz des Staubes und der heissen Sonnenstrahlen ein herbstliches Bild, denn was bei uns die Kälte thut, bringt hier die Trockenheit zuwege: laublose Wälder. Freilich wirft hier und da eine Schlingpflanze ihre leuchtenden Blüten über eine entblätterte Baumkrone und buntfarbige Vögel beleben das Bild; aber der Gegensatz des Abfalles nach dieser Küste, zu dem nach der Golfküste, kann gar nicht gross genug gedacht werden. In meiner Erinnerung lebten noch die berauschend schönen Gegenden, die wir vor etlichen Jahren durchritten hatten, als wir von Ciudad del Mais aus durch die Huaxteca nach Tampico zogen und zurück über die Sierra Madre. Wie gross war

meine Enttäuschung, als dieser Weg nichts ähnliches bot: keine rauschenden Wasserfälle, keine Baumfarne, keine blühende Wildnis, keine dunklen, schattigen Wälder. Nur hier und da in einer etwas tieferen Schlucht ein klares Wasser, das auch der Pflanzenwelt in seiner Nähe Leben gab. Dann wieder eine leider nur zu kurze Strecke, wo wir schönen Eichenwald durchritten, der an den Wald der Mixteca erinnerte. — Einen unvergesslichen Eindruck hinterliess mir der erste Blick auf den breiten, silberschimmernden Fluss von Tequiziztlan mit seinen steilen Ufern von der bewaldeten Höhe herab. — Auch die Bevölkerung dieser Gegenden ist nicht angenehm, sondern unfreundlich und misstrauisch, und die Indianer ganz unzugänglich und verschlossen, im auffallenden Gegensatz zu der heiteren und freundlichen Bevölkerung der Ebene von Tehuantepec.

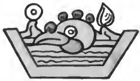
Die Briefpost legt den ganzen langen Weg zwischen Oaxaca und Tehuantepec in zweimal vierundzwanzig Stunden zurück, was natürlich nur durch wiederholtes Wechseln von Mann und Maultieren ermöglicht werden kann. Ein gut berittener Reisender ohne Packtier braucht etwa fünf bis sechs Tage, und wir ritten acht Tage. Wir konnten eben auf der ganzen Reise niemals so schnell vorwärts kommen, als landesüblich ist, da wir Gepäck hatten und nicht nur schnell von Ort zu Ort gelangen wollten, sondern durch die Zwecke, die wir verfolgten, oft genug aufgehalten wurden. Besonders das Sammeln und Einlegen von Pflanzen hielt uns auf dem Wege selbst auf. Späterhin hatten wir auch mit der zunehmenden Faulheit — oder ich will gerechter Weise sagen Reisemüdigkeit — unserer Pferde zu kämpfen. Denn es ist ein Unterschied, ob der Hacendado sein gutes und gut ausgeruhtes Pferd sattelt, um eine Reise von etlichen Tagen zu unternehmen, oder ob dasselbe Tier monatelang Dienst thun muss, allen Unbilden der wechselnden Temperaturen ausgesetzt und ungleichmässig genährt. Trotzdem sind gerade die Tiere, zu denen man sehr bald in ein persönliches Verhältniss tritt, eine fortwährende Quelle der Freude und freilich auch oft der Sorge. Wenn sie behaglich ihren Mais knabbern, freudig wiehern, sobald sie das Rauschen des Maisstrohes hören, das unterwegs ihre Hauptnahrung bildet, wenn man sie bei strömendem Regen oder eisigem Höhenwind unter einem Dach oder wenigstens einem schützenden Baum geborgen weiss, so erfüllt einen das mit ebenso grosser Zufriedenheit, als wenn man selbst ein sicheres Unterkommen und ausreichende Nahrung findet.

* * *

Das erste Stück des Weges war uns von früher her bekannt. Auch vor sieben Jahren hatte uns der erste Tag bis **Tlacolula** geführt, an dem weltberühmten Baum von S[ta.] Catarina **Tule** vorüber. Damals hatten wir

von Tlacolula aus in Begleitung des Richters Don Fausto Moguel einen Ritt nach dem Pueblo viejo unternommen und in seinem Hause, in dem eine junge Frau, die Schwägerin des Dr. S. in Oaxaca, schaltete, einige angenehme Stunden verplaudert. Doña Lupe erzählte von einer Reise, die sie kürzlich mit ihrem Manne über Tehuantepec nach Chiapas unternommen hatte, um dessen Familie zu besuchen. Und obgleich sie noch voller Entsetzen über die Beschwerden war, beneidete ich sie doch und wäre gern an ihrer Stelle gewesen. Diesmal nun sollte mein Wunsch von damals in Erfüllung gehen, und auch die Familie Moguel sollten wir im Verlaufe dieser Reise, freilich unter sehr veränderten Verhältnissen, wiedersehen.

Während wir damals bei S. Lucas die grosse Strasse verlassen hatten, um uns nach Mitla zu wenden*) und erst nach längerem Aufenthalte daselbst über S. Dionisio nach Totolapam weiter zu gehen, gelangten wir diesmal am Abend des zweiten Reisetages nach Totolapam. Ziemlich spät, denn es war ein Ritt von 13 Leguas, d. h. ungefähr 10 deutschen Meilen. Der Weg, der von der Höhe in die tiefe Schlucht hinabführt, über deren Oeffnung sich in südlicher Richtung eine ganze Welt ferner, blauer, sich übereinanderschiebender Ketten aufbaut, schien, seitdem wir ihn geritten waren, verbreitert und verbessert. Was damals im Dufte der Regenzeit verschwamm, hob sich heut scharf und klar an dem vom Nordwind blank gefegten Himmel ab. Die Hänge, damals im frischen Blattschmuck prangend, waren heute grau und kahl, und der Wind raschelte in dem dürren Laub, das den Boden bedeckte. Da wo ein paar ärmliche Rohrhütten am Flüsschen stehen, erfreuten uns einige mit weissen Blüten überschüttete Lao-zaa-Bäume, das erste Zeichen eines neuen Floragebiets. Spät am Abend langten wir in Totolapam an, und am nächsten Morgen ging der Ritt stromabwärts weiter. Wie sehnsüchtig hatte ich vor sieben Jahren dem damals mächtig dahinfliessenden Wasser nachgeblickt; ging doch sein Lauf dem Stillen Ozean zu, führte in jene märchenhaften Gegenden, aus denen die alten Azteken die Schätze geholt hatten, um ihre Tempel und Paläste zu schmücken, und die Genussmittel, die die Tafeln und Gewänder ihrer Fürsten verschönten: Gold und Schmuckfedern, Kakao, Vanille und Baumwolle. Diesmal durfte ich seinem Laufe folgen. Es war der Beginn so mancher Enttäuschung.


Hieroglyphe Totolapam

* * *

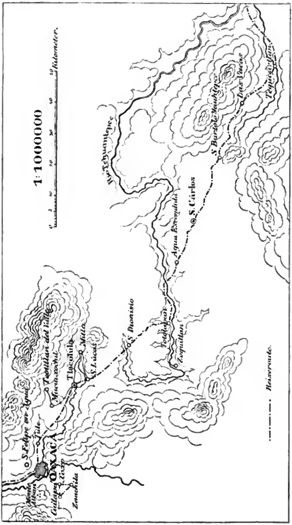
*) Siehe »Reisebriefe aus Mexiko« und »Die Wandmalereien von Mitla« von Ed. Seler.

Bald hinter Totolapam, da wo der schmale Weg in halber Höhe am linken Flussufer entlang führt, trafen wir die Post: zwei mit gefüllten Briefbeuteln beladene Maultiere und einen berittenen Treiber. Die bei der schnellen Gangart lebhaft klingenden Schellenbehänge der Tiere mahnten schon von weitem, auf Ausweichen Bedacht zu nehmen, damit ja kein Aufenthalt entstehe. Was auf dieser Strecke meine Aufmerksamkeit erregte, war die Menge der langen, beutelförmigen Nester der Webervögel, die wie sonderbare Früchte von den kahlen Baumästen herniederhingen. Als der Weg sich zum Flusse hinabgesenkt hatte, ging es im Bette selbst entlang, was natürlich nur in der trockenen Zeit möglich ist, denn wenn die Regen niedergehen, ist schon das Ueberschreiten nicht ungefährlich. Die Landschaft hatte ganz denselben Charakter, wie flussaufwärts nach Zoquitlan zu: hohe, felsige Ufer mit Bäumen, Gestrüpp und Organos (Säulenkaktus) bewachsen. Wo eine Biegung des Flusses zwischen Bett und Hang ein Fleckchen freilässt: kleine Ranchos zwischen Pflanzungen von Zuckerrohr, Bananen und dunkellaubigen Fruchtbäumen. Eine weisse rankende Asclepiadee und eine schöne blaue Passiflore waren zur Zeit in Blüte. Ein Stückchen unterhalb des Ranchos San Juanico bog der Weg rechts vom Flusse ab, im trockenen, sandigen Bette eines Regenbaches in die Höhe.

Bisher hatte der Fluss die Landschaft belebt, die Bilder hatten gewechselt: jetzt wurde es ganz trostlos zwischen den niedrigen grauen Hügeln, die doch hoch genug sind, um dem freien Blick zu wehren. Nur die Lao-zaa-Bäume hatten Blüten und Blätter und eine Erythrina (?) hatte grünes Laub und schöne bläulich-weisse Blütentrauben. Auch trafen wir hier zum ersten Male einen Baum, der uns bis nach Tehuantepec hinunter begleitete, mit dornigen Zweigen, einem mit korkartigen Stacheln besetzten Stamme und grossen, weissen, fünfteiligen Blüten, aber vollkommen blattlos.

So ging es stundenlang in gleicher, ermüdender Einförmigkeit weiter; von der Höhe manchmal ein Blick auf die hohen blauen Ketten. Der Rancho de los Pichones wurde passiert, aber erst ein Stück weiter fand sich im sonst trockenen Bachbett ein sogenannter Pozo (Brunnen), eine Stelle, wo sich in einer Vertiefung zwischen Felsstücken Wasser sammelt, für unsere durstigen Pferde. Von hier galt es, eine steile Cuesta zu ersteigen; oben belohnte uns die frische Höhenluft, der schöne Blick und schönes Grün der Eichen. Obgleich unser vorgesetztes Ziel noch nicht erreicht war, beschlossen wir doch, an der schönen Stelle heute zu rasten. Unter den auf breiter Fläche zerstreuten Hütten des Ranchos Agua Escondida fand sich eine leere Hütte, die uns für die Nacht Schutz bot, sogar eine Catre, ein Schlafgestell, konnten wir erlangen, und Bohnen und Tortillas gab es auch, Mais, Zacate und eine schützende Baumkrone für die Pferde.

Seinen Namen führt der Rancho von einer klaren, nie versiegenden Quelle, die verborgen zwischen Felsen hervordringt. Leider erst am nächsten Morgen erfuhren wir, dass in einer nicht entfernten Höhle Altertümer



gefunden wurden; wie gewöhnlich war alles zerbrochen und fortgeworfen, aber es erhellte doch aus dem Bericht, dass dieser hübsche Platz auch schon in alter Zeit besiedelt war.

5*

Am nächsten Tage ging es vorerst im grünen Walde von immer grünen Eichen, deren Blatt dem der europäischen Arten ähnlich war, und Ocotes, den mexikanischen Kiefern, die dem Laienauge ganz wie märkische erscheinen, auf der Höhe weiter, dann abwärts über laubbeschattete Bäche die idyllische Rastplätze boten, am Rancho Quemado vorbei und noch weiter abwärts bis auf den Boden einer breiten, flach eingeschnittenen Schlucht, wo wir wieder südlichere Pflanzenformen trafen: den Stachelbaum mit den grossen weissen Blüten, daneben ein anderer, zur Zeit ebenfalls blattloser Baum mit grossen gelben Blüten, den man Huirambo nannte, und eine Erythrina (?) mit schönen rosafarbenen Blütentrauben. Endlich gelangten wir in das breite Bett eines Wasser führenden Baches und erreichten den Distriktsort S. Cárlos, mit seinem vollen Namen: San Cárlos Borromeo Corral de Piedra, auch fälschlich S. Cárlos Yauhtepec genannt, welcher Name eigentlich dem Orte S. Bartolo gebührt, der früher Distriktsort war. Der Ort besteht nur aus wenigen Häusern, hat nicht einmal eine fertige Kirche, aber einen neu angelegten, sehr stattlichen öffentlichen Garten, mit dem unumgänglich notwendigen Musiktempelchen, dem Zócalo, der dem Mexikaner so wichtig scheint, dass er sogar den grössten Platz der Hauptstadt — einen der schönsten Plätze der Welt — kurzweg El Zócalo nennt.

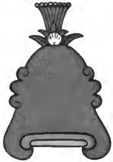
In einem Hause, das um einen grossen Patio herumgebaut war, erhielten wir bei einer unwirschen Wirtin Quartier: ein grosses Zimmer und zwei Feldbetten, und in einer kleinen Garküche an der Strasse gab es für nicht gerade mässigen Preis zu essen. Auf dem mit Büschen und Blumen bestandenen Hof des Hauses trieben sich mancherlei Menschen herum, aus deren Zusammengehörigkeit ich hier so wenig wie anderwärts klug werden konnte. Ein junger Mann tobte mit einer geladenen Pistole umher, die er von Zeit zu Zeit in einem Wutanfalle abschoss, bis ihn die Wirtin kurzer Hand in sein Zimmer einschloss.

Der nächste Tag brachte zuerst dieselbe einförmige, trockene Hügellandschaft, die wir nun schon zur Genüge kannten. Jenseits des Rancho La Candelaria, der mit seinen Bananenpflanzungen einer Oase glich, ging es steil an wasserzerrissenen Kalksteinfelsen in die Höhe und oben in prachtvollem Eichenwald weiter. Es war das schönste und zugleich das einzige wirklich schlechte Wegstück der ganzen Strecke. Von einem Sattel aus fiel wieder der Blick auf kahles Gesträuch und Organos, von schmalen, lichtgrünen Zuckerrohrfeldern unterbrochen, aber die fernen Berge blauten in der wunderbaren Beleuchtung der Steppenländer, die uns bisher nur von Neu-Mexiko und Arizona und dem Hochland der pyrenäischen Halbinsel bekannt war. Wo auf recht steinigem Wege die untere Grenze des Eichenwaldes erreicht war, konnten wir in dem blühenden Gesträuch am Rande eines Baches neue Pflanzentypen begrüssen.

Plötzlich, wie wir am Fusse einer steilen Lehmwand entlang ritten, bot sich ein sonderbares Bild. Zwei junge Indianerweiber drückten sich in Angst vor unsern Pferden dicht an die Wand; wie sie dort standen mit tiefblauen Hüfttüchern, leuchtend roten Hemden, mit goldschimmernden Perlen um Hals und Nacken, grosse Wachskerzen in den Händen, die sie wohl einem Heiligen darbringen wollten, unbeweglich in der klaren, leuchtenden Luft, schienen sie ein Abglanz aus längst versunkenen Tagen. — Da wir bald am hohen Ufer eines Flüsschens standen, gegenüber dem auf ansehnlicher Fläche sich ausbreitenden Ort S. Bartolo Yauhtepec, entrollte sich vor unsern Augen ein eigentümliches, ungewohnt buntes Bild; ebenso lebhaft bewegt wie das vorige stumm. In dem von der brennenden Nachmittagssonne beschienenen Wasser standen Frauen und wuschen sich und ihre Kleider. In dem flimmernden Sonnenschein erglänzten die grellen Farben der Hemden und Röcke, die goldigen Perlen auf der sammtenen, bräunlichen Haut der entblössten Oberkörper so fremdartig bunt und schimmernd, dass man meinte, in Indien sein.

* * *

Hier trat uns zuerst die eigentümlich malerische Frauentracht von Tehuantepec entgegen, die von der Weibertracht des Hochlandes nicht unwesentlich abweicht. Der Rock — wie in ganz Mexiko und Mittelamerika die Manta enrollada, d. h. das meist bis an die Knöchel reichende, von bunter Binde um die Hüften festgehaltene Hüfttuch — ist hier von leichterem Stoff als im Thal von Oaxaca. Er war in S. Bartolo und auch weiterhin in den Dörfern überall dunkelblau, mit dem im Lande gebauten Indigo gefärbt. Die Schönen von Tehuantepec und Juchitan bevorzugen die rote Farbe. Die mit importiertem türkischem Rot gefärbten Hüfttücher sind teuerer; am teuersten aber die mit echtem Purpur gefärbten. Denn an der Küste von Tehuantepec dient heute noch der Saft der Purpurschnecke zum Färben. Ob die Alten diese Sitte schon kannten, oder ob erst die Spanier sie eingeführt haben, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. In den alten Berichten ist keine Stelle bekannt, die davon erzählt. Da die Schnecke nicht sehr häufig ist, oft bis nach Huatulco hinauf gesucht werden muss, und nur wenig Farbe liefert, zahlte ich für einen purpurnen Rock 18 Pesos. Sorgfältig wird die Schnecke von der Felswand abgehoben, angeblasen oder angespieen. Sie giebt dann einen wasserhellen Saft von sich, durch den man den weissen Faden zieht, der sich


Hieroglyphe Yauhtepec

beim Trocknen an der Luft rotviolett färbt. Die Schnecke wird wieder ins Wasser gesetzt, nachdem sie gethan, was man von ihr verlangt. So viel mir bekannt, wird sonst nirgends in der Welt dieser echte Purpur des Altertums zum Färben verwendet, als an den Küsten des Stillen Ozeans. Thomas Gage, der im Jahre 1624 schrieb, berichtet, dass in ähnlicher Weise die Indianer von Nicoya an der pazifischen Küste von Costa Rica die Schnecken am Meeresufer sammeln und die daselbst gesponnene Pita (Agavefaser) damit färben, wodurch sie einen besonderen Handelswert erhalte. Diese Industrie hat sich dort bis heutigen Tages erhalten. Von daher hat Professor v. Martens mit dem Safte der Purpurschnecke gefärbtes Baumwollgarn und einige Exemplare der Schnecke selbst erhalten. Es ist die Purpura patula, die zu den wenigen Arten gehört, die in ganz ähnlichen Formen an beiden Küsten Mittelamerikas vorkommen. Da auch in alten Gräbern der Küstengegend von Peru purpurgefärbte Gewebe gefunden werden, so nimmt Professor v. Martens an, dass diese Färberei nicht erst von den Spaniern eingeführt sein könne.*)

Das Huipilito, das Weiberhemd, wird nicht aus selbstgewebtem und gesponnenem Baumwollzeug hergestellt, wie sonst fast überall im Lande, sondern von eingeführtem, schlechtem bunten Kattun. Es ist meist rot, in der Stadt aber von allen möglichen Farben, oft auch noch mit Börtchen und Säumchen benäht, ist manchmal auch von Seide. Es reicht nicht wie die Hemden des Hochlandes weit herunter, sondern ist so kurz, dass es den oberen Rand des Hüfttuches gerade erreicht, so dass bei jeder lebhaften Bewegung die braune Haut zum Vorschein kommt. Der Halsausschnitt ist tief, die Arme nackt, so dass also nur die Brüste bedeckt sind.

Zur Tracht gehört der Goldschmuck, an dessen Stelle auf den Dörfern häufig nur goldschimmernde Glasperlen treten. Dieser Schmuck besteht aus zwei Ketten: die eine, aus grossen facettierten Perlen, umschliesst eng die Kehle; die andere hängt weit über die Brust herab und besteht aus kleineren Goldperlen. Sie trägt einen zierlich gearbeiteten, oft mit bunten Glassteinen gezierten Anhänger, der seiner Form wegen »Palomita«,**) genannt wird. Bei grossem Reichtum erreichen die Perlen manchmal die Grösse der kleinen Marmorkugeln, mit denen unsere Kinder spielen. Die Kette reicht oft mehrmals um den Hals und ausser der Palomita hängt wohl auch noch ein Goldpeso daran. Auch grosse, lange Ohrgehänge sind beliebt.

Zu alle dem gesellt sich in Tehuantepec noch eines der merkwürdigsten Kleidungsstücke, das ist der Kopfschmuck. Ursprünglich

*) Siehe die Mitteilung des Prof. v. Martens in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1898. S. 482—486.

**) Palomita heisst eigentlich Täubchen, wird aber häufig für Schmetterling — eigentlich mariposa — gebraucht.

war es ein Hemd, wird daher auch Huipil genannt. Es ist meist von europäischem, kunstvoll besticktem Tüll gearbeitet und hat am kreisrunden Halsausschnitt und um den unteren Rand eine breite, in Falten gelegte, steif gestärkte Spitze, eine gleiche um den unteren Aermelrand. Dieses Kleidungsstück dient als Sonnenschutz. Für gewöhnlich wird es über den Kopf gehängt, so dass die breite Spitze des unteren Randes das Gesicht schützt und der runde Halsausschnitt mitten auf dem Rücken sitzt. Bei festlichen Gelegenheiten wird der Kopf durch das Loch gesteckt, und zwar wird bei Kirchgängen die gesteifte Spitze so um das Gesicht gelegt, dass dieses wie von einer Aureole umrahmt erscheint. Beim Tanze umgiebt die Spitze den Hals. Immer aber hängen die Aermel, die sogar oft am unteren Rande zugenäht sind, als unnütze Anhangsel über Rücken und Brust herunter. So unsinnig diese Benutzung eines Stückes, das seine ursprüngliche Bedeutung eingebüsst hat, auch sein mag, es lässt sich nicht leugnen, dass die Anwendung, die es gefunden, im höchsten Masse malerisch ist.



Tehuanerin
Nach einer in Tehuantepec erworbenen Fotografie

Die tehuanischen »Damen« die etwas vorstellen wollen, ersetzen ausserdem die kleidsame, schmiegsame Enagua durch einen runden steifen Rock, der ungefähr den Schnitt eines spanischen Hofkleides aus dem 17. Jahrhundert zeigt. Er ist aus bunter Seide reich mit Goldstickerei verziert und bis zum Knie abgesteift, ebenso wie die weissen Unterröcke. Das Geräusch, das diese gestärkten Rocksäume auf den steinernen Treppenstufen der Kirche verursachen, wenn die so angethanen Frauen aus der Messe kommen, ist sprichwörtlich geworden. Es sieht aus und hört sich an, als ob die hölzernen Heiligenfiguren ihre Postamente verlassen hätten, obzwar die Frauen von Tehuantepec keineswegs im Geruche der Heiligkeit stehen.

* * *

S. Bartolo ist berüchtigt wegen der ablehnenden und unfreundlichen Haltung seiner Indianerbevölkerung den durchreisenden Fremden gegenüber. So hatten wir uns denn vom Jefe politico in S. Cárlos einen Brief an die Behörden geben lassen und ritten am Gemeindehause vor und fragten nach dem Presidente, dem Vorsteher. Der war natürlich nicht da, aber es fand sich ein Regidor, der lesen konnte, oder doch so that, bedächtig den Brief prüfte und nach unsern Wünschen fragte. »Quartier, Futter für die Pferde, Speise für die Menschen«, »Comida para cristianos y bestias«. Das würden wir wohl bekommen, aber der Presidente müsste darüber befinden. Es wurde zwar einer der Topiles, das heisst, ein mit dem Autoritätsstock bewaffneter Gemeindediener, nach ihm geschickt, aber der Herr kam nicht, wollte vermutlich nicht kommen und liess uns und unsere müden Lasttiere ruhig in der brennenden Sonne warten. Der Platz vor dem Gemeindehaus, dem Cabildo, war zwar sehr hübsch, aber das konnte unsere ungemütliche Lage nicht verbessern. Die geräumige Laube, das Portal, vor dem Hause war von einer Schar reisender indianischer Händler besetzt — wir waren ratlos. Da sah ein Arriero, dessen Bekanntschaft wir unterwegs gemacht, unsere Not und wies uns in das einzige von Ladinos bewohnte Haus, das natürlich eine Tienda — Kramladen mit den notwendigsten Lebensbedürfnissen — war, und dessen Besitzerin uns wohl aufnehmen werde. Die Wirtin war eine freundliche Frau aus Oaxaca, von der wir mancherlei dienliche Auskunft erhielten; es fand sich ein Raum zum Schlafen, Futter für Mensch und Tier. Leider war es durch diese Verzögerungen zu spät geworden, um noch fotografische Aufnahmen zu machen.

Später erschien der Presidente, wozu er sich wohl des behördlichen Schreibens wegen verpflichtet fühlte. Er kam, wie üblich, in Begleitung einiger Regidores und Topiles; bei allen waren Hemd und Hose mit gestickter roter Borte versehen. Es war aber von keinem irgend eine Nachricht über Ruinen und Altertümer zu erhalten. Obgleich wir ziemlich sichere Angaben hatten, dass dergleichen hier nahebei bestehen müsse, gab es doch auf alle eindringlichen Fragen nur die Antwort: dergleichen hätten sie noch nie gesehen. Das war offenbar gelogen. Entweder war es einfache Unfreundlichkeit und Uebelwollen gegen die Fremden, oder Misstrauen und Aberglauben spielten uns, wie schon so oft, wieder mal einen Streich. Ich neige dem letzteren Grunde zu und würde im übrigen den Indianern auch den ersteren nicht übelnehmen, in Anbetracht der üblen Erfahrungen, die sie Jahrhunderte lang in ihrem Verkehr mit Europäern gemacht haben. Dem passiven Widerstande eines Indianers gegenüber richtet aber auch eine amtliche Empfehlung nichts aus. Dass die Indios von S. Bartolo an alten heiligen Stätten Wachskerzen und Speisen opfern, wird überall mit Bestimmtheit versichert, aber es ist noch niemals Weissen

gelungen, zu diesen Orten zu dringen. Selbst einem Lehrer, der durch langjährige Thätigkeit ihr Vertrauen in hohem Grade erworben hatte, wurden doch diese Stätten und die dort geübten Bräuche verheimlicht.

* * *

Fast den ganzen nächsten Tag ging der Weg wieder in ermüdender Eintönigkeit durch graues Hügelland, über leere Bachbetten. Erst am Nachmittage erreichten wir einen tief eingesenkten, Wasser führenden Fluss, den Rio hondo. Wir hatten gehofft, in dem Rancho, der an dieser



Jacquinia macrocarpa Cav.
»guie-zee«, »flor del niño«



Jacquinia Seleriana Urban et Loesener n. sp.
Fischgift

Stelle stehen sollte, während der heissen Stunden rasten zu können, aber der Rancho war abgebrannt, seine Stätte leer. So trieb uns der Hunger von dem schönen Platz mit seinen hohen Schattenbäumen bald wieder fort, auf die trockene Höhe hinauf. Hier trafen wir unsern Freund, den Arriero, der ermüdet am Wege rastete, und als wir fragten, wie weit

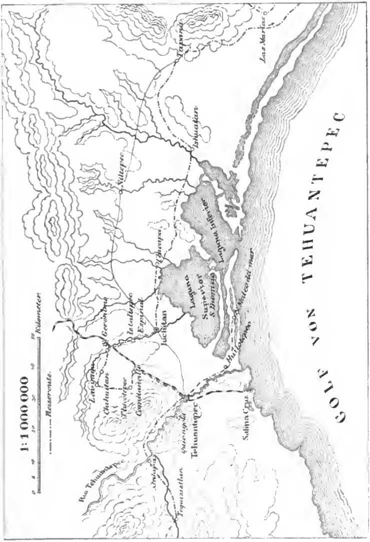
es noch nach Las Vacas sei, die tröstliche Antwort gab: »muy poquitito falta«. Aber dies poquitito bedeutete wieder einmal eine Stunde. Wir haben später einmal auf einer kurzen Strecke vier verschiedene Leute gefragt. wie weit es noch bis zum Ziele sei, und vier vollkommen unvereinbare Antworten erhalten, die zwischen zwei und acht Stunden schwankten. Die einzig verlasslichen Angaben sind solche wie: zu Ave Maria werdet Ihr dort sein; oder: mit dem letzten Tageslicht werdet Ihr ankommen. Der Rancho Las Vacas ist ärmlich, aber wir konnten in einer leeren Reisighütte Quartier machen und es gab ein Schlafgestell, bei dem eine aus Bambusstäben gefertigte Matte die Stelle des üblichen Brettes vertrat.

Wir brachen am nächsten Morgen auf, noch ehe es zu dämmern begann. Als es tagte, befanden wir uns in einer Schlucht, die die Bergkette im Norden des Flusses von Tequiziztlan durchbricht und gerade auf das Flussthal zuführt. Zur Seite hatten wir hübschen, von der Feuchtigkeit des Baches genährten Baumwuchs, jenseits hohe Hänge mit trockenem Grase.

Unter den Bäumen fanden sich als Unterholz in Fülle zwei Arten von Jacquinia, einem dunkelgrünen Strauche mit stachelspitzigen Blättern. Die eine Art, die »Flor del Niño« genannt wurde und zum Teil in Blüte stand, war uns schon in der Huaxteca unter dem Namen »Corpus« begegnet. Die andere Art erwies sich als neu. Zweige und Blätter der letzteren werden hier und in einem grossen Teil von Chiapas zum Fischfang benutzt, indem man sie ins Wasser streut. Die Fische werden davon betäubt und kommen in Scharen an die Oberfläche, wo sie dann ohne Mühe gefangen werden.

Immer mehr verbreiterte sich die Schlucht und führte auf eine bewaldete Terrasse, auf der der Weg breit und sandig, aber eben dahin lief. Bald schimmerte durch die Bäume ein breiter grüner Streif und plötzlich standen wir an dem hohen Ufer des Flusses, der glitzernd und rauschend zu unsern Füssen dahin schoss; ein unvergleichlicher Anblick! — Aber steil fiel die Lehmwand zum Flusse ab, und es war keine Möglichkeit, an das Wasser hinunter zu gelangen. Unsere durstigen Gäule mussten noch über einen Hügel und ein gutes Stück sandigen Weges durchmessen, ehe die Strasse zum Flusse abbog, um ihn zu kreuzen. Jenseits ging es noch eine Weile zwischen sandigen Hügeln weiter, dann war Tequiziztlan erreicht.

Am Eingang zum Orte waren Reisighütten und Corrales für Arrieros. Aber aller verfügbare Platz war besetzt, teils von Treibern und ihren Tieren, teils von einer wandernden Schauspielertruppe. Im Orte selbst giebt es recht stattliche, aus Adobe und Stein erbaute Häuser, aber kein Gasthaus. Nach vielem vergeblichen Hin- und Herfragen fanden wir endlich Unterkunft in einem stattlichen neuen Hause, das von einem halben Dutzend höchst fideler Frauenzimmer, einer Anzahl nackter Kinder,



1:1 000 000
Kilometer
Reiseroute
Rio Tehuantepec
Tequisistlan
Jalapa
Quiengola
Tehuantepec
Salina Cruz
Chihuitan
S. Geronimo
Ixtaltepec
Espinal
Juchitan
Laguna Superior S. Dionisio
Laguna Inferior
S. Mateo del mar
Huilotepec
Niltepec
Ixhuatan
Tapana
Las Marias
GOLF VON TEHUANTEPEC

Hunden und kleinen Papageien bevölkert war. Wir wurden in der Sala untergebracht und erhielten Nahrung für uns und unsere Tiere. Auch an Unterhaltung fehlte es nicht. Beim Umlegen der Pflanzen sahen unsere Wirtinnen zu und wussten manches zu erzählen. Die eine kannte auch die Sprache des Ortes, der das Zentrum einer kleinen Sprachinsel ist, mitten in zapotekischem Sprachgebiet gelegen. Welchem Stamme das Idiom von Tequiziztlan zugehört, ist noch nicht ermittelt.

Der Ort liegt auf dem hohen rechten Ufer des Flusses. Rings umher die sandigen, mit laublosem Wald bedeckten Hügel, nur nahe dem Flusse bewässerte Gärten und Milpas (Aecker). Wir machten noch einen Abendspaziergang und badeten in einem der Bewässerungsgräben; ein lange entbehrter Genuss.

Von hier aus kann man Tehuantepec in einem Tage erreichen, aber es ist ein sehr langer, heisser Tagemarsch, der keinen Ort berührt. Wir zogen es daher vor, mit einem kleinen Umwege über Jalapa zu gehen und dort noch ein letztes Nachtquartier zu machen. Leider hatte man uns höchst unvollkommene Nachricht über den einzuschlagenden Weg gegeben. So kamen wir an den Fluss weit oberhalb der Stelle, wo er durchritten werden muss. Wir stiessen auf eine Felswand und einen Viehrancho, fanden aber keinen Weg, der weiter führte. Wohl oder übel mussten wir, um die richtige Uebergangsstelle zu erreichen, im Flussbett abwärts reiten: ein hartes Stück Arbeit für die Tiere, über weite Geröllflächen, durch dichtes Buschwerk, bald über einen Flussarm und bald über den andern. Da sich aber zu beiden Seiten dichter, trockener Wald hinzog, blieb kein anderer Ausweg. Beim Durchreiten des Flusses sahen wir an den Stellen, wo das Wasser ruhig, klar und durchsichtig war, seltsame Fische sich lustig tummeln. Sie waren etwa von der Grösse einer Forelle, mit stark vortretenden Augen, wie die der Teleskopfische und huschten wie die Schwimmkäfer dicht unter der Oberfläche hin und her. Endlich, beim Rancho S. Cristobal, erreichten wir die richtige Furt. Bis hierher können in jetziger trockener Jahreszeit die grossen, schweren Ochsenkarren gehen, für die es in der ganzen Ebene von Tehuantepec bis nach Tonalá und ein Stück landeinwärts bis nach Tuxtla Gutierrez brauchbare, breite, sandige Strassen giebt. Der Weg führte durch belaubten Wald angenehm weiter, bog kurz vor Jalapa vom Flusse ab, um über sandige Hügel das Thal des Hauptflusses zu erreichen.

Jalapa heisst Sandfluss, und an Sand war kein Mangel, nur die Terrassen der beiden Flüsse bestehen aus fruchtbarem Erdreich, sind leicht zu bewässern und geben reiche Ernten. Daher denn dies Gebiet in alter Zeit dicht bevölkert war und von den Mönchen als ein Paradiesesgarten gepriesen wurde. Altertümer aber werden nur in der Regenzeit gefunden, wenn die heftigen Regengüsse das Erdreich am Ufer abspülen. Aehnliche

Verhaltnisse waren uns schon von früher her vom Rio Pánuco bekannt. Dort aber waren die Leute »mas curiosos« gewesen und hatten nicht alles fortgeworfen und zerbrochen.

Nachdem der Fluss von Tequiziztlan noch einmal überschritten war, ging es im Thale des Flusses von Tehuantepec weiter, der hier in breitem, sandigem Bett zwischen bewaldeten Bergen mit spärlichem Wasser dahinfliesst, während er in der Regenzeit sein Bett ganz ausfüllt und den Reisenden zwingt, einen andern mühseligeren Weg über die Berge einzuschlagen. Zur Zeit verkehrten viele Ochsenkarren auf dem Wege, den das Flussbett selbst bildet. Sie brachten Mais und Zacate*) nach Tehuantepec hinunter. Die im Januar häufigen Nordwinde machten die Luft frisch und rein. Auf den Sandbänken wuchsen Akazien und eine unserer Weide ähnlich sehende Composite; die kleine blaue Passiflore mit roten essbaren Fruchtkapseln und die Asclepiadee von Totolapam umrankten die Bäume. Auf den sich deltaartig ins Flussbett vorschiebenden kleinen Terrassen sind Ranchos, kleine mit Mais und Baumwolle bestandene Felder von hohen Bäumen eingefasst, die eine prächtige, violettrote Bignonie mit buntem Teppich bedeckt.


Hieroglyphe Jalapa

Noch einmal, bei der Bananenplantage La Pila, biegt der Weg links vom Flusse ab, steigt in die Höhe und führt über die bewaldeten Hügel hin. Der Blick schweift über die breite grüne Ebene, die der Fluss in zwei Armen durchströmt, nachdem er die Gebirge, die zu beiden Seiten umbiegen, endgiltig verlassen hat. Zur Rechten sieht man gezackte Kämme, unter denen der Quie-ngola wie ein mächtiger Eckturm sich heraushebt; vorn tauchen isolierte Felskuppen aus dem flachen Lande auf — einzelne Brocken, die Ueberreste der aufgelösten äussersten Kette der Küstengebirge: der Cerro del Tigre, von dem Tehuantepec seinen Namen hat, der Berg von Huilotepec, der von Quazontlan und weiterhin die ansehnlichere Masse der Berge von Salina Cruz.

Bei La Mixtequilla treten auch die Berge zur Linken zurück — wir sind in der Ebene. Zum ersten Male fanden wir hier Kokospalmen, die überall in der Nähe der südlichen Meeresküste angepflanzt sind, sich hier ebenso eingebürgert haben wie Zuckerrohr, Bananen, Mango, Kaffee und noch manche aus andern Tropenländern eingeführte Nutzpflanzen, und die uns immer eine willkommene Morgenerfrischung waren.

---

*) Zacate ist das mexikanische Wort für Gras, wird aber auch für das trockene Maisstroh gebraucht, das den Pferden zur Nahrung dient.

Da es sehr heiss war, rasteten wir ein paar Stunden in dem stattlichen und sauberen Hause des Don Andrés Reyes, das wenige Tage später den Ausgangspunkt für unsern Ausflug auf den Quie-ngola bilden sollte und an dessen Bewohnern wir angenehme und brauchbare Gehilfen für unsere Unternehmungen fanden.

Die letzte kurze Wegstrecke führte durch Pflanzungen von Zuckerrohr, Baumwolle, Bananen. In den buschigen Hecken, die den Weg einfassten, war blühendes Rankenwerk, unter anderm die reizende Panuquera (Paullinia fuscenceus Ktth.), die wir in der Ebene des Pánuco zuerst getroffen hatten. Der Weg selbst zeigte die unangenehme Schwellenbildung, die man auf lehmigem Erdreich, das von Reit- und Lasttieren viel begangen wird, so häufig findet, und die dadurch entsteht, dass ein Tier immer in die Stapfen des andern tritt. Dadurch giebt es in der nassen Zeit, wenn der Boden weich ist, Hügel und Thäler, die dann, wenn es trocken und die Erde ausgedörrt ist, quer über den Weg verlaufende Schwellen bilden. Mehrfach stand Wasser in den Vertiefungen: der Ueberfluss dessen, was zur Bewässerung der Pflanzungen gedient hat; und mitten im Weg lag ein toter Esel, an dem die kleinen schwarzen Geier, die Zopilotes, ihre Arbeit thaten, und vor dem unsere Pferde einen scheuen Seitensprung machten. Kurz vor dem Ort führte der Weg noch einmal auf den breiten sandigen Strand am Flusse, und zwischen Kokoshainen, Rohrhütten und den Schienen der Isthmusbahn erreichten wir endlich die von Sand erfüllten, von erhöhten Bürgersteigen eingefassten Strassen der Stadt. Im Hotel Europa, beim Gascogner Tocaven, gab es leidliche Unterkunft für Mensch und Tier.

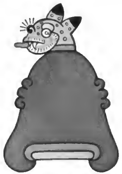
* * *

Das also war Tehuantepec! Ich kann nicht sagen, warum sich meine Fantasie so viel mit diesem Orte beschäftigt hatte, nicht nur während der letzten acht Tage, da es als nachstes, erstrebenswertes Ziel nach einer heissen, unbequemen Reise vor uns lag, sondern schon seit Jahren. Vielleicht haftete dem Namen noch von der Schulzeit her ein besonderer Glanz an. Nun, jedenfalls war Tehuantepec etwas ganz anderes, als ich mir vorgestellt hatte, und der erste Eindruck war eine lebhafte Enttäuschung.

Es ist ein sauberer, verschlafener Platz; ich hatte mir eingebildet, eine lebhafte kleine Hafenstadt zu finden. Der eigentliche Kern der Stadt, der um die Hauptkirche Sto. Domingo herum und dicht am linken Ufer des Flusses liegt, ist wenig umfangreich. Die übrigen Barrios jedoch mit ihrer hübschen und heiteren Indianerbevölkerung sind weit ausgedehnter. Die am weitesten vom Flussufer entfernten Häuser von Sto. Domingo klettern am Cerro del Tigre hinan, der der Stadt den Namen

gegeben. Ebenfalls zwischen Fluss und Hügel liegt S. Pedro Pixana; am entgegengesetzten Fusse des Berges und landeinwärts S. Blas. Am rechten Ufer Sta. Maria. Da keine Brücke über den Fluss führt — nur weit unterhalb der Stadt überspannt ihn die Eisenbahn nach Salina Cruz — so ist die Verbindung mit diesem Ortsteil in der nassen Jahreszeit oft wochenlang unterbrochen. Jetzt freilich befand sich so wenig Wasser im Flussbett, dass er mit Leichtigkeit zu durchwaten und der Verkehr ziemlich lebhaft war. So flach war das Wasser, dass es uns nicht geringe Mühe kostete, ausserhalb der Stadt einen Badeplatz ausfindig zu machen, und auch hier bedeckte das erfrischende Nass den lang im feinen Flusssand ausgestreckten Körper nicht vollständig.

Hügel und Fluss bieten gewiss zur Regenzeit manch hübsches Bild, das Anmutigste aber sind doch die schlanken, kräftigen Frauengestalten mit ihrer malerischen Kopftracht und dem aufrechten leichten Gang, der überall eine Folge der Gewohnheit ist, leichte Lasten auf dem Kopfe zu tragen. Die grossen, bunt bemalten Schalen, in denen Früchte und Mais getragen werden, machen den Anblick der Gestalten noch bunter und heiterer. Diese Schalen — Jicapeztle genannt, mexikanisch: xicalli petztic — werden in Chiapas gefertigt und kommen nur bei den beiden grossen Jahresmärkten zum Verkauf. Ich konnte eine sehr schöne, gebrauchte erwerben. In Chiapas werden auch ganz schmucke Jicaras, Trinkschalen aus der Frucht der Crescentia cujete, gefertigt. Eine solche, sehr zierlich mit Gold- und Silberstreifen und Vögeln bemalte erhielt ich vom Bischof Mora zum Geschenk. Wir hatten an diesen eine Empfehlung von Monsignore Gillow und freuten uns gegenseitig, eine alte Bekanntschaft zu erneuern. Die Briefe, die wir von hier aus an einige Dorfvorstände erhielten, erwiesen sich wirksamer als die Regierungsschreiben, da es sich um Indianerdörfer handelte. Gegen alles, was von der Regierung kommt, ist aber der Indianer misstrauisch, gegen das, was von der Kirche kommt, ist er freundlich gesinnt. Die Kirche hat ihm nur seine alten Götter genommen, und die hat er längst vergessen. Der Racker von Staat will fortwährend etwas von ihm: Geld, Soldaten und oft sogar Land für andere Leute.



Hieroglyphe Tehuantepec

Die Frauen von Tehuantepec geniessen aber nicht nur im ganzen Lande — und sicher mit Recht — den Ruf der Schönheit, sondern auch Klugheit, Thatkraft und politischer Sinn wird ihnen nachgerühmt. Ich weiss nicht, mit welchem Rechte, aber man behauptet, dass es nie eine

Revolution gegeben hätte — und es hat deren in dieser Gegend eine ganze Reihe gegeben —, ohne dass die Tehuanerinnen und die Juchitekinnen in erster Linie daran beteiligt gewesen seien. Frauen, die ihre grossen Besitztümer selbst und hervorragend gut verwalten, sind hier nicht selten. Als Typus einer solchen Frau wurde uns Doña N. N. genannt, eine energische Parteigängerin von Don Porfirio. Sie war der Tyrann von Tehuantepec: jeder kannte sie, jeder hatte mit ihr zu thun; wenn wir etwas wissen wollten, hiess es: da müssen Sie Doña N. N. fragen. Sie war eine



Strasse in Tehuantepec

freundliche, fette Mexikanerin, der man bei flüchtiger Bekanntschaft weder ihre einstige Schönheit, noch ihre Herrschsucht anmerkte.

Zu unserm Erstaunen trafen wir fünf Deutsche hier. Wo überhaupt Europäer leben, sind sicher Deutsche darunter. Der deutsche Kaufmann erobert die Erde langsam und sicher. Auf unserer Reise haben wir Engländer gar nicht getroffen, Amerikaner nur, wo Eisenbahnen gebaut werden, in Minendistrikten und in den grossen Städten. Häufiger Franzosen, aber am häufigsten Deutsche. Man macht den Deutschen oft den ungerechten Vorwurf, dass sie allzu leicht sich fremdem Wesen anbequemten, aber gerade diese Leichtigkeit, sich in der Andern Art hineinzufinden, ihre Sprache



Sta. Maria gegenüber Tehuantepec



Bei Tehuantepec

schnell zu erlernen, ermöglicht ihre Erfolge. Im Herzen bleiben sie doch deutsch, werden es vielleicht noch mehr. Dass sie hier draussen manches anders ansehen als daheim, wird ihnen niemand verargen. — Unter unsern Landsleuten in Tehuantepec fanden wir auch einen jungen Arzt, der sich schon über Jahr und Tag hier aufhielt. Da er alle Leute in weitem Umkreis von ihren Augen- und Ohrenleiden — wofür er Spezialist war — bereits befreit hatte, so wollte er den Wanderstab ergreifen und weiter ziehen. Wir trafen ihn später noch einmal in Quezaltenango, wo er im Begriff war, ein medizinisches Examen in spanischer Sprache abzulegen, was von den Aerzten, die sich im Gebiet von Guatemala niederlassen, verlangt wird.

Dann war da der deutsche Konsul Langner, dessen liebliche Gattin eine Enkelin des böhmischen Naturforschers Sumichrast ist, der sich hier auf dem Isthmus heimisch gemacht und mit einer Mexikanerin verheiratet hatte. Herr Wingartz, der Chef der Firma Larrañaga, lebt seit vielen Jahren hier und war uns nach allen Richtungen behilflich. In der luftigen Galerie seines Geschäftshauses haben wir manche heisse Stunde verträumt und verplaudert, auf dem geräumigen Hofe mit Hilfe seines Faktotums all unsere Kisten gepackt. Herr Löschmann aber stellte seine während mehrjährigen Aufenthaltes erworbene gründliche Kenntnis von Land und Leuten in freundlichster Weise in unsern Dienst. Drei von den Herren führten den Namen Friedrich und da alle Leute nur beim Vornamen genannt werden, kann man sich einen Begriff von den Verwechslungen machen.

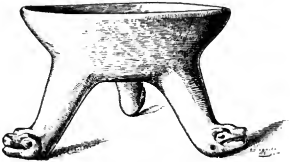
Obgleich das Klima uns sehr angenehm schien — es ist verhältnismässig trocken und den frischen Winden aus dem oberen Flussthal zugänglich — klagten doch alle Ausländer über dasselbe. Die andauernde Hitze, weit mehr als ihre Grade, erschlafft den Kälte gewohnten und bedürftigen Körper des Europäers auf die Dauer, so dass er seine Widerstandsfähigkeit verliert. Wiederholte Fieberanfälle, chronische Verdauungsstörungen, Herzschwäche sind Dinge, denen alle mehr oder weniger bei dauerndem Aufenthalte unterworfen sind. Die häufig eintretende Herzschwäche veranlasst zum Alcoholgenuss, der im heissen Klima noch bösere Folgen hat, als im Norden. Man warnte uns auch vor zu häufigem kalten Baden, da es ermatte und erschlaffe. Wir haben an uns selbst die gegenteilige Erfahrung gemacht. So oft Zeit und Umstände es erlaubten, haben wir in Seen, Bächen, Flüssen oder in laufenden Brunnen unser Bad genommen und stets wohlthätige Erfrischung verspürt.

* * *

Altertümer aus der Gegend von Tehuantepec sind nicht allzu zahlreich in den Sammlungen vertreten, und auch unsere Ernte war an grossen und schönen Stücken nicht sehr ergiebig. Figürliches gab es gar nicht, aber viel

Scherben, teils aus grobem, mit Sand vermengtem, rot gebranntem, teils aus fein geschlemmtem, schwarzem Thon; ganz gleich dem, der noch heute von Oaxaca bis zur Küste zur Anfertigung von Wasserkrügen und andern Gefässen dient. Selten findet man feinere, bemalte Scherben. In grosser Menge dagegen trafen wir die sehr charakteristischen Füsse dreibeiniger Schalen, sogenannter Cazuelas, die meist in Schlangen- oder Vogelköpfe, manchmal auch in Jaguar- oder andere Tierköpfe auslaufen. Wir haben sie zu Dutzenden erhalten und gefunden.

Eine Besonderheit sind bauchige, dickwandige, krugähnliche Gefasse von über einem Meter Höhe, die in der ganzen Umgegend gefunden werden, mit der Mündung nach oben in die Erde eingegraben. Eine flache Schale dient als Deckel. In La Mixtequilla haben wir selbst ein paar aufgegraben; manche enthalten Asche und Kohlenreste, andere Knochen,



Dreibeinige Schale mit Schlangenköpfen aus Tehuantepec

und in einigen werden menschliche Skelette gefunden. Etliche von ihnen mögen Bestattungszwecken gedient haben; Bestattung in grossen Töpfen kommt auch anderwärts vor. In der Hauptsache haben sie wohl die gleichen Dienste geleistet, zu denen auch heute noch in diesem Gebiete ganz gleiche Gefässe verwendet werden: nämlich als Backofen für die »Tortillas Juchitecas« — die Maisfladen auf Juchiteken-Art. Diese werden auf folgende Weise zubereitet: der neben dem Hause in die Erde gegrabene Topf wird geheizt wie ein richtiger Backofen durch ein Feuer, das man darin anmacht; dann werden die Kohlen herausgenommen und die rohen, flachen Maisfladen um die geheizte Innenwand des Topfes gelegt, dieser mit einer Schüssel zugedeckt und Erde darüber geschüttet. Wie langer Zeit es bedarf, bis der Backprozess vollendet ist, weiss ich nicht anzugeben. Sein Ergebnis sind die Totopostles, ein wohlschmeckender, hart gebackener Maiskuchen, der vor der sonst ublichen, auf dem Comal gebackenen Tortilla



Der Quie-ngola vom Cerro del Tigre aus gesehen

den Vorzug hat, längere Zeit aufbewahrt werden zu können, während jene, sobald sie kalt geworden, zäh wie Leder ist. — Wie das Schwitzbad, der Mahlstein, der flache Thontiegel, kurz die meisten Geräte und Einrichtungen des täglichen Lebens, hat sich dieser thönerne Backofen trotz Eroberung und Zerstörung durch die Jahrhunderte hindurch gerettet. An den praktischen Dingen halten die Völker zäher fest als an ihren Göttern.

Es steht nicht im Widerspruch mit diesem Gebrauch der grossen Thongefässe, dass sie auch als Totenurnen dienten; war es doch vielfach Brauch, den Toten, wenn nicht unter dem Boden des Hauses selbst, so doch in unmittelbarer Nähe des Gehöftes mit Hab und Gut zu begraben. Es scheint ein Rest dieser Sitte zu sein, dass in Chiapas und Guatemala die Verstorbenen häufig nicht auf den gemeinsamen Friedhöfen, sondern auf eigenem Grund und Boden beerdigt werden. Oft genug tauchen am Wegrand die weiss getünchten, gemauerten, sarkophagähnlich gestalteten Gräber plötzlich, fast gespenstisch leuchtend aus dem Waldesgrün auf. Auch das Bestatten der Toten in den sogenannten Hermitas in manchen Gegenden von Guatemala, in kleinen Kapellen im oder beim Dorfe, die dann zugleich dem Fremden als Unterkunftshaus dienen, scheint mir auf diese alte Sitte zurückzugehen.

Wir erhielten hauptsächlich Altertümer in dem Stadtteil S. Pedro, wo der Lehm zur Anfertigung der Adobes gegraben wird, wobei natürlich manches Stück zum Vorschein kommt. Mitten in der Stadt findet man die vorerwähnten grossen Töpfe und die zum Brennen des Geschirrs im Boden ausgehöhlten Oefen. Bei Hausbauten sind früher wiederholt Goldsachen gefunden worden. Sie sind teils eingeschmolzen worden, teils in alle Winde zerstreut.

* * *

Da wo das breite Thal des Flusses von Tehuantepec zur Ebene sich erweitert, ragt die dunkle Masse des sagenumwobenen Quie-ngola, des »grossen Steines« am rechten Flussufer empor. Wir hätten sicherlich die Gegend von Tehuantepec nicht verlassen, ohne seinen Ruinen einen Besuch abgestattet zu haben, auch wenn der Präsident, Porfirio Diaz, uns bei dem Empfang, den er uns gewährte, nicht einen dahingehenden Wunsch geäussert hätte. Don Porfirio ist Oaxaqueño mit einer starken Beimischung von indianischem Blute, und so war sein Interesse nicht nur archäologischer, sondern lokal-patriotischer Art. Der Quie-ngola spielt eine grosse Rolle in den Erzählungen, die an das Vordringen der Azteken nach den Küstengegenden und den siegreichen Widerstand der Zapoteken und der ihnen stammverwandten und zu Hilfe geeilten Mixteken anknüpfen. Diese Erzählungen darf man wohl in das Gebiet der historischen Sagen verweisen, aber es dürfte nicht mit Sicherheit festzustellen sein, wie weit sich in ihnen

6*

Wahrheit und Dichtung mischen. Jedenfalls werden noch heute die Namen des Cocijoeza und seines Sohnes Cocijopij und der schönen mexikanischen Königstochter »Baumwollflocke« genannt. Aber wie uns der Padre Burgoa diese Geschichten erzählt, scheinen sie doch stark hispanisiert. Auch die Kämpfe mit den Huave spielen hinein, und so ist allgemach ein schier unentwirrbares Durcheinander entstanden.

Nur das unterliegt keinem Zweifel, dass die Spanier auch hier auf ihrem Eroberungszuge sich unmenschliche Behandlung der Fürsten haben zu schulden kommen lassen.

So ritten wir denn eines Tages gegen Abend nach La Mixtequilla hinaus, von wo am andern Morgen der Aufstieg unternommen werden sollte. Das freundliche Dorf soll seinen Namen — die kleine Mixteca — daher erhalten haben, dass ein Teil der den Zapoteken verbündeten Mixteken nach beendigtem Kampfe sich hier dauernd niederliess. Derselbe Name kommt aber auch an andern Stellen vor, z. B. im Staate Veracruz. Wir hatten schon einige Tage vorher in der Nähe dieses Ortes ein paar Hügel aufgegraben, die zwar keine reiche, aber ganz interessante Ausbeute geliefert hatten, unter anderm eine mächtig grosse Urne von über zwei Meter Höhe und eine ganze Anzahl der schon vorhin erwähnten schlanken Füsse dreibeiniger Schalen. Bei der Gelegenheit wurde mit Don Andres Reyes alles nötige verabredet. In der luftigen Veranda seines Hauses verbrachten wir die Nacht; er beschaffte die Mozos, die wir zur Arbeit brauchten und sorgte für die Verpflegung. Die Reyes sind eine wohlhabende und ansehnliche Familie, die Frau und die Töchter richtige Tehuanerinnen, schön und stattlich. Das Haus war gross und sauber und mit weissem Putz versehen. Es gehörte eine Tienda dazu und ein Corral, der hinter dem Hause lag. Die Rückseite des Hauses wurde von einer geräumigen Veranda gebildet, die bei der Hitze als Schlafraum diente. Sie öffnete sich auf einen grossen, sauber gepflasterten Hof, an dessen Seite sich der Küchenraum befand.

Lange vor Sonnenaufgang machten wir uns auf den Weg und hier sah ich zum ersten Male das südliche Kreuz erstrahlen, das ich so lange vergeblich gesucht hatte. Jedem bereitet dieses berühmte Sternbild wohl zuerst eine Enttäuschung, aber ich gewann es bald von Herzen gern. Es war meine Uhr auf nächtlichen Ritten, es war ein freundlicher Anblick, dieses scharf und deutlich aus einem sternenarmen Himmel herniederleuchtende Sternbild, und ich begriff sehr wohl, dass es den Conquistadoren ein Zeichen war. Für unsere unbefangenen Augen ist es freilich kein Kreuz, sondern ein etwas verschobenes Trapez. Für jene Männer aber, die gekommen waren, das Kreuz zu predigen, konnte es sehr wohl die Gestalt eines solchen annehmen, dessen Enden sie gewohnt waren mit Edelsteinen geschmückt zu sehen. Sehr bald gewöhnt sich das Auge

daran, die verbindenden Linien zwischen den vier leuchtenden Punkten zu ziehen.

Wir ritten den Weg zurück, den wir vor wenigen Tagen von Jalapa her gekommen waren, etwa eine Legua weit bis zu der Stelle, wo wir den Fluss zum letzten Male durchschritten hatten. Jenseits aber ging es sogleich im Walde bergan. Hier wurden die Pferde zurückgeschickt und wir mussten zu Fuss weiter. In dichtem, trockenem Walde stiegen wir in einer Rinne über Steinplatten leidlich bequem in die Höhe. Halbwegs trafen wir auf eine Mauer, aus den Kalksteinplatten des Berges ohne Bindemittel geschichtet. Quer über die Schlucht laufend, sperrte sie einst den Zugang, so wie andere, längere Mauern an der Schluchtseite eine Umgehung hinderten. Heute ist sie zerstört, und wir mussten mühsam über ihre Trümmer hinwegklettern. Weniger steil ging es immer in der Schlucht weiter, hier und da zwischen Resten von Haus- und Hofmauern hindurch. Schliesslich kommen wir auf eine ganz ebene, freilich dicht mit Wald bestandene Fläche, die künstlich durch Steinschichtungen hergestellt ist, und sind nun zur Stelle. Zu unserer Rechten erheben sich die geschwärzten, mit Stuck belegten Wände einer Stufenpyramide mit den Resten einer breiten Freitreppe an ihrer Vorderseite, die wir alsogleich erklimmen, um oben durch einen herrlichen Blick belohnt zu werden: unmittelbar unter uns das Gewirr der Baumkronen, das den ganzen Berg bedeckt und alle seine Schluchten erfüllt. Ueber ihnen erhebt sich eine zweite Pyramide und andere Mauerreste. Durch einen Einschnitt zwischen den Bergen aber schweift das Auge hinaus auf die Ebene mit ihren Felseninseln, hinter ihr die Lagunen und noch weiter ein hell schimmernder Streif: der Stille Ozean.

Der eingeebnete Platz, an dessen Westseite wir uns befanden, war wohl der Mittelpunkt der ausgedehnten Anlage. Auf seiner andern Seite erhob sich eine zweite Pyramide, die dritte Seite war von einem Ballspielplatz — einem Tlachco — begrenzt. Ausserdem fanden wir noch viele Reste von mancherlei Art, Einfriedigungen, Häusermauern, ein verwickeltes Durcheinander von Räumen, die vermutlich zu einem Palast gehörten. Von ihm führen 10 Stufen zu einem Hofe von elliptischer Form hinunter — die einzige Stelle auf dem ganzen Berge, wo eine Anlage zur Wassersammlung, eine Art Zisterne, sich vorfand. Am entgegengesetzten Ende führen 20 Stufen aufwärts auf den äussersten, nach Süden gerichteten Felsvorsprung, der, von einer kleinen Pyramide gekrönt, eine natürliche Warte darstellt. Aber die Fürsten, die hier hausten, sei es in Kriegszeiten, sei es während der heissen Monate des Jahres — denn alle diese Tempel und Paläste wurden gewiss nicht nur im Kriegsfalle benutzt — werden auch die Schönheit dieses Ortes empfunden haben. Der Blick ist fast der gleiche wie von der Pyramide, aber freier, weiter, unmittelbarer, da man wie

auf hohem Altane über der Ebene steht.*) Statt der wirren, trockenen Baumkronen bildet welkes, goldig schimmerndes Gras den Vordergrund, rotes Schlinggewächs und gelbe Huirambo-Blüten leuchten aus dem grauen Astgewirr, und hinter der vom Silberband des Flusses durchzogenen Ebene schimmert in der Abendbeleuchtung der Ozean.

Abends am Feuer erzählte Don Andres den Leuten Geschichten. Ich lag in der Hangmatte und lauschte mit Erstaunen, denn was er vortrug, waren Geschichten des Neuen Testamentes. Den übrigen aber waren sie fremd, und doch waren alle fromme Katholiken. Sie nahmen lebhaft Partei für und wider die Personen der Erzählung, besonders gegen Petrus, wie er den Herrn verleugnet und gaben ihm wenig schmeichelhafte Namen. — Gewiegt von den Stössen des einherbrausenden Nordwindes verfiel ich allmählich in einen leichten Schlaf.

Zwei Tage verbrachten wir hier, zeichnend, fotografierend, messend, bei schmaler Kost und geplagt von Ameisen und Insekten aller Art. Besonders unangenehm war eine kleine schwarze Fliege, die mit Vorliebe in Augen, Ohren und Nase flog und das Arbeiten manchmal zu einer Qual machte, und die Wanderameise, die sich durch empfindliches Brennen rächte, wenn man unvorsichtiger Weise mit dem nackten Fuss aus der Hangmatte auf den Boden glitt.

Leider sind die Ruinen auf dem Quie-ngola von den vandalischen Händen der Schatzgräber arg zerstört. Noch vor wenigen Jahren ist von einem Deutschen der Versuch gemacht worden, sie mit Dynamit zu sprengen. Ein älterer Mann, der mit uns heraufgekommen war, wusste von verschiedenen merkwürdigen Funden zu berichten, deren Ergebnisse leider verschollen sind. Wir trafen auf ein sonderbares Bildwerk, ein pfeilerartiges Gebilde in Gestalt eines doppelköpfigen Reptils. Der Kopf an dem einen Ende zeigte die Merkmale, die in den alten Bilderhandschriften der Schlange zugehören; der am andern war als der eines Krokodils gekennzeichnet. Die Schuppung auf der Schlangenseite erklärten unsere Leute für Schriftzeichen, die sie nicht lesen könnten. Eine Auffassung unverständlicher Ornamente, die uns öfter begegnet ist und uns früher oft irre geführt hat. (So erinnere ich mich einer höchst mühseligen Wanderung in dem dichten Wald der Huaxteca, den wir zur Auffindung eines angeblich mit Schriftzeichen bedeckten Steines unternahmen. Was wir fanden, waren ganz belanglose Ornamente.) Das Bildwerk war aus einem Kunststein gefertigt und in zwei Stücke auseinandergebrochen. Es hatte ursprünglich aufrecht gestanden, mit dem Schlangenkopf nach unten, war aber von Schatzgräbern umgestürzt. Um es vor gänzlicher Zerstörung zu retten, liessen wir es nach Tehuantepec schaffen und schickten es

*) Siehe die Kopfleiste dieses Abschnittes.



Bei den Ruinen auf dem Quie-ngola



Skulptur aus Stuck auf dem Quie-ngola

von dort nach der Hauptstadt, in deren Museum es jetzt aufbewahrt wird.

Auch Scherben fanden wir, feine und grobe, von Schalen und Krügen, und die oft erwähnten Gefässfusse. Was wir aber vergebens suchten, war Wasser. Es ist ja klar, dass hier keine Stadt, keine dauernde Niederlassung vieler Menschen gewesen sein kann, sondern dass wir einen Tempelbezirk und eine Fürstenresidenz vor uns haben. Aber auch die Priester und Fürsten und ihre Bediensteten können nicht ohne Wasser gelebt haben. Und wie wurde es, wenn im Kriegsfall Besatzung und die Einwohnerschaft bedrängter Städte hier oben hausten? Und wie verhält es sich mit der Ueberlieferung, dass hier grosse Teiche bestanden haben, die zur Zeit der Belagerung mit Fischen aus dem Flusse besetzt wurden? Diese Frage hat sich uns oft aufgedrängt; nicht nur auf dem Quie-ngola auch an vielen andern Stätten alter Niederlassungen. War hier Wasser in alten Zeiten und ist durch Naturereignisse verschwunden? im Kalkboden versickert? Haben die Indianer, wenn sie ihre Heimstätten, ihre Heiligtümer verliessen das Wasser abgegraben, damit nicht andere nach ihnen sich hier niederliessen?

Als wir am Abend des zweiten Tages nach Tehuantepec zurück ritten, sahen wir vor uns im Süden einen weissen Schein am Himmel. Wir nahmen an, dass es das Zodiakal-Licht wäre, was dort so fahl leuchtete, da wir keine andere Erklärung fanden. Noch einige Male nahmen wir es wahr, während nächtlicher Ritte, aber nicht wieder, nachdem wir den Isthmus verlassen hatten. Spät am Abend trafen wir in Tehuantepec wieder ein. Den Schatz des Cocijoeza hatten wir freilich nicht gefunden, aber manches, das auch seinen Wert hatte.*)

* * *

Nahe dem Meere, an der grossen Lagune und auf einigen ihrer Inseln wohnen die Huave, stammfremde Leute, deren Sprache nach Süden hinweist. Der Pater Burgoa erzählt, dass ein Priester, der etliche Jahre in Nicaragua gelebt hatte, alles verstehen konnte, was er einen Huaveknaben in der Kirche von Tehuantepec sprechen hörte. Den Sagen nach scheinen sie als Eroberer ins Land gekommen zu sein, das sie bis nach Jalapa hinauf in Besitz nahmen und bis an die von Mixe-Indianern bewohnten Gebirge hin besetzten. Heute sind sie auf wenige Dörfer — man nennt sechs oder sieben — beschränkt und sollen mehr und mehr zurückgehen. Aus alten Flurkarten aber scheint mit einiger Gewissheit

*) Näheres in dem Aufsatz von Ed. Seler: »Die Ruinen des Quie-ngola«; in der Bastian-Festschrift 1896.

hervorzugehen, dass sie früher noch in vielen andern Orten ansässig waren. Sie sind wohlhabende Herdenbesitzer; auf den ausgedehnten Flächen dünenartigen Charakters ist gutes Weideland für zahlreiche Rinder- und Schafherden. Die Huaves aber essen kein Fleisch, sondern neben pflanzlicher Nahrung nur Fische, die ihnen die Lagune und das nahe Meer in Fülle liefert. Sie bringen jedoch niemals ihren Fang in die Stadt, sondern warten, bis die Tehuaner mit ihren grossen, zweirädrigen Ochsenkarren kommen, Fische zu holen. Da das nicht eben häufig geschieht, ist Fisch in Tehuantepec ein seltener Leckerbissen.

Diese gedachten wir in ihrem Dorfe S. Mateo del Mar aufzusuchen, und Herr Friedrich Löschmann aus Thorn, der seit sieben Jahren in Tehuantepec lebte und auch schon etliche Male bei den Huaves gewesen war, wollte uns begleiten. Am 21. Januar machten wir uns auf den Weg nach Süden.


Hieroglyphe Huilotepec

In der Nacht hatte uns ein heftiger Erdstoss geweckt, da aber kein zweiter folgte, schliefen wir wieder ein. Was könnte auch Schlimmes entstehen? Die aus leichtem Material bestehenden Häuser sind ebenerdig, schweren Hausrat giebt es nicht. Nur die hochaufragenden, massiven Kirchenbauten sind gefährdet und zeigen auch oft nicht unbedenkliche Risse. — Durch den weit ausgedehnten Barrio S. Blas ging unser Weg in die Ebene hinaus. Sie besteht aus feinem sandigem Erdreich, das der Absatz aus dem ruhigen Wasser von Seenbecken oder Strandlagunen zu sein scheint. Soweit bewässert werden kann, herrscht üppige Fruchtbarkeit: Zuckerrohr und Baumwolle gedeihen herrlich, der Mais giebt dreifache Ernte im Jahr, Bananen, Kokospalmen, Mangobäume tragen reiche Frucht. Die Bewässerung umfasst aber nur einen ziemlich schmalen Streifen längs des Flusses: jenseits dehnt sich der weite Buschwald. In alten Zeiten wurden vermutlich weitere Flächen mit Mais bestellt, die dann nur auf die sommerlichen Regen angewiesen waren. Aber das Klima von Tehuantepec ist trocken und die Regen fallen in manchen Jahren spärlich: da werden Hungersnöte nicht ausgeblieben sein. Auch diesmal wurde über unzulängliche Regenmengen geklagt — ein Lied, das man schon oben im Valle de Oaxaca gesungen hatte — und dass der Ertrag der Maisernte erheblich hinter dem anderer Jahre zurückbleibe. Ob sich schon die Folgen der zunehmenden Entwaldung des Hochlandes geltend zu machen beginnen?

Der Weg geht langweilig zwischen abgeernteten Maisfeldern und trockenem Buschwerk hin. Hier und da bedeckt eine üppige Schlingpflanze die graue Kahlheit mitleidig mit bunten Blüten, und eine nie

gesehene Fülle buntfarbigen Gevögels zwitschert in der Krone einer Ceiba — Yaga-zee nennen ihn die Zapoteken und Yax-che die Maya, was beides »grüner Baum« bedeutet —, die vor einem kleinen Rancho steht. Die Hecken werden schier undurchdringlich, die Blütenfülle nimmt zu, und die Bewässerung scheint reichlich. Nach wenigen Stunden ist Huilotepec erreicht, ein freundliches Tierra-caliente-Dörfchen, dessen luftige, mit Palmstroh gedeckte Hütten, zwischen denen schattende Bäume stehen, über eine Lichtung verstreut sind, am Fusse eines hohen, be-



Kindergruppe aus Huilotepec

waldeten Berges, der als eine Insel aus der flachen Ebene aufragt. Jenseits des Buschwaldes der in breitem Bette dahinfliessende Strom.

Wir präsentierten dem Dorfschulzen unser bischöfliches Empfehlungsschreiben, worauf er uns vorerst höflich in sein Haus führte, das — wie die Häuser hier häufig — mit einer Vorhalle versehen war, deren Wände und Bedachung aus Reisig bestanden und deren Eingang an der Hausseite lag. Zwei Hangmatten und ein Mahlstein, einige Töpfe und Netze bildeten die Ausstattung dieses Raumes, der in den trockenen Monaten den bevorzugten Aufenthaltsort der Familie darstellt. Wir fanden freund-

lichstes Entgegenkommen. Das völlig leere, nie benutzte Schulhaus — eine landesübliche luftige Reisighütte, in der wir unsere Hangmatten aufhängen konnten — wurde uns zum Nachtquartier angewiesen, und eine Frau verkaufte uns Pferdefutter und versprach, für Essen zu sorgen. Wir begannen unsere Umfrage nach Altertümern, »cosas de benni-golaza«, wie der landesübliche Ausdruck lautet. Die Hauptausbeute bestand wieder in etlichen der oft erwähnten, schlangenköpfigen Gefässfüsse.

Wir hatten in Erfahrung gebracht, dass Huilotepcc, wie manche andere Orte, im Besitze eines sogenannten »Lienzo« sei, d. h. einer auf Baumwollzeug gemalten Bilderschrift, wie solche in der allerersten Zeit nach der spanischen Eroberung vielfach angefertigt wurden, um alte Besitztitel festzulegen. Diese Lienzos sind ganz im Stile der vorspanischen Bilderschriften, aber häufig mit erläuterndem Text versehen, was sie für das Studium ungemein wertvoll macht. Solche Dinge sind selten zu erwerben, ja oft schwer zu Gesicht zu bekommen, denn mit all dergleichen treiben die Indianer gern Geheimniskrämerei, und besonders diese Lienzos zeigen sie ungern, da sich ihre Besitztitel noch heute darauf gründen und sie in den unzähligen Streitigkeiten um Ländereien immer noch als Dokumente dienen.*) Nun hegen sie aber — und leider oft mit Recht — gegen jeden Fremden, gegen jeden »Gente de Razon« — wie sich die Spanier in höchst unchristlicher Ueberhebung den Eingeborenen gegenüber bezeichneten — das Misstrauen, dass er ihnen mit oder ohne Berechtigung Land wegnehmen will, weshalb sie ihm nur widerwillig Einsicht in ihre Urkunden gewähren. Hier nun war uns die geistliche Empfehlung von weit grösserem Nutzen als eine behördliche hätte sein können: Der zusammenberufene Gemeinderat beschloss, uns das Lienzo in feierlicher Sitzung zu zeigen, was noch in später Abendstunde beim glänzenden Scheine zweier Kerzen geschah, von denen die Stearinkerze uns gehörte. Es war wieder einmal eines der vielen Bilder, die man leider nur im Gedächtnis festhalten kann; dort aber bleiben sie unauslöschlich eingeprägt: Die ernsten, feierlichen Charakterköpfe der Dorfältesten um den langen Tisch herumgruppirt auf dem die Bilderschrift lag, davor als Mittelpunkt der Dorfschulze und wir drei Europäer. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgten sie den Worten meines Mannes und gaben auch ihrerseits Erklärungen. Dazu der ungewisse Schein der beiden ärmlichen Kerzen, der die eindrucksvolle Feierlichkeit des Augenblicks erhöhte. Das Lienzo ist im besten Stile gemalt und sehr gut erhalten. Es zeigt eine Anzahl Ortshieroglyphen mit den in zapotekischer Sprache beigefügten Namen; die letzten Zapotekenkönige mit Hieroglyphe und Namen; die Häuptlinge der betreffenden Ortschaften

*) Durch einen günstigen Zufall konnten wir eine solche bemalte Leinwand von 4 m im Quadrat erwerben, die aus dem Dorfe Coaixtlahuaca stammt.

ebenfalls mit Namen in Wort und Bild. Eine ähnliche Mapa soll auch der auf einer Laguneninsel gelegene Ort S. Dionisio besitzen.



Hieroglyphe Quazontlan

Am nächsten Morgen machten wir den kleinen Umweg über den Rancho Quazontlan, der am Orte der alten Ansiedlung gleichen Namens liegt. Obgleich heute alles umher vom Buschwalde bedeckt ist, geht doch aus alten Berichten und der Unzahl von Topfscherben hervor, dass hier einst ein volkreicher Ort lag, wahrscheinlich von Huaves bewohnt, während Huilotepec von jeher zapotekisch gewesen zu sein scheint. Der Name, der »Haupthaar« bedeutet, ist wahrscheinlich, wie so häufig, von einer eigentümlichen Felsbildung genommen, die an einem benachbarten Berge hervorragt. Die Ländereien gehören heute zu einem grossen Viehrancho.



Huave-Gruppe

Die letzte Strecke vor S. Mateo führt über Weideland. Der tiefe weisse Sand des Weges deutet die Nähe des Meeres an, dessen

Rauschen wir schon während der Nachtstille in Huilotepec vernommen hatten. Es war ein heisses Stück Wegs. Löschmann, der sich mit Mordgedanken trug, schoss ein Kaninchen, das nachher ein leckeres Mahl gab. Dazu konnten wir im Dorfe noch frisch gesalzene Fische, Schildkröteneier, Bananen und Tortillas erhandeln und fanden eine Ladina, die das alles zubereitete: es war ein Fürstenmahl; ein Diner, zu dem man um 8 Uhr abends im Gesellschaftsanzuge erscheinen muss, kann gar nicht



Hemd einer Huave-Frau von crêpeartigem Gewebe mit Purpurstreifen

so munden! Diese sandigen Flächen wimmeln übrigens von solchen grossen, braun und weiss gefärbten Kaninchen, die man rudelweis sich tummeln sieht. Schon die ersten spanischen Berichterstatter zählen unter den mannigfachen Reichtümern der Ebene von Tehuantepec die Fülle der Kaninchen auf, die nahe der Küste ihr Wesen treiben.

Das Dorf S. Mateo führt ein abgeschlossenes Dasein; die Einwohner schlichten, wenn es irgend angeht, auch ihre Streitigkeiten am liebsten

untereinander und kommen gern aus, ohne die staatliche Obrigkeit anzurufen: eine kleine Republik in der grossen. Sie kommen auch nur nach Tehuantepec, wenn sie etwas von der Kirche wollen, mit der sie — wie alle Indios — auf sehr gutem Fusse stehen, d. h. wenn sie eine Taufe, Hochzeit oder sonst ein Fest feiern wollen, zu dem sie einen Priester als Beistand wünschen. Trotz dieses guten Verhältnisses zu ihren geistlichen Hirten, sollen die Einwohner sämtlicher Huave- oder, wie sie auch genannt werden, Mareño-Dörfer noch eifrig Götzendienst treiben. Es wird behauptet, dass auf einer schwer zugänglichen Lagunen-Insel alte Heiligtümer verehrt würden. Gewisses weiss keiner darüber. Um zu erfahren, wie die Dinge stehen, müsste man Jahre lang mit ihnen leben, ihre Sprache sprechen, ihr höchstes Vertrauen erwerben, und selbst dann bliebe es zweifelhaft, ob man eingeweiht würde.

Sie waren freundlich, und wir konnten mancherlei erhandeln: Spindeln, mit denen die Baumwolle für die Fischnetze gezwirnt wird — eine Arbeit, die von den Männern während des Gehens auf dem nackten rechten Schenkel ausgeführt wird, weshalb bei den meisten das rechte Hosenbein hochgestreift ist; angefangene Netzstrickereien und Webereien von erstaunlicher Feinheit, die Muster zum Teil in purpurfarbenen Fäden eingewirkt. Diese feinen Weiberhemden waren das einzige der Tracht eigentümliche. Sonst unterscheidet sie sich in nichts von der anderer Eingeborener. — Von Altertümern gab es gar nichts, und bei der knapp bemessenen Zeit konnte nur ein kleines Wörterverzeichnis aufgenommen werden.

Ein etwa halbstündiger Spaziergang führte uns durch zur Zeit völlig ausgetrocknete salzhaltige Hinterwässer, über tiefen Sand zum Strande, und zum ersten Male rauschten uns die mächtigen, langen Wellen des Stillen Ozeans entgegen. Das Eindrucksvolle solcher Augenblicke liegt in der Idee, nicht in dem Anblick. Was wir vor uns sehen, ist das südliche Meer, gleich herrlich und wundervoll an jedweder Küste; was wir vor uns sehen, ist das grossartige Farbenspiel von Luft und Wellen, von Wasser und Sonne erzeugt; es sind die langen Brandungswogen, die in ewig ununterbrochener Reihe heranrauschen. Aber sobald der Gedanke in uns lebendig wird: es ist der Grosse Ozean, an dem wir zum ersten Male stehen, es sind Wellen, die nicht von der Heimat kommen und nicht zur Heimat gehen, sondern Küsten bespülen, die durch unendliche Weite von ihr getrennt sind; es ist das Meer der neuen Zeit, das die griechisch-römische Welt nicht kannte — da rauschen die Wogen geheimnisvoller, da glitzern die Sonnenlichter bunter, da wird das grosse Schauspiel überwältigend.

Spät abends ritten wir zurück. Bei Mondschein ritt sich's besser über die kahle Fläche, denn während der Nachtkühle schreiten die Pferde munter aus. Das Rauschen des Meeres begleitete uns: ein Zeichen, dass

noch der Wind aus Süden wehte. Er trieb dichte Wolken zusammen, und als wir in Huilotepec eintrafen, gab es einen leichten Regenschauer. Auch die nächste Nacht regnete es stark, in jetziger Jahreszeit eine Seltenheit, über die die Besitzer von Baumwollpflanzungen nicht sehr erbaut waren.

* * *

Die Sage erzählt, dass auf dem Berge von Tehuantepec *) einst viele Jaguare gehaust hätten, die die umherwohnenden Menschen arg bedrängten. In ihrer Not wandten sich diese an die Huave. Die Huave sandten einen Zauberer und ihm gelang es, die Jaguare zu bannen und in Stein zu verwandeln. Er selbst aber wurde zu einer Schildkröte, und sowohl Schildkröte als Tiger, seien noch heutigen Tages auf dem Berge zu sehen. Diese Sage lebt noch heute im Volke, aber ihr Ursprung scheint ziemlich spät zu sein. Ich möchte sie in die Rubrik der sogenannten Wappensagen verweisen, die, von einem bereits vorhandenen Namen und Wappen ausgehend, deren Entstehung nachträglich zu erklären suchen. Das Wappen aber ist da, nicht künstlich für den Namen Tehuantepec erfunden, sondern von der Natur gebildet. Denn als wir am Morgen von Süden kommend auf die Stadt zuritten, sahen wir deutlich auf dem Berge einen laufenden Jaguar, ganz wie er in den alten Bilderschriften gezeichnet wird, mit über dem Rücken erhobenen Schwanze. Auf dem Abhange der westlichsten, höchsten Erhebung der Hügelgruppe, die den Namen Cerro de Tigre, »Tigerberg«, führt, zeichnet sich das weisse, vegetationslose Gestein eines Quarzganges von dem grauen, mit Busch bedeckten Granit des Berges in dieser Form ab. An ausgeprägte Formen im Gestein aber knüpfen ja Volkssagen überall gern an, man denke nur an Hans Heiling, die Lorelei und viele andere. Die Huave aber waren ein stammfremdes Volk, also nach einer ebenfalls häufigen Vorstellung unheimlich, geheimnisvoll; daher der die Jaguare bannende Zauberer von ihnen kommt. Nach der Schildkröte habe ich vergeblich ausgeschaut. Sonderbar ist, dass die ersten Mönche an Stelle des Jaguars eine knieende, beichtende Frau zu sehen meinten.

* * *

An einer Seite des grossen Platzes, in dessen Mitte der von dürftigen Gartenanlagen umgebene Zócalo prangt, während seine drei ubrigen Seiten von niedrigen, mit vorgelagerten Holzlauben versehenen Häusern eingefasst sind, in denen sich alle am Orte vorhandenen Laden und Tiendas be-

*) Tehuantepec heisst Jaguarberg, auf spanisch Cerro del Tigre, da der Spanier den Jaguar als Tiger bezeichnet.

finden, zieht sich der mit einem Dach versehene Markt hin. Er bot nicht viel ausser Lebensmitteln und auch unter denen wenig bemerkenswertes. Die einzige Besonderheit bildeten die grossen Eidechsen, die hier einen beliebten Leckerbissen abgeben. Die Art, wie sie zu Markte gebracht werden, ist eine scheussliche Tierquälerei: man zieht aus zwei Füssen die Sehnen heraus, bindet sie zusammen und steckt einen Stock hindurch. Obgleich ich Monsieur Tocaven, unsern Wirt, einigemal bat, uns Iguana-Fleisch vorzusetzen und er sonst sehr aufmerksam war, hatte er doch jeden Mittag eine andere Ausrede; er hatte augenscheinlich eine Abneigung dagegen, und so bin ich leider nicht im stande, eigene Erfahrungen über den Geschmack des Fleisches zum besten zu geben, den ich öfter mit dem des Hühnerfleisches habe vergleichen hören.

Das Interessanteste aber sind die kaufenden und verkaufenden Frauen; kein Mann befindet sich darunter; es ist fast, als ob die Männer sich scheuten, diesen Boden zu betreten, der ihnen vielleicht zu heiss ist. Von Waren, wie sie auf dem reichen Markte von Oaxaca zu finden sind: landesüblichem Schmuck, schmalen, bunten Fajas zum Festbinden der rockartigen Hüftentücher, bunten Schalen, Spielereien, Hausrat und was dergl. Dinge mehr sind, auf die der begierige Fremde sein Hauptaugenmerk richtet, war nichts vorhanden. Das musste ich in verschiedenen Häusern zusammenkaufen und eines von den hübschen Tüll-Huipiles musste ich mir anfertigen lassen.

* * *

Allmählich wurde es Zeit, an den Aufbruch zu denken, was nicht ohne Bangen geschah. Wollte uns doch unser Bursche, der uns bisher ein treuer und sorglicher Begleiter gewesen war, der unsere Bedürfnisse kannte, die Pferde verständnisvoll und wohlwollend behandelte, Luis Ramirez aus Teposcolula wollte uns verlassen. Als er zuerst zu uns kam und erzählte, er hätte Nachricht erhalten, sein Vater sei schwer krank, er müsse nach Hause, glaubten wir, es sei ein Vorwand, um nicht weiter reisen zu müssen. Denn die Mexikaner entfernen sich nur ungern weit von ihrer Heimat; sie denken an den spanischen Spruch: Quien va lejos de su casa, no la halla como la deja.*) Wir überzeugten uns jedoch, dass seine Angaben auf Wahrheit beruhten und mussten daran denken, Ersatz zu schaffen, und das war nicht leicht. Die Tierra-caliente-Leute sind lässig, verstehen nicht mit Pferden umzugehen und eignen sich überhaupt nicht sehr zu Reisedienern. Nach langem Suchen fanden sich endlich zwei Jungen: Cornelio und Turibio, die uns begleiten wollten, bis nach Guatemala und wieder zurück. Cornelio war seines Zeichens ein

*) Wer weit von seinem Hause geht, findet es nicht, wie er es verlassen.

Maurer, ein hübscher, flinker, anstelliger Bursche von 18 Jahren, der es bald lernte, mir beim Fotografieren zu helfen, bei dem Trocknen der Pflanzen an die Hand zu gehen. Er wurde uns von seinem Vater noch ganz besonders als unverdorbener Bursche ans Herz gelegt, und die Verantwortlichkeit, die wir dadurch gewissermassen auf uns nahmen, hat uns später noch manche schwere Stunde bereitet. — Turibio war ein 20jähriger Bauernsohn; er liess Frau und Kind bei seinen Eltern daheim, um ein Stück Geld zu verdienen und sich in der Welt umzusehen. Er war ein echter Zapoteke; nicht so leicht zu behandeln wie Cornelio, schnell beleidigt, aber zuverlässig und gutmütig. Ihm fiel die Hauptsorge für die Tiere zu, mit denen er allmählich umzugehen lernte. Mit diesen beiden zogen wir nach Guatemala.

* * *

Ein paar Tage vergingen noch mit dem Verpacken von Altertümern und Pflanzen, die mehrere Kisten füllten. Ach, die Pflanzen! Oft genug haben sie mir unterwegs Kummer bereitet. In der Regenzeit war das Papier nie trocken zu bekommen. Wir haben manchmal jedes einzelne Blatt Löschpapier am offenen Feuer getrocknet. Und wenn wir müde in unser Nachtquartier einrückten, musste doch erst noch das Herbar in Ordnung gebracht werden, ehe wir die müden Glieder strecken durften. Versäumten wir es ja einmal, so waren gewiss am nächsten Tage so und so viele Exemplare verschimmelt. Am schlimmsten aber war es hier in Tehuantepec, trotz des trockenen Klimas. Wir hatten hier die mastigen, dicken Tropenpflanzen des heissen Landes in den Bündeln, und das Zeug ist gar nicht trocken zu kriegen; wenn man denkt: jetzt wird es! so gliedert es plötzlich völlig auseinander. Um schneller zum Ziel zu kommen, legten wir dünne Bündel auf das Dach in die glühende Sonne, aber da entstand im Innern eine förmliche Gährung. Zudem konnten wir doch auf Ausflügen nicht immer das ganze gesammelte Material mitschleppen und mussten die Pflanzen tagelang ihrem Schicksal überlassen. Ein Wunder, dass doch noch ein grosser Teil zwar keine schönen, aber brauchbare Resultate gab. Um so wunderbarer, als eine Kiste mit Isthmus-Pflanzen das Missgeschick hatte, erst nach anderthalb Jahren ihren Bestimmungsort zu erreichen, während von den hier gesammelten Altertümern leider ein Teil verschollen ist.

Wieder einmal waren wir reisefertig und nahmen Abschied. So enttäuscht ich bei der Ankunft war, so ungern schied ich, und obgleich es uns heftig vorwärts drängte, immer verfolgte uns der Gedanke, was es hier für Arbeit gäbe, die aber nur bei langem Aufenthalt erledigt werden könnte. Aber dieser Gedanke kam uns hier nicht zum ersten und viel weniger zum letzten Male. Ueberall ist hier viel zu thun auf ethnischem

und archäologischem Gebiete, so viel auch schon gethan ist. Sind doch selbst — trotzdem Mexiko ein vielbereistes Land ist — noch nicht alle seine Sprachen erforscht, nicht einmal seine Pflanzenwelt vollständig bekannt. Aber das ist auch wiederum eine Freude, dass man überall Neues findet, dass es überall Arbeit giebt auf diesen alten Wegen, die zwar viel begangen, aber doch noch recht unbekannt sind.



Goldschmuck von Tehuantepec



Rankendes Combretum

FÜNFTER ABSCHNITT.

Im Südosten des Isthmus.

27. Januar — 12. Februar 1896.

Aufbruch von Tehuantepec. — Tlacotepec und das »Bad der Königin«. — Warmes und kaltes Wasser. — S. Pablo. — Piedra Pintada von Iztaltepec. — Juchitan. — Nach Ishuatan. — Fiesta. — Nach Tapana. — Mischehen. — Nachtreise. — Tonalá. — Hohe Preise. — Der Stein auf der Plaza. — Auf dem Cerro de Tonalá. — Harter Verlust. — Der Fluss von Tonalá. — Plagen der Tierra caliente. — Die Lagune von El Paredon. — Gen Tapachula und zurück. — Soldatenlager. — Jejenes. — Schicksalswink.

Bisher hatte Südwind geweht, aber mit dem starken Regenschauer nach unserer Rückkehr von Huilotepec schien seine Kraft gebrochen; der Norte hatte die Herrschaft angetreten, zu der er in dieser Jahreszeit vollauf berechtigt ist, und er blies so stark, dass ich Angst hatte, vom Sattel geweht zu werden. Vorerst aber sassen wir noch nicht im Sattel, sondern auf der Eisenbahn in einem offenen Wagen, der dem Winde und dem Staube freien Durchzug gewährte. Von welcher Seite man auch nach Tehuantepec hineinkommt, man stolpert zuerst über Eisenbahnschienen, und so wird man durch den Augenschein belehrt, dass man einen Ort mit Eisenbahnverbindung erreicht hat; sonst aber merkt man nicht viel davon. Höchstens die zwei Abende in der Woche, wenn die wenigen Reisenden, die der Zug gebracht hat, ins Hotel kommen und an der Abendtafel durch ihre Erzählungen die Unterhaltung beleben. Der Zug

hat nämlich keinen Anschluss nach dem Hafen Salina Cruz hinunter, ja es ist durchaus nicht ganz sicher, dass den nächsten Tag Verbindung ist; es verkehren da nur Züge zu den ankommenden und abfahrenden Schiffen. Deshalb unterliessen wir auch eine Fahrt dorthin. Auch einen Ausflug über den Isthmus nach Coatzacoalcos mussten wir uns versagen, da er uns wenigstens eine Woche gekostet hätte und wir keine Zeit mehr übrig hatten. — Wir benutzten die Bahn bis nach Comitancillo, wohin wir am Abend vorher unsere Pferde geschickt hatten. Mit uns war wieder Herr Löschmann mit seiner stets schussbereiten Mordwaffe. Da er alle Leute in dieser Gegend kennt, war seine Begleitung für uns von grossem Nutzen, ebenso wie seine Gabe, alle vorhandenen Altertümer aufzustöbern.

Nach einer kleinen Stunde verliessen wir den Güterzug und ritten nach dem nahen Tlacotepec, wo wir im gastlichen Hause des Licenciado Rueda und seiner liebenswürdigen Frau freundlich willkommen geheissen wurden. — In der Nähe, ein wenig bergauf im Walde, ist eine Stelle, die den



Iztaltepec vom Flusse aus.

Namen führt: »das Bad der Königin«. Ein nicht langer, aber ziemlich heisser Spaziergang führte uns dorthin. Aber wenn hier in alten Zeiten ein königliches Bad war, so muss es anders ausgesehen haben als jetzt. Vermutlich war durch Stauung und Ausschachtung ein Wasserbecken geschaffen, wo heute ein sumpfiger Tümpel steht. Auch kann man aus der Gesteinsbildung schliessen, dass hier einstmals heisse Quellen sich ergossen, die heute versiegt sind. Von alten Anlagen war keine Spur zu sehen — eine trostlose Stelle.

Als wir zum Hause zurückkamen, fanden wir eine Menge Leute mit kleinen Altertümern unser harrend, einen ganz nach europäischer Art gedeckten Tisch und ein vorzügliches Mittagsmahl. Dankbar verabschiedeten wir uns von dem Ehepaar Rueda, um schon am Nachmittage unsern Weg nach Lao-yaga fortzusetzen.

In der Finca des Señor Solana wurden wir gern aufgenommen. Es war eine Junggesellenwirtschaft, die von zwei Chinesen sehr gut besorgt wurde. Im Dorfe, durch das ein Bach floss, standen schöne Kokos-Palmen

7*

und seitwärts breitete sich eine prachtvolle Mango-Pflanzung aus. Als mir Cornelio am frühen Morgen Waschwasser brachte, war dies so warm, dass ich ihn ärgerlich fragte, warum er mir kein frisches brächte. Er lachte und meinte, er hätte es soeben aus dem Arroyo geschöpft, aber offenes Wasser sei immer morgens warm und am Nachmittage kalt. Eine neue Erfahrung! aber der Junge hatte recht. Die Verdunstung ist tagsüber, wenn die Sonne aufs Wasser scheint, so stark, dass es gegen Abend ganz kühl erscheint im Vergleich zur Lufttemperatur. Diese Erfahrung habe ich noch weiter bestätigt gefunden. So wurde uns in Chiapa gesagt: wenn Sie ein warmes Bad im Flusse nehmen wollen, so müssen sie früh



Furt im Flusse von Iztaltepec

morgens gehn, gesunde Leute, die kalt baden wollen, gehen am Nachmittag.

Am nächsten Morgen gings weiter nach Chihuitan, einem schönen baumreichen Dorfe, wo wir in einem luftigen Hause einige Stunden rasteten und in allen Hütten nach Altertümern herumfragen liessen. Da uns der Gemeindevorstand dabei unterstützte, gelang es, etliches aufzustöbern. Auch dieses Dorf ist gut bewässert und gleicht daher, ebenso wie Lao-yaga, in der trockenen Jahreszeit einer Oase in der Wüste.

Dann weiter nach dem Rancho S. Pablo. Sein Besitzer, Señor Jivez, ist französischer Abkunft und mehrere Jahre in Europa gewesen. Man merkt dies sofort dem hübschen neuen Hause an, das er gebaut hatte. Ein Holzhaus, aber mit Sorgfalt und Geschmack gefügt. Man behielt uns



Mangohain bei Lao-yaga



Lao-yaga

über Mittag in S. Pablo, wo wir ein paar Stunden angenehm verplauderten; auch gab es Melado, das ist der frisch ausgepresste, eingedickte, dunkelbraune Syrup des Zuckerrohrs, der mir noch von der ersten Reise her als ein Leckerbissen im Gedächtnis war, und der auf den Zucker-Haciendien ein stehendes Gericht bildet. Abends waren wir in S. Geronimo und hatten also auf einem Umwege wieder die Bahn erreicht. Hier mussten wir übernachten. In dem Hause einer alten Frau fanden wir Quartier und gute Lonas. Es ging uns überhaupt in diesen Tagen in materieller Beziehung sehr gut.

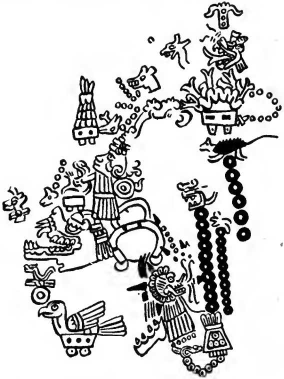
Zwei Stunden von S. Geronimo entfernt, im Buschwald, in der Richtung nach Tehuantepec liegt die »Piedra pintada«, der bemalte



Teil der Zeichnungen von der Piedra Pintada

Stein. Erzählt hatte uns der und jener davon, dagewesen war natürlich keiner. Man beschrieb uns den Weg, zeigte uns von weitem den Fels und nach manchen Umwegen gelangten wir an seinen Fuss, wo wir die Pferde anbanden, um hinaufzuklettern. Wir standen bald an einem Punkte, wo eine schräg überhängende Felswand ein natürliches Schutzdach bildete, und diese ziemlich glatte Wand war allerdings über und über mit Bemalungen in roter Farbe und im Stile alter Bilderschriften bedeckt. Mein Mann zeichnete sie getreulich ab, ich versuchte sie zu fotografieren. Von drei Platten habe ich aber nur eine gerettet, die nur einen ganz kleinen Bruchteil der Malereien enthält. Bisher ist es nicht geglückt, Sinn und Zusammenhang in die Zeichen zu bringen, obgleich jedes einzelne sehr klar gezeichnet und gut erhalten war. Es macht fast den Eindruck, als ob sich hier jemand längere Zeit aufgehalten hätte,

der aus Langeweile alles, was von ungereimter Weisheit in ihm war, hier niederlegte. — Es war schattig und hübsch dort oben; über das Buschwerk hinweg ein freier Blick. Am Nachmittag ritten wir nach Iztaltepec hinunter. Wir fanden einen kleinen Meson mit landesüblicher Kost, konnten einige Altertümer einhandeln und am nächsten Morgen ein erfrischendes Bad im Flusse nehmen, der jetzt in verhältnismässig schmaler Rinne in dem breiten, sandigen Bette dahinfliesst.



Zeichnungen von der Piedra Pintada

Gegen Mittag wurde abgeritten, in der ziemlich trostlosen Rancheria von Espinal, wo angeblich viel Altertümer gefunden werden, hatten wir vergeblich Nachfrage gehalten, und am Nachmittage waren wir in Juchitan.

* * *

Juchitan (Xochitlan, Blumenort) ist eine grosse, blühende Distriktsstadt. Sie war die Hauptstadt der alten indianischen Bevölkerung, während in Tehuantepec die mit Encomiendas bedachten Nachkommen



Teil der Piedra Pintada bei Iztaltepec

der spanischen Eroberer ihre Häuser hatten. Nachdem in den Unabhängigkeitskriegen und durch die ewigen Revolutionen die Macht der lokalen Autoritäten vernichtet war, führte der alte Hass der Indios gegen die Spanier in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer förmlichen Schilderhebung Juchitans im Verein mit andern Indianerdörfern gegen Tehuantepec, wobei Tehuantepec erobert und geplündert wurde und ein ganzes Jahr in den Händen der Aufständischen blieb. — In späteren Jahren war die einfache Thatsache, dass die Ladinobevölkerung von Tehuantepec der von General Miramon geführten, sogenannten konservativen (kirchlichen) Partei zuneigte, ausreichende Veranlassung, dass die Juchitecos begeisterte Anhänger der Liberalen und des Präsidenten Juarez wurden, wie sie denn auch den Kern der Truppenmacht des damals in Tehuantepec kommandierenden Generals, des heutigen Präsidenten Porfirio Diaz bildeten. Aber selbst die Regierung hatte Mühe genug, Ruhe und geordnete Zustände zu schaffen. Noch vor gar nicht langer Zeit genoss die Einwohnerschaft von Juchitan eines keineswegs glänzenden Rufes. Don Pancho Leon, der hier den schwierigen Posten des Jefe politico (etwa unserm Landrat entsprechend) inne hatte, ehe er Gouverneur von Chiapas wurde, hat sich grosse Verdienste um die Wiederherstellung der Sicherheit erworben. Ihm verdankt die Stadt manche Verbesserung, unter anderm ein auffallend stattliches Regierungsgebäude, das seine Entstehung nur den Bussen und der Arbeit von Sträflingen verdanken soll. Wer wegen Trunkenheit, Prügelei oder ähnlicher kleiner Vergehen eingeliefert wurde, musste eine Anzahl Steine als Strafe liefern; die zu Gefängnis Verurteilten mussten die Mauerarbeit ausführen. — Das Gesetz verpflichtet jeden mexikanischen Staatsbürger, jedes Jahr eine bestimmte Menge Wegearbeiten auszuführen oder für sein Geld ausführen zu lassen. Mit Hilfe dieser Massregel hat es Don Pancho verstanden, einen breiten, fast geradlinigen Karrenweg von Tehuantepec über Juchitan nach Niltepec zu bauen und überhaupt die Wege seines Distrikts zu verbessern. Man könnte ihm wohl den Beinamen des Wegebauers geben, denn auch in seinem neuen Wirkungskreis baut er rüstig weiter, in der richtigen Erkenntnis, dass nur die Verbindung mit der Aussenwelt dem Innern des Landes zu dem Emporblühen verhelfen kann, zu dem es durch seine herrliche Natur berechtigt ist. — Don Porfirio versteht es, sich seine Leute auszusuchen und sie an die rechte Stelle zu setzen, und nirgends kann der einzelne Mann solchen Einfluss auf die Gestaltung der Verhältnisse gewinnen, als hier zu Lande.


Hieroglyphe Juchitan
(Xochitlan)

Die Juchitecos widmen sich vielfach dem Arrierohandwerk und sind als Maultiertreiber weit umher bekannt. Auch werden hier die Stühle gefertigt, die eine besondere Eigentümlichkeit der Gegend bilden: eine Art kleinen Lehnstuhles — butaca genannt — mit Haut oder Tigerfell bespannt. — Noch Brasseur de Bourbourg erwähnt die Verschiedenartigkeit der Bevölkerung von Tehuantepec und Juchitan, den Gegensatz von Ladino- und Mischlingsfamilien zu reinem Indianerblut, der ein Hauptgrund für die Feindseligkeiten war. Heute ist von diesem Unterschiede nichts zu merken; in beiden Orten findet man alle Klassen vertreten: Indios, Ladinos und Mischlinge.

Der Jefe war ein Vetter von dem schon früher erwähnten Dr. Sologuren in Oaxaca, einem der eifrigsten und kenntnisreichsten Sammler im Lande; natürlich wanderten auch von hier aus viele Altertümer in seine Sammlung und wir konnten unter diesen Umständen an Erwerbungen gar nicht denken. Doch überreichte uns der höfliche Herr mit den von uns erbetenen Empfehlungsbriefen zugleich einige hübsche Sachen, gewissermassen als Gastgeschenk.

Nachdem wir in dem sauberen Gasthause der Doña Rosalia Gomez genächtigt hatten — geschlafen kaum, denn es war unerträglich heiss, seit der Wind wieder nach Süden umgesprungen war — brachen wir morgens auf, um unsern Weg nach Ishuatan fortzusetzen. — Ishuatan hat am 2. Februar seine Fiesta, Candelaria, Mariä Lichtmess. In seiner stattlichen Kirche wird an diesem Tage ein grosser Ablass gewährt, und wie überall, so ist auch hier mit dem Kirchenfest ein mehrtägiger Markt verbunden. Schon in S. Mateo hatte man uns gefragt, ob wir nicht die Fiesta in Ishuatan mitmachen würden, da dieser Tag von der ganzen Mareño-Bevölkerung besonders hochgehalten wird. Da wir den 29. Januar schrieben, hatten wir Aussicht, einiges von dem Festestreiben mitanzusehen.

Man darf vielleicht annehmen, dass die Huave auch vor der Christianisierung um diese Jahreszeit ein grosses Fest feierten, da die klugen Missionare womöglich Zeit und Ort bedeutender Kultushandlungen beibehielten, auf den Tempeltrümmern eine Kirche bauten und an Stelle des heimischen Gottes einen Kalenderheiligen schoben. Als ich aber in S. Mateo fragte, warum man gerade diesen Tag besonders feierlich begehe, erhielt ich die verblüffende Antwort: die Candelaria sei die Mutter ihres Schutzpatrons, des hl. Matthäus, gewesen! — Ich kann mir diese sonderbare Auffassung nur dadurch erklären, dass im ganzen spanischen Amerika die Sitte herrscht, die Kinder auf den Namen ihres Geburtstages zu taufen. So kommt es, dass alle am 2. Februar Geborenen Candelaria heissen. Also war es den Leuten zum Namen geworden, seiner Endung wegen zu einem weiblichen, und sie wussten gar nicht, dass es sich um ein Marienfest handelte.

* * *

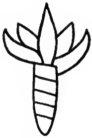
Es sind 15 leguas von Juchitan bis nach Ishuatan, und unterwegs muss ein Lagunenarm übersetzt werden, was immer geraume Zeit erfordert, so dass wir die Strecke nicht in einem Tage zurücklegen konnten. Wir ritten ein langes, langweiliges Stück auf der oben erwähnten breiten Fahrstrasse dahin, die von Tehuantepec über Juchitan nach Niltepec führt. Zerfahren, sandig, von grauem Buschwald eingefasst, aber, wie hier überall, eine Fülle buntester Vögel: Guacamayos, grüne Papageien, ein schlanker weisser Vogel, ganz blaue, ganz rote, ganz grüne; einer mit einem sonderbaren Schopf und schönem langen Schweif, grosse und kleine, singende und kreischende. — Bei Union Hidalgo bogen wir nach Süden ab, um auf kürzerem Wege Chicapa zu erreichen. Es ging durch einen Palmenwald, der zwar nicht zu den schönsten seiner Art gehörte, aber immerhin anmutiger war, als der bisher verfolgte Weg, sich aber bis vor wenigen Jahren noch eines recht üblen Rufes erfreute. Hinter dem öden Chicapa wird der Estero überschritten, der den erfreulichen Namen »Espanta Perros« — Hundeschrecken —· führt, weil er von Krokodilen wimmelt, die jeden Hund, der durch das Wasser will, unweigerlich verspeisen. Wir und die Last wurden in Booten befördert, die Pferde wurden nachgezogen. Uebrigens war so wenig Wasser darin, dass wir getrost hätten hindurchreiten können. Von Krokodilen bekamen wir nichts zu sehen. Die Leute erzählen, dass sie hauptsächlich in der Dämmerung ihr Wesen treiben und kein Fährmann würde — selbst für hohen Lohn — nach vier Uhr nachmittags hinüberfahren. Ochsenkarren wurden über das Boot geschoben und die Tiere wateten hindurch. Es war heute sehr lebhaft an der Furt und auf dem ganzen Wege; alles strömte nach Ishuatan. Schon von Iztaltepec ab war uns, wenn wir im Vorüberreiten nach dem und jenem fragten, der Bescheid geworden: »está en viaje para la fiesta!«

Wir ritten vorwärts bis kurz vor Eintritt der Dunkelheit und machten dann auf freiem Felde, in unmittelbarer Nähe der Landstrasse Halt zur Rast. Wasser hatten wir in Guajes mitgeführt, auch war nicht allzu weit entfernt hinter einer Baumgruppe ein Vieh-Rancho, wo am Morgen mehr geholt werden konnte. Bald loderte ein Lagerfeuer, wir kochten Schokolade; die Pferde weideten behaglich und wir legten uns zur Ruhe auf einer Stelle, wo der Boden hart und eben war wie eine Tenne; über unsern Köpfen spannten wir unsere Sonnenschirme auf, um uns vor dem starken Nachttau zu schützen, und schliefen so gut es eben ging. Als wir aufbrachen, stand noch der Mond am Himmel, dessen Licht in diesen heissen Landstrichen lieber zum Reisen benutzt wird, als der Sonnenschein. Waren doch morgens um 10 Uhr nahezu 30° R., denn es war wieder Südwind aufgesprungen.

Der Weg wurde immer belebter von Ochsenwagen, Reitern und Fussgängern, je mehr wir uns Ishuatan näherten, das wir gegen Mittag

erreichten. Nur mit grosser Mühe und mit Hilfe des Gemeindevorstehers eroberten wir soviel Platz, dass wir unser Gepäck unterbringen und unsere Hangmatten aufhängen konnten, unter einem Vordach, dessen Schutz wir noch mit etwa einem Dutzend anderer Menschen teilten.

Meine Feder erlahmt bei dem Versuche, ein Bild dessen zu geben, was sich unsern Augen bot. Es ist mir nicht möglich, die vielgestaltige Buntheit der mannigfachen Bilder in einem Gesichtspunkte zu sammeln, alles zerflattert in eine unendliche Fülle von Einzelheiten. Es war ein buntes Treiben: Ochsenkarren waren zu einer Wagenburg zusammengeschoben und dienten den Familien, die darin gekommen, zur Wohnstätte; Frau und Kinder schliefen unter dem von Matten gebildeten Schutzdach, der Mann, in seinen Zarape gewickelt, daneben auf der Erde. Unter jedem Vordach hingen soviel Hangmatten, als irgend Platz finden konnten. Auf vier Pfählen ruhende Palmblattdächer waren neben den Häusern errichtet, um Gäste aufzunehmen. Ueberall waren Pferde angebunden, weideten die von den Karren losgeschirrten, paarweis zusammengekoppelten Ochsen. Eine Strasse von Buden mit Ess- und Trinkwaren zog sich neben der Kirche hin. Eine zweite stiess im rechten Winkel darauf. Hier gab es Waren aller Art, sowohl minderwertige europäische, wie auch einheimische: Sattelzeug und Blechwaren, Handtücher, bunte Kattune, leichte Seidenstoffe, Eisengeräte und was es sonst für einheimische Herzen begehrenswertes gab. — Die Buden, von leichten Holzstangen aufgerichtet, ebenso wie die Vordächer der Häuser und die ad hoc aufgeschlagenen Hütten zur Beherbergung von Fremden, nahmen sich mit den von frisch grünen Palmblättern gebildeten Dächern und Wänden gar lustig aus. Dazu die wimmelnde heitere Menge, noch nicht ganz betrunken, Kunstreiter, ohrbetäubende Musik an allen Ecken und Enden.



Hieroglyphe
Ishuatan

Bis an das Ufer des selbst in dieser Jahreszeit reichlich Wasser führenden Flusses wogte das bunte Treiben. Hier bot sich ein heiteres und bewegtes Bild. Vor dem Festtag wollten alle am Orte versammelten Weiber augenscheinlich ihre Wäsche waschen. Die weissen und bunten Lappen hingen über allen Büschen, und im Wasser selbst trieb sich alt und jung, Männer, Frauen und Kinder umher. Dazu die Menge der Zugtiere, die zur Tränke geführt wurden. Und wo die Furt durch den Fluss führt, ein fortwährendes Herzuströmen von Reitern, Karren und Wanderern. — Das Bad im Flusse war erquickend nach des Tages Müh und Hitze, denn ein wenig oberhalb fanden sich stillere Stellen, wo das Wasser tief genug zum Schwimmen war und der Ufersand so fein und rein wie Meeressand. — Abends wohnten



Am Flusse von Ishuatan

wir noch einem »Baile« bei, der in einem grossen, aus Stangen und Reisig zusammengefügten Raume abgehalten wurde, in dem eine erstickende Hitze herrschte. Ich hatte so oft von dem »Zapatero«, dem Tanz der Tehuaner sprechen hören, dass ich lebhaft enttäuscht war, denselben langweiligen Tanz zu finden, den ich schon aus der Huaxteka unter dem Namen Huapango kannte, den ich überall in Mexiko fand, wo ich tanzen sah, abgesehen von den zeremoniellen Tänzen der Indios. Augenscheinlich ein verdorbener Fandango, meist steif und ernsthaft wie eine Arbeit und, wenn er lebhaft wird, ziemlich gemein. Aber es war mir lieb, einmal die tehuanischen Huipiles als Tanztracht zu sehen, wobei der Kopf zwar durch den Halsausschnitt



Am Fluss von Ishuatan

gesteckt wurde, die Aermel aber nutzlos herabhingen. In dem mit bunten Laternen und Lichtern erhellten Raume herrschte eine erstickende Hitze.

Für unsere Zwecke war das Fest nicht sehr günstig, denn kein Mensch hatte Zeit oder Lust, in allen Winkeln nach Altertümern zu suchen. »Nach der Fiesta« war denn auch der schlechte Trost, der uns überall auf unsere Anfrage wurde. Trotzdem erhielten wir einige ganz interessante Stücke. So war denn zwar die Sammlung von Tehuantepec nach Ishuatan nicht gerade bedeutend, aber doch ausreichend, ein Bild der hier vorhandenen Typen zu geben. — Vor einigen Jahren hat die Regierung im ganzen Lande sammeln lassen, um die Ausstellungen von Madrid (1892) und von Chicago (1893) würdig beschicken zu können; ein halbes Jahr vor uns hat ein sammelnder Amerikaner den Isthmus bereist; Curas und Jefes

sammeln zu eigener Freude, für ihre Freunde oder zu gelegentlichem Verkauf. Wenn man noch bedenkt, dass vieles von dem Gefundenen fortgeworfen oder den Kindern als Spielzeug gegeben wird, so ist es wunderbar genug, dass man doch immer noch Sachen bekommen kann, und ein Beweis für die Menge des Vorhandenen. Die Erzählungen von Höhlen, in denen Altertümer gefunden werden, von Bergen mit Ruinen, voller Figuren und Töpfereien nehmen kein Ende. Man könnte aber all diesen Weisungen nur folgen, wenn man Jahre zur Verfügung hätte, und würde wahrscheinlich auch dann viele Enttäuschungen erleben.

* * *

Am Nachmittage des 1. Februar brachen wir mit sinkender Sonne auf, rasteten ein paar Stunden in dem kleinen Rancho Las Anonas und ritten vor Tau und Tag wieder ab. Zwischen Las Anonas und Tapana führt der Weg durch schönen, hohen Wald. Seit langer Zeit hatten wir zum ersten Male wieder den Eindruck voller Tropen-Schönheit. Woran es liegen mag, dass es hier auf einmal frisch ist — auch die Berghänge leuchteten grün, die bisher ein winterliches Grau gezeigt — vermag ich mir nicht zu erklären, denn die Wasserläufe waren alle trocken. Vermutlich sammelt sich versickerndes Wasser nicht allzu tief unter der Oberfläche, denn es sind viele Vieh-Ranchos in der Gegend, die gegrabene Brunnen haben. — In heisser Sonnenglut langten wir in Tapana an, wo wir in einem reinlichen und freundlichen Hause Unterkunft fanden, dessen Wirtin einen französischen Namen trägt. Ihr Vater war Franzose, eine Schwester ist mit einem Schweden, eine andere mit einem Schweizer verheiratet. Es ist hier eine Gegend der Mischfamilien. Der Isthmus scheint seit langer Zeit eine Anziehungskraft für Europäer besessen zu haben. Viele von ihnen mögen mit der Absicht gekommen sein, nur etliche Jahre hier zu bleiben, dann nach der Heimat zurück zu kehren. Unter den mancherlei Gründen, die sie festgehalten haben, mag der Reiz der Frauen nicht der geringste gewesen sein. Fast alle leben mit eingeborenen Frauen, teils in wilder, teils in legitimer Ehe. Das eine wird für ebenso berechtigt und natürlich angesehen, wie das andere. Als ich in Ishuatan vor dem Hause sass, gesellte sich eine Frau zu mir: »Sie kommen aus Tehuantepec? Kennen Sie dort Don Fulano de Tal?« Es war ein Europäer, nach dem sie mich fragte; natürlich kannte ich ihn. »Oh, dann kennen Sie auch meine Schwester, mit der lebt er ja zusammen.« Das sagte sie als etwas vollkommen Selbstverständliches. — Aehnliche Verhältnisse habe ich späterhin vielfach zu beobachten Gelegenheit gehabt. Am häufigsten in Guatemala, und unsere Landsleute machen keine Ausnahme von dieser Regel. Viele der deutschen Finqueros lebten mit einheimischen Frauen,

hatten Kinder mit ihnen. Dagegen ist kaum etwas einzuwenden, denn sie leben in richtiger Ehe, die sie wahrscheinlich vor manchem Schlimmen bewahrt, und führen ein meist gutes Familienleben. Was mich aber stets peinlich berührt hat war, dass sie ihre Frauen vor uns verleugneten und versteckten. Wenn sie mit ihnen Kinder haben und ihnen die Behaglichkeit ihres einsamen Lebens verdanken, so dürfen sie sich auch ihrer nicht schämen. Diesen Mangel an Mut habe ich den Herren stets übel genommen. Mancher erzählte mir, er habe Kinder und was er für diese zu thun gedenke, aber nicht einer erwähnte die Mutter dieser Kinder. Bei allen ist der Gedanke an die einstige Rückkehr ins Vaterland lebendig. Dahin aber wollen und können sie die Frauen nicht mitnehmen, wollen auch die Möglichkeit behalten, in Europa eine anerkannte Ehe zu schliessen. Als gesunde Verhältnisse vermag ich das nicht anzusehen.

* * *

Aus der grauen Ebene von Tehuantepec waren wir heraus; Tapana liegt schon wieder zwischen Bergen, an einem Fluss mit vielen tiefen Pozos, so dass an Wasser kein Mangel ist. Auch der alte Thomas Gage lobt Tapana — oder, wie er es nennt, Tapanatepeque — als einen reichen, heiteren Ort, wo kein Mangel sei an Nahrung und an Wasser, und er dachte noch oft in kommenden mühseligen Tagen an die Fleischtöpfe von Tapana zurück. Auch uns blieb der hier verbrachte erfrischende Ruhetag noch lange der »lichte Regenbogen der Erinnerung auf den trüben Wolken der Gegenwart«.

* * *

Unzweifelhaft hat eine Mondscheinnacht ihre Reize unter jedem Himmelsstriche. Wenn man aber einige hintereinander zu Pferde verbracht hat, ist man doch ganz zufrieden, trotz des herrlichsten Mondscheinglanzes, sich auf irgend einem landesüblichen Lager ausstrecken zu können und den Schlaf des Gerechten zu schlafen. Es war aber so heiss, dass wir doch das hier allgemein übliche Nachtreisen vorzogen, zumal die Wege eben, breit und meistens offen sind, so dass sie bis nach Tonalá von den schwerfälligen Ochsenkarren befahren werden können. So bestiegen wir denn beim Mondaufgang unsere Pferde, begleitet von einem ortskundigen Manne, der uns den etwas kürzeren Weg über die Hacienda La Guadalupe führen sollte, und einem jungen Dorfköter, genannt Bravo, den einer unserer Burschen geschenkt erhalten hatte und der uns getreulich bis nach Guatemala begleitete, wo er sich im städtischen Treiben verlor, wie so manches Landkind. Da die Pferde in der frischeren Nachtluft lustig vorwärts gingen, erreichten wir um 10 Uhr morgens La Junta — ziem-

lich müde, zumal es während der letzten Stunden schon wieder sehr heiss gewesen war. Der Weg hatte streckenweise durch schönen Wald geführt, aber von einem schweigenden Walde, von einer stillen Nacht kann man hier nicht sprechen; unendliche fremde Stimmen sind wach, und selbst die Vögel scheinen die Nachtkühle der Tageshitze vorzuziehen. — Von dem Orte ist nichts zu berichten. Auf einer bebuschten Höhe wurde uns das weiss schimmernde Grabmal eines Mannes gezeigt, über dessen Bedeutung ich nicht recht ins klare kam. Jedenfalls galt die Stelle den Leuten als eine Merkwürdigkeit. Wir verschliefen den Tag, badeten, ordneten unsere Pflanzen und sassen um 1 Uhr nachts wieder im Sattel, um zu leidlich früher Morgenstunde, noch ehe es die Sonne zu gut meinte, in Tonalá einzureiten.

* * *

Tonalá ist Distriktshauptstadt, einziger Hafenplatz des grossen Staates Chiapas — d. h. es liegt ebenso wie alle Plätze dieses Küstenstriches einige Meilen vom Meere entfernt und besitzt überhaupt keinen Hafen, sondern nur eine Reede. Es ist Durchgangsstation für viele Maultierkarawanen, hat eine nette, mit Gartenanlagen versehene Plaza, um die ein paar hübsche saubere Häuser stehen, aber kein Wirtshaus. In einem geräumigen, aber schmutzigen und schlecht gehaltenen Hause, dessen Besitzverhältnisse nicht ganz klar waren, kamen wir unter. Bald spielte sich ein Schneider als Eigentümer auf, bald Doña Carmen. Zwar bot uns Don Samuel Ordoñez, an den wir empfohlen waren, in seinem hübschen Hause am Platz Wohnung an, aber dann hätten wir uns von den Pferden trennen müssen, und so brav sich Cornelio und Turibio bisher gezeigt hatten, die alleinige Sorge für die Tiere konnten wir ihnen leider nicht überlassen. So blieb keine Wahl: wir zahlten dem Schneider ziemlich hohe Miete für ein grosses Zimmer mit zwei Catres und der Doña Carmen einen ebenfalls ansehnlichen Preis für Verpflegung, die allerdings — die Gerechtigkeit muss ich ihr angedeihen lassen — vorzüglich war. Im Gegensatz zum Hochland, von dem wir kamen, war alles teuer, und man bereitete uns darauf vor, dass wir es nirgends in Chiapas anders finden würden, ja dass weiterhin an der Küste, nach Tapachula zu und darüber hinaus, alles noch bei weitem teurer bezahlt würde. Es schien, als ob die hohen Preise von Guatemala ihre Wirkung bis hierher verspüren liessen. Diese aber waren entstanden durch das Emporschnellen der Kaffeepreise, das die Plantagenbesitzer zu vermehrten Ausgaben und ziemlichem Luxus veranlasste, und die zur gleichen Zeit sich stetig verschlechternden Silberverhältnisse,



Hieroglyphe Tonalá

wodurch der Wert aller eingeführten Waren ganz unnatürlich gesteigert wurde. Der Staat Chiapas aber hat lebhafte Fühlung mit Guatemala; kein Wunder, da er lange genug mit Guatemala politisch verbunden war und erst in den Kämpfen am Anfange dieses Jahrhunderts sich mit Mexiko vereinigte, eingedenk des spanischen Sprichwortes: »Mejor cola de leon, que cabeza de raton«.

Im Orte selbst war von Altertümern nichts zu sehen, ausser einem grossen skulpierten Stein, der umgestürzt in den Gartenanlagen des Platzes



Der Stein auf der Plaza von Tonalá

lag. Seiner Lage wegen konnten wir ihn nicht fotografieren, sondern mussten uns mit einer Zeichnung begnügen. Da seine beiden Seiten bearbeitet waren, wurde er von ein paar Soldaten umgedreht, wobei zum Entzücken der versammelten Strassenjugend eine ganze Schar von Kröten aus ihrer beschaulichen Ruhe aufgestört wurden.

Aber unser Sinn stand nach dem alten Orte, und der liegt auf einem, die heutige Stadt im Norden überragenden Bergrücken. Ein alter Mann sollte uns hinaufführen. Leider glaubte er uns einen ganz besonderen Gefallen erweisen zu müssen, indem er behauptete, wir könnten hinauf-

reiten. So bestiegen wir denn in der That die Tiere und hatten das Vergnügen, sie fast den ganzen Berg hinan führen zu müssen, da wir uns ziemlich steil durch eng verwachsenes Buschwerk einen Weg suchen mussten. Zuletzt ging es ein langes Stück auf dem Plateau entlang mit einem herrlichen Blick über die Lagune hinweg auf den Ozean; draussen auf der Reede lag der Dampfer, dessen Ankunft von Tehuantepec am vergangenen Tage erwartet worden war. Der ganze Berg ist Weidegrund, von vielen Pferde-, Rinder- und Schafherden belebt. Zwischen dem hohen, jetzt gelben Grase blühte es so reich und bunt, dass botanisieren eine Lust war; überall führten die Bergbäche reichlich Wasser und waren üppig von Bambusdickichten, von Baum- und Strauchwerk umgrünt. Ein leichter Wind mässigte die Hitze und machte den Mangel an Schatten bei den Ruinen weniger fühlbar.



Stufenpyramide auf dem Cerro de Tonalá

Die alten Ueberreste sind ausgedehnt und die nicht allzu hohen, aber breiten Stufenpyramiden zum Teil wohlerhalten. Weithin über das Plateau und über die Abhänge zerstreut finden sich Fundamente. Es lässt sich wohl vermuten, dass hier eine volkreiche Ansiedlung gelegen war. Die günstigen Wasserverhältnisse, die gegen Angriffe leicht zu verteidigende Lage, der frische Hauch, all das machte den Platz wohl geeignet zu einer Stadtanlage, die sicher weder vom Fieber noch von Insekten so zu leiden hatte wie das heutige Tonalá, das als ziemlich ungesund gilt. Ein weiter Platz am Rande des Plateaus ist von grösseren und kleineren Pyramiden und Bastionen umgeben. Ein wenig seitwärts liegt ein einzelner, hoher, gut erhaltener Stufenbau, an seinem Fusse ein mächtiger runder Stein (runde Steine deuten auf Sonnendienst und Tonallan heisst »Land der Sonne«), der an vier Seiten ausgehauene Tierköpfe trägt. Dies war das einzige Stück, das figürlichen Schmuck zeigte, und auch von Scherben war nichts zu sehen. Weiter unten soll es in der Nähe eines Ranchos noch einen gemeisselten Stein geben, doch bekamen wir ihn nicht zu

Gesicht, da wir den dorthin führenden Weg verfehlten und nur mühsam durch dichtes Gebüsch den Abstieg fanden. Bemerkenswert war eine breite gepflasterte Strasse, die von der Höhe eines Hügels in das tiefe, Wasser führende Bett eines grün umbuschten Baches hinabführt.

Trotz des unbequemen Rückweges kehrten wir befriedigt heim mit neuen Eindrücken, wohlgefülltem Herbar und etlichen fotografischen Aufnahmen. Aber ein bitterer Tropfen fiel in unsern Freudenkelch, als wir die Endeckung machten, dass Turibio das Stativ-Dreieck zum fotografischen Apparat verloren hatte. Was nun? Wir schrieben zwar sofort



Untere Tempelanlage auf dem Cerro de Tonalá

an Stegemann nach Berlin, aber auf zwei dreiecklose Monate mussten wir uns gefasst machen. Und so lange keine Aufnahme? Unmöglich. Wir setzten uns also mit einem Schmied und einem Tischler in Verbindung. Der Schmied erwies sich als ein intelligenter Mensch. Aber seine Schrauben passten nicht und es machte Schwierigkeiten an dem hölzernen Dreieck die zur Aufnahme der Stativbeine nötigen Zapfen anzubringen. Schliesslich kam ein leidlich brauchbares Ding zu stande, aber leider erwies sich seine Stabilität schon nach wenigen Tagen als höchst unzulänglich, und bis Tuxtla-Gutierrez konnte ich meine Aufnahmen immer nur mit dem Vorbehalt machen: wenn das Stativ nicht rutscht;

und es rutschte leider sehr oft! So ist denn die Ausbeute dieses Reiseabschnittes gering genug ausgefallen. Dies war der Höhepunkt meiner fotografischen Leiden, die auf dem Quie-ngola begonnen hatten und während der ganzen Reise nicht mehr auf den Nullpunkt zurückgingen.

* * *

Eine Idylle ist der Fluss von Tonalá! Sein klares Wasser kommt vom Gebirge herunter und rinnt und rieselt über Felsbrocken und zwischen grünen und blühenden Gesträuchen dahin. Kleine Arme laufen unter



Runder Stein mit Tierköpfen am Fuss einer Stufenpyramide

schattigem Laubdach einher und bieten den Frauen kühle Waschplätze. Ein Arm läuft durch den Ort, er trennt die eigentliche Stadt von einem Barrio, und eine Brücke führt hinüber. Dieser Arm war zur Zeit trocken und eine Sammelstelle jeglichen Unrats. Bis an diese Brücke reichen die städtischen Häuser, jenseits kommen leichtere, hüttenartige Wohnungen und grosse Schutzdächer für die Arrieros, daneben weite, eingezäunte Höfe für die Lasttiere. Jeden Abend vor Sonnenuntergang lenkten wir unsere Schritte hierher. Wo die Häuser zu Ende waren, ging es noch ein Stückchen durch Busch und Sand, dann waren wir bei den Wäscherinnen. Seife ist ein seltener und teurer Artikel, sie benutzen daher in

altgewohnter Art eine Frucht, die die Seife vollständig ersetzt. Leider habe ich nicht mit Sicherheit in Erfahrung bringen können, welcher Pflanze sie zugehört. Noch ein Stück weiter und wir waren am Flussufer und konnten unsere von Insektenstichen, vom roten Hund, von Zeckenbeulen gequälten Glieder in die erfrischende Flut tauchen. Nirgends und niemals haben wir in gleichem Masse gelitten unter dem unerträglichen Jucken und Brennen, das die Hitze erzeugt, vermehrt durch die Stiche unzähliger Tierchen. An ruhigen Schlaf war nicht zu denken, oft sprang ich mitten in der Nacht auf, um mich mit Wasser oder Spiritus zu waschen, was natürlich nur eine Linderung von kurzer Dauer bedeutete. Manchmal hatte ich die Empfindung, als wäre am ganzen Körper kein heiler Fleck. Die Zecken oder Holzböcke, Garrapatas, haben sich vermutlich durch das mit den Spaniern ins Land gekommene Rindvieh stark vermehrt. Sie scheinen sich jedenfalls in dem warmen Klima weit wohler zu fühlen als in Europa, wenigstens ist mir dort keine Gegend bekannt, wo sie so gedeihen.



Gepflasterter Weg auf dem Cerro de Tonalá

* * *

Auf vielfaches Fragen erfahren wir, dass der Stein auf der Plaza aus dem Walde bei El Paredon stamme, einem ärmlichen Fischerdorf an der Lagune. Es sollten noch mehr derart dort liegen, auch klang der Name — El Paredon heisst »die grosse Mauer« — recht verheissungsvoll. Im leichten amerikanischen Buggy fuhr uns ein alter Chicagomann, der seit Jahren in der Gegend lebt, ein Gasthaus am Hafen hat und ausserdem Kutscher, Arzt, kurz alles, was gerade verlangt wird, vor allen Dingen aber Geschäftsmann ist, nach El Paredon ein paar Leguas durch den Busch. Natürlich war nichts dort von dem, was wir zu finden gehofft hatten. Spuren einer alten Ansiedlung waren wohl auf einer erhöhten Stelle im Walde, die in der Regenzeit wie eine Insel aus den Fluten ragt, aber keine Spur von Skulptur, nur einige grosse, behauene, aber glatte

8*

Steine waren zu sehen. Manche Kleinigkeiten werden gefunden — aber immer wieder derselbe trostlose Bescheid: »das heben wir nicht auf; das haben die Kinder zerbrochen.« Hübsch war es an der Lagune, aber wenn man die Reisighütten nicht sah, so konnte man sich an das Ufer eines norddeutschen Landsees versetzt glauben. Als wir aus dem Walde herauskamen, bemerkte ich mit Schrecken, dass mein weisses Kleid mit rötlichen und schwarzen, winzig kleinen Punkten ganz besät war. Das waren Zecken von der kleinsten Art, Pinolillos, die ich vermutlich beim Vorübergehen von einer Pflanze abgestreift hatte. Die Pinolillos sind die schlimmsten, denn ihrer Kleinheit wegen kann man sie nicht entfernen, und der Gedanke, diese Scharen demnächst in meiner Haut zu beherbergen,



Die Lagune von El Paredon

war wohl dazu angethan, mich mit Schauder zu erfüllen. Ich zog das Kleid aus und hing es in die Sonne, denn die können sie nicht vertragen. Aber da zeigten auch die Unterkleider das unheimliche Punktmuster. So fiel eine Hülle nach der andern, und mir blieb keine Rettung, als im Wasser Schutz zu suchen. Das war ein köstliches Bad in den weichen, warmen Fluten, und als ich ihnen nach einer halben Stunde entstieg, hatte die liebe Sonne ihre Schuldigkeit gethan: das Teufelszeug war matt und liess sich abschütteln.

Da auch dieser Ausflug ergebnislos verlief, kam es, dass wir Tonalá verliessen, ohne unsere Sammlung auch nur um ein einziges Stück bereichert zu haben. Möglich, dass umfassende Grabungen Alter-



Am Flusse von Tonalá



Wäscherinnen bei Tonalá

tümer zu Tage fördern würden; sicher ist nicht einmal das, denn es wird merkwürdig wenig gefunden und das ist um so auffallender, als auch an dem Wege, den wir zunächst einschlugen, vielfache Ueberreste alter Befestigungen, Wegsperren, Siedelungen zu finden sind.

* * *

Wir hatten hin und her überlegt, welchen Weg wir von hier aus einschlagen sollten, um nach Guatemala zu gelangen: übers Gebirge, quer durch Chiapas, oder an der Küste entlang über Tapachula. Dieser war der kürzere, und da wir schon viel mehr Zeit auf der Reise zugebracht hatten, als im ursprünglichen Plane lag, entschlossen wir uns, ihn einzuschlagen. Aber »second thoughts are best«, und nachdem wir einen kurzen Vorstoss in dieser Richtung gemacht hatten, kehrten wir um und führten doch den zweiten Plan aus, was wir nicht bereut haben.

Eine Tagereise war es bis zur reichen und schönen Hacienda von S. Pedro; guter Weg durch parkartige Landschaft; zur Rechten offen, zur Linken von buschbewachsenen Höhenzügen begleitet. Unterwegs schlossen sich uns einige Reiter an, im Hochlande von Chiapas ansässige, einheimische Hacendados, die auch hier an der Küste einige Ranchos besassen, die sie besichtigen wollten. Die Unterhaltung mit ihnen machte uns schon in unserm Beschlusse wankend. Der ältere meinte, so viel ihm bekannt, wäre für unsere Zwecke auf dem eingeschlagenen Wege nicht viel zu erwarten, dagegen verspräche der andere um so mehr, und ganz gleiche Auskunft erhielten wir in S. Pedro selbst. — Es war eine stattliche Zucker-Hacienda, in der Nähe des Hauses Arbeiterhütten und regelmässig angepflanzte Kokos-Alleen. Aber das behagliche Nachtquartier, auf das wir hier zu hoffen berechtigt waren, wurde uns nicht, denn kurz vor uns waren von der andern Seite her Soldaten eingetroffen, die den ganzen weiten Hofraum in ein Lager umgewandelt und deren Offiziere jeden verfügbaren Raum im Hause belegt hatten. Es waren die Truppen, die von der guatemaltekischen Grenze zurückkehrten, wo man während der letzten Monate ziemlich bedeutende Massen zusammengezogen hatte, da Grenzstreitigkeiten — durch das Vordringen mexikanischer Holzfaller am Usumacinta hervorgerufen — eine Kriegsmöglichkeit hatte auftauchen lassen. Natürlich hatte Guatemala schliesslich die Ansprüche Mexikos auf die herrlichen Wälder anerkannt, da es sich in das Abenteuer eines Krieges mit dem mächtigen Nachbarn verständigerweise nicht stürzen wollte.

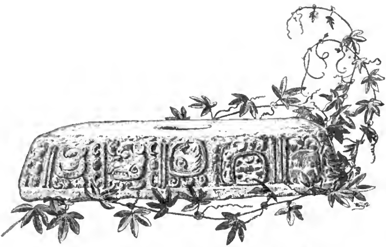
Man wies uns in ein Nebengebäude, wo wir in einem Winkel unterm Vordach ein Plätzchen für unsere Hangmatten fanden. An Schlafen war freilich nicht zu denken. Ununterbrochen tönte der Ruf der Wachen, mit denen das Lager so dicht umstellt war, als gälte es einen Gefangenentransport zu bewachen. Ausserhalb dieses umzingelten Bezirks lagerte

der Tross der Weiber und Kinder in wüstem Durcheinander mitgeführten Hausrats von allerlei Art: ein Lagerbild vergangener Zeiten. Wenn aber auch die Wachen nicht gewesen wären, so hätte uns doch die entsetzliche Plage dieser Küsten nicht schlafen lassen, die Jejenes. Das sind kleine schwarze Insekten, so klein, dass man das einzelne Tierchen kaum bemerken würde, aber sie kommen in schwarzen Wolken heran und erfüllen die ganze Luft; selbst ein Mosquito-Netz schützt nicht vor ihnen, da die Maschen des dünnen Gewebes sie hindurchlassen.

Diese widrigen Umstände erleichterten uns die Umkehr nach Tonala. Ob man uns richtige Auskunft gegeben hatte, vermag ich nicht zu sagen, da ich ja den Küstenweg nicht kenne. Gewiss ist auch in der Küstengegend gar mancherlei für den Altertumsforscher zu finden, aber in den dichten Wäldern jedenfalls nur bei langdauernder Arbeit, nicht auf flüchtiger Reise. Wie dem auch sei: für uns war der Rat ein Schicksalswink, ohne ihn wären wir nie nach Chaculá gekommen, und Chaculá wurde der Höhepunkt unserer archäologischen Reiseergebnisse.



›Tamarindillo‹ Cassia flexuosa L.
Am Rande der Lagune zwischen Chicapa und Ishuatan.



Hieroglyphenstein von Ococingo (1/8 d. natürl. Grösse)

SECHSTER ABSCHNITT.

Quer durch Chiapas.

12. Februar—29. März 1896.

Chiapas. — Der alte und der neue Weg. — Valle de Cintalapa. — Die Familie Moguel. — Die Altertümer in der Hacienda El Rosario. — Ocozuquauhtla. — Tuxtla Gutierrez. — Schokolade. — Chiapa de los Indios. — Im Gebiet der Zozil. — S. Cristobal de Las Casas. — Das Buch Pinedas. — Träger. — Indianerdörfer. — Ococingo und Toniná. — Bei Doña Hermina. — Geringe Erfolge. — Kiefernwald. — Der Saconijá. — Der Ameisenbaum. — Verjel. — Comitan. — Fernando Vasquez und der Hun Chavin.

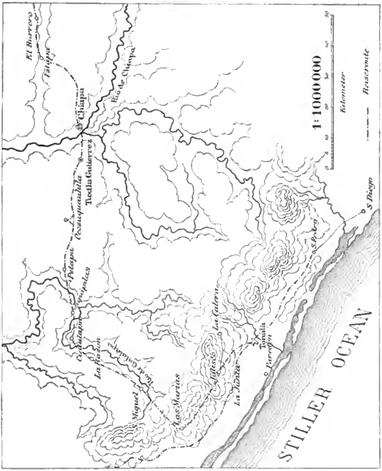
Länder, auf deren Boden sich Nationen begegnen, Kulturen vermischen, Gegensätze aufeinander stossen, haben stets und überall einen grossen Reiz: weil sie Rätsel aufgeben, aber oft auch Rätsel lösen. Ein solches Land war Chiapas von alters her. Hier sass das kriegerische Volk der Chiapaneken, den übrigen Nationen rings umher stammfremd. Das ganze Gebirgsland war ihm eine natürliche Festung; selbst der überall machtvoll vordringenden mexikanischen Herrschaft gegenüber bewahrte es seine Unabhängigkeit, und es kostete die Spanier gar harte Kämpfe ehe sie Sieger blieben. — Zu der Chiapaneken-Bevölkerung aber gesellten sich von allen Seiten her andere Stämme mit andern Kulturen: Maya,

Mixe, Zoque, Mexikaner, so dass eine grosse Mannigfaltigkeit an Sprachen und Kulturen in diesem Gebiete vereinigt ist. Noch vor fünfzig Jahren konnte Mühlenpfordt schreiben: »Von diesem Staate ist bis jetzt wenig Genaues bekannt.« Das lässt sich freilich heut nicht mehr sagen, denn auch hier zieht der zunehmende Verkehr immer weitere Kreise, wenn auch langsam genug. Von der pazifischen Küste führt sogar ein fahrbarer Weg bis zur Hauptstadt. Aber die übrigen chiapanekischen Wege sind sprichwörtlich geworden wegen ihrer Beschwerlichkeit, und von allen Seiten muss man den Zugang durch die Ersteigung rauher Gebirge erkämpfen. Es kommt noch hinzu, dass die Bevölkerung überwiegend indianisch ist, dass in dem gebirgigen Lande mancherlei Sagen und Erzählungen an Höhlen sich knüpfen, dass weite Gebiete von dichten Urwäldern bedeckt sind, um den geheimnisvollen Reiz des Landes zu erhöhen; um es auch dem Forscher wünschenswert erscheinen zu lassen, hier näher einzudringen. — Zur Zeit der spanischen Herrschaft war Chiapas mit Guatemala vereinigt. Nach der Losreissung schloss es sich den Vereinigten Staaten von Mexiko an, eingedenk des Sprichwortes: Mejor cola de leon, que cabeza de raton. (Besser des Löwen Schwanz, als der Ratte Kopf.) Noch heutigen Tages sind die Verbindungen von Chiapas mit Guatemala sehr lebhaft, und mancher kleine Zug im modernen Leben weisst auf die frühere Vereinigung hin.

Wir freilich mussten auf dem grossen Wege bleiben, um unsere Ankunft in Guatemala nicht über Gebühr zu verzögern. Sogar den Abstecher zu den Ruinen von Palenque mussten wir, durch widrige Umstände gezwungen, aufgeben. Und so enthüllte sich uns wenig genug von den Geheimnissen des Landes. Trotzdem bot die Reise gar viel des Interessanten.

Wir hatten die Wahl zwischen zwei Wegen, um von Tonalá aus ins Innere von Chiapas zu gelangen: dem alten, bis vor wenigen Jahren einzigen, schlechten über Calera, und der neuen Strasse über Cintalapa. Der alte Weg ist der kürzere, aber von je her wegen einer sehr schlechten, bei dem hier häufigen, starken Winde geradezu gefährlichen Stelle berüchtigt. Alle, die dieses Weges gezogen sind, brechen in die gleichen Klagen aus, die alten Berichterstatter ebensowohl als die heutigen Arrieros. Ja, es ist nichts Ungewöhnliches, dass die Maultierzüge am Fusse des Gebirges tagelang warten, da sie den Aufstieg zur Sierra de Macuilapa bei heftigem Winde mit den beladenen Tieren nicht wagen. Schaudernd erzählt der Mönch Thomas Gage in seinem Reiseberichte, wie er mit seinen Begleitern drei Tage hungernd am Fusse des Aufstieges harrte, dass der Wind sich legen sollte. Da sie vergeblich warteten, wagten sie endlich hinaufzugehen, krochen aber über die böse Stelle auf allen Vieren hinüber, aus Angst, vom Schwindel erfasst oder vom heftigen Winde

hinabgeweht zu werden. Ihre Maultiere aber liessen sie von ihren indianischen Führern am Zügel hinüberführen, denen sie somit ein leuchtendes Beispiel von Mut und Gottvertrauen gaben! Schon dieser alte Reise-



bericht giebt der Verwunderung Ausdruck, dass man das Gebirge nicht auf einem geringen Umwege überschreite, anstatt Mensch und Tier solch drohender Gefahr auszusetzen. Aber erst vor wenigen Jahren hat sich diese Erkenntnis so weit Bahn gebrochen, dass man statt des alten

Indianerweges eine neue fahrbare Strasse angelegt hat, die den bösen Uebergang in weitem, nach Westen gerichteten Bogen umgeht und den Rand des Gebirges an einer verhältnismässig niedrigen Stelle, der Cuesta de S. Fernando, überschreitet. Sie hat ausserdem noch den Vorzug, das weite, fruchtbare Valle de Cintalapa und die grossen Haciendas dieses Gebietes mit der Aussenwelt durch eine Fahrstrasse zu verbinden, ihnen die Einführung von Verbesserungen und die Ausführung ihrer Erzeugnisse zu erleichtern. Natürlich fehlte es auch nicht an Klagen über die Verkehrserleichterung. Die letzten Jahre hatten der grossen Trockenheit wegen schlechte Maisernten gebracht, und man jammerte, dass nunmehr fremdes, amerikanisches Korn billiger ins Land käme als das einheimische. Man sieht, dass es überall in der Welt die gleichen agrarischen Klagen giebt. Bessere Verkehrsbedingungen werden im Anfange stets und überall Klagen derjenigen hervorrufen, die dadurch geschädigt werden, ob nun der Saumpfad durch eine Landstrasse oder diese durch eine Eisenbahn ersetzt wird.

Wir wählten den neuen Weg, denn es hatte ein heftiger, sturmartiger Nordwind sich erhoben, und schwere, dunkle Nebel hingen über dem Gebirge. Vor einigen Jahren hatte eine Gesellschaft einen Eisenbahnbau unternommen, der ins Innere zu führen bestimmt war. Er ist jedoch nur wenige Leguas weit gediehen. Ob das Geld ausging, ob die entgegenstehenden Schwierigkeiten sich als zu gross erwiesen, ist mir nicht bekannt. Bei der Hacienda Aurora endigen die Schienen, die schon jetzt zum Teil vom Sande bedeckt sind, und eine halb versunkene Lokomotive zeugte von verschwundener Pracht. Wir kamen nur langsam vorwärts. Der grossen Hitze wegen machten wir am ersten Tage in dem Dorfe Jalisco Halt, wo wir zu unserm nicht geringen Erstaunen während des Bades im Arroyo von einem richtigen Gewitter überrascht wurden. Am zweiten Tage mussten wir des heftigen Windes wegen in der Hacienda Las Marias, am Fusse des Aufstieges übernachten. Das Haus sah ganz stattlich aus, aber in dem grossen Raum, in dem wir mit etlichen andern Personen gemeinsam schliefen, war das Dach halb abgedeckt und der Wind hatte freien Zutritt. Draussen lagerten verschiedene Lasttier-Karawanen, aber als wir am nächsten Morgen aufbrachen, meinten die Führer, sie könnten bei dem Winde mit ihren beladenen Tieren nicht hinüber. Der Ritt war trotz des ziemlich guten Weges beschwerlich genug, da er dem stürmischen Norte stracks entgegen ging. Als wir höher hinauf kamen, blieb nichts übrig als abzusteigen, wie es auch die uns entgegenkommenden Reiter, die doch der Wind im Rücken fasste, gethan hatten. Die Pferde hatten für sich selbst Arbeit genug, wir aber konnten uns nicht auf dem Sattel halten. Auch zu Fuss kostete es mich Mühe, vorwärts zu kommen, stellenweise musste ich mich Schritt für Schritt am Felsen entlang ziehen, und um eine Ecke konnte ich nur mit Hilfe des Burschen gelangen.

In der grossen Hacienda von S. Miguel, jenseits des Passüberganges, machten wir schon früh Quartier. Auf dem mit einigen breitkronigen Bäumen bestandenen Platz vor dem Hause lagerte ein Trupp Soldaten, der von der Grenze her auf dem Rückmarsch war und einen malerischen Anblick gewährte. Die Leute machten einen besseren Eindruck als die, die wir an der Küste getroffen hatten. Sie hatten auch nicht den aufreibenden Marsch von Tapachula her hinter sich und waren nicht so erschöpft von Hitze, Insektenstichen und schlechtem Klima. Trotzdem trafen wir am nächsten Tage etliche marode Nachzügler, unter andern einen Fieberkanken, der sich nur von einem daneben gehenden Manne gestützt auf dem Pferde halten konnte. — Trotz der vielen Gäste war das Haus gross genug, auch uns noch unter seinem gastlichen Dach zu beherbergen. Die töchterreiche Familie rückte zusammen, man räumte uns das Zimmer von zwei Schwestern ein. Es waren sieben oder acht erwachsene Geschwister anwesend, alle lebhaft und zum Plaudern aufgelegt. Der Verkehr zwischen den jungen Mädchen und Offizieren war etwa der gleiche wie er sich bei uns zu entwickeln pflegt, wenn es auf dem Lande Einquartierung giebt.

* * *

Der nächste Tag sollte uns eine sonderbare Begegnung bringen. Auf dem ganzen Wege sind keine Dörfer, die meist stattlichen Hacienden sind daher darauf eingerichtet, Reisende zu beherbergen; man reitet ungescheut heran und fragt am nächsten Morgen, was man schuldig sei*); manchmal steht angeschrieben, dass Herberge und Essen zu haben sei. So gelangten wir, nachdem wir durch Macuilapa, wo der alte Weg über Calera einmündet, geritten waren, zur Hacienda La Razon, die uns schon vorher als eine der grössten und schönsten gepriesen worden war. Wir wussten, dass sie einer Familie Esponda, einer Witwe mit mehreren Kindern zugehöre. Man wies uns einen hübschen Raum an, in dem wir bald den Besuch einer Tochter des Hauses erhielten, die solche Gelegenheit zum Plaudern mit so sonderbaren Vögeln nicht ungenutzt wollte vorübergehen lassen. Es war eine junge Dame, die schon in der Stadt Mexiko gewesen war, den Gebrauch des Puders sehr wohl kannte und überhaupt einen ganz grossstädtischen Eindruck machte. Während wir unsere Pflanzen ordneten und plauderten, öffnete sich noch einmal die Thür. Eine zierliche Frau kam mit ausgebreiteten Armen auf mich zu, küsste mich auf beide Wangen und rief aufgeregt: »So sind Sie es doch, Doña Cecilia, kennen Sie mich nicht mehr?« Ich habe zum Glück ein gutes Personengedächtnis und wusste sofort, dass ich Doña Lupe Rosas, die Gattin von Don Fausto Moguel

*) In der Gegend um Comitan, wo die Verhältnisse ähnlich liegen, haben viele der grossen Hacienden sogar besondere Unterkunftshäuser eingerichtet.

vor mir hatte, den wir auf unserer ersten Reise, fast acht Jahre früher, als Richter in Tlacolula getroffen hatten. Damals hatte mir die jung verheiratete Frau mit Schauder von den Unbequemlichkeiten und Gefahren einer Reise nach Chiapas erzählt, wohin ihr Mann sie zum Besuche seiner Familie geführt hatte, und hier waren wir nun bei dieser Familie: La Razon gehörte einem ihrer weit verbreiteten Zweige an. Es ist keine Seltenheit, dass man in einem Dorfe, in einem Landstrich allen Besitz in den Händen einer einzigen, weit verzweigten Familie findet. So waren die Moguels und ihre Sippe hier angesessen. In weitem Umkreise waren ihre Angehörigen Besitzer der Hacienden. Seit einigen Monaten schon weilte Don Fausto mit seiner Familie in der Razon, die seiner Schwester gehört, nach seinem Rückzuge vom Gouverneurposten in Tuxtla Gutierrez, zu dem er vor einigen Jahren berufen worden, für den er aber nicht wieder gewählt worden war, wie man euphemistisch sagte. Man hatte von unserer Ankunft erzählt und Doña Lupe hatte bei der Beschreibung sofort gemeint, das müsse Don Eduardo mit seiner Frau sein. Wir waren beide herzlich erfreut über die Begegnung, und ich wünschte nur, ich hätte der sehr sympathischen, sanften Frau ihren augenscheinlichen Kummer erleichtern können; ihre grossen, schwarzen Augen schwammen fortwährend in Thränen; Don Fausto aber war düster und übellaunig. Man hatte ihn für irgend einen Posten in Mexiko bestimmt und am nächsten Tage sollte die Abreise stattfinden. So hatte sich denn zum Abschied die Freundschaft von den Ranchos und Haciendas aus weiter Runde eingefunden; es war viel Leben im Hause. Die meisten waren mit hübschen Fuhrwerken gekommen. Trotzdem fand der eine Sohn des Hauses noch Zeit, uns gegen Abend Haus und Garten und Einrichtungen der grossen Wirtschaft zu zeigen. Der verstorbene Esponda hatte einem französischen Baumeister die Ausführung des Wohnhauses übertragen, und nun erhob sich hier ein Bau von vornehmen Formen, dabei den Bedürfnissen des Klimas und einer einheimischen Familie aufs vollkommenste angepasst. Leider war das Haus unvollendet geblieben, wie so vieles hier im Lande, das mit hochfliegenden Gedanken begonnen worden. Der Grossvater war ein Rationalist gewesen; er hatte den alten Namen des Besitztums, Los Amates, in La Razon verwandelt und wollte sein Leben und Streben auf Vernunft gründen. Wie weit ihm das gelungen, weiss ich nicht, jedenfalls scheint es seiner Nachkommenschaft gut bekommen zu sein.

Noch ein Zweiglein der Familie Moguel lernten wir kennen. Das waren die zwei freundlichen und neugierigen alten Jungfern, in deren Hause wir am nächsten Tage in Cintalapa Unterkommen fanden. Das Haus war klein, aber sauber, dahinter lag ein Hof, der aber keinen Thorweg hatte; so blieb nichts übrig, als die Pferde durch die Stube und den

Gang hindurch zu führen. Die beiden alten Damen, die eine bescheidene Tienda hielten und anständigen Reisenden Unterkunft gewährten, waren nicht gut auf die reichen Verwandten zu sprechen, die sie wohl ein wenig links liegen liessen.

Cintalapa ist Kreisstadt; saubere, freundlich gemalte Häuser mit Ziegeldächern konnten von weitem ein grosses mitteleuropäisches Dorf vorgaukeln, zumal der grau verhangene Himmel und der kalte Wind wahrhaftig keine Tropen-Gefühle in uns aufkommen liessen. Jenseits der Häuser freilich erstreckte sich das breite, sandige, völlig wasserlose Flussbett des »Maisstromes« (Cintalapan heisst: am Maiswasser), von prächtigen Mangobäumen und grünen Bananenpflanzungen umsäumt und mit einer Fülle blühenden Gerankes in dem Buschwerk, so dass unser Herbar sich mächtig füllte.


Figur in der Hacienda El Rosario, von Don Jacinto Tirado in einer Höhle gefunden

Cintalapa liegt nicht an der Strasse nach Tuxtla, sondern etwa eine Meile abseits, doch führt auch dorthin ein fahrbarer Weg, wie überhaupt in dieser Gegend grossen und reichen Grundbesitzes deren viele sind, die die Hacienden unter einander und mit den wenigen Ortschaften verbinden. Von Altertümern war im Orte nichts zu finden, doch erzählte man uns von merkwürdigen Stücken, die Don Jacinto Tirado in einer Höhle gefunden habe. So ritten wir nach seiner Hacienda, El Rosario, hinaus, die eine halbe Stunde von dem Städtchen entfernt hübsch und etwas hoch gelegen ist und ein sehr stattliches Haus besitzt. Don Jacinto war fortgeritten. Seine Frau aber war zu Hause und konnte sich wohl den fremden, ungewohnten Besuch nicht recht erklären. Sie führte uns höflich in die ganz neu und sehr korrekt mit Wiener Möbeln eingerichtete Sala: eine Bank, ein Tisch davor, zwei Schaukelstühle zur Seite und ein bis zwei Dutzend Stühle an den Wänden umher. Hier gab es ausserdem noch zwei Eckgestelle mit unmöglichen Nippes gefüllt, zwei kleine Tischchen, einen grossen Spiegel; es war also der Gipfelpunkt der Eleganz, Wohlhabenheit und moderner Kultur, was uns umgab. Da es für ungebildet und unhöflich gegolten hätte, mit der Thür ins Haus zu fallen, quälte sich eine ärmliche Unterhaltung hin, bis

wir endlich bei den Altertümern anlangten, die uns auch gezeigt wurden. Dass wir sie aber fotografieren wollten, schien der Dame vollkommen wunderlich. Sie liess es aber nach einigen Einwänden doch geschehen und zum Glück brach mein Stativ nicht zusammen, obgleich es nahe daran war, denn noch hatte ich für das verlorene Dreieck keinen Ersatz. So konnten wir die ganz ungewöhnlichen und seltsamen Stücke wenigstens im Bilde heimbringen. Man sah ihnen den langen Aufenthalt in einer Höhle wohl an, da sich reichlich Tropfstein auf ihnen abgelagert hatte. Don Jacinto war bei Entdeckung und Durchsuchung der Höhle nur mit knapper Not dem Hungertode entgangen, so waren ihm die Stücke eine Erinnerung, von der er sich nicht trennen wollte und ihre Erwerbung war ausgeschlossen. Die Stelle aber, wo sie gefunden worden, lag ziemlich entfernt im Gebirge und war nach Angabe der Eingeweihten völlig ausgeräumt. So mussten wir uns mit Fotografien begnügen.



Figur in der Hacienda El Rosario, in einer Höhle gefunden.

Am Aschermittwoch verliessen wir unsere freundlichen alten Wirtinnen, um über Jiquipilas — ein Städtchen, das Cintalapa so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern — Petapa zu erreichen. Nachdem wir den trockenen Fluss verlassen hatten, ging es auf guter Strasse bergan. An einer Wegbiegung, wo der Blick über eine tiefe, walderfüllte Schlucht schweift, sprang aus einer überhängenden Felswand ein klarer, frischer Quell, den ein guter Mensch zum Wohle der vorüberziehenden Wanderer und ihrer Tiere hatte fassen lassen. Die Felswand, von der hervordringenden Feuchte benetzt, war von Farren wie von einem zarten, dichten Teppiche ganz übersponnen. Ein entzückender Platz.

Petapa war uns als ein grosser Rancho geschildert worden, man hatte noch hinzugefügt: »hai de todo« (es ist alles zu haben). Und ausserdem sollte eine Höhle in der Nähe voller Altertümer stecken. Einen grossen Viehrancho fanden wir in der That in wunderschöner Gegend, aber in dem sehr primitiven Hause, das der Verwalter mit seiner Frau bewohnte, waren nur ein paar Tortillas und ein wenig Mais zu haben. Da ich mich wahrscheinlich bei der andauernd kühlen, windigen Witterung erkältet hatte und mich elend





Seitenansicht — Vorderansicht

einer Thonfigur aus einem Höhlenfund in der Hacienda El Rosario bei Cintalapa

fühlte, war die Enttäuschung nicht gering, als ich meine schmerzenden Glieder auf die Erde strecken musste. — Die Höhle aber, um derentwillen wir hier Rast machten, war weit weg und vor einigen Monaten von einem General ausgeräumt worden. Es war eben Aschermittwoch.

* * *

Durch schöne, parkartige und anmutige Hügellandschaft ging unser Weg am nächsten Morgen weiter, auf Tuxtla zu. Als wir an einer Wegkreuzung einige Reiter trafen, die wir nach der Richtung fragten, entspann sich ein Gespräch, denn hier zu Lande hält sich ein jeder für berechtigt, den Begegnenden nach woher, wohin, weshalb zu fragen. Da sie nun uber den Zweck unserer Reise unterrichtet waren, meinten sie, wir sollten doch den kleinen Abstecher nicht scheuen und, anstatt nach Tuxtla weiter



Hauptplatz in Ocozuquauhtla

zu gehen, den andern Weg verfolgen, der uns nach Ocozuquauhtla führen würde. Wir erinnerten uns, diesen Namen auch von den Leuten gehört zu haben, mit denen wir zwischen Tonalá und S. Pedro eine Strecke geritten waren, und die uns von der Verfolgung des Küstenweges abgeraten hatten. So folgten wir denn der Weisung und haben es nicht zu bereuen gehabt.

Besonderes ist von Ocozuquauhtla nicht zu erzählen: es ist ein freundlicher, von Ladinos bewohnter Ort. Diese kleinen Städtchen gleichen sich, mit wenigen Ausnahmen, völlig. Die Altertümer, die einen eigentümlichen Stil zeigen, waren angeblich alle in Höhlen gefunden worden, aus denen die Leute Salpeter holten. Als sich erst die Nachricht verbreitet hatte, dass wir dergleichen kaufen wollten, wurde uns eine ganze Anzahl ins Haus gebracht. Da uns für einige Tage später noch mehr versprochen wurde, verpackten wir vorläufig unsere Beute in grossen Körben und

liessen alles stehen, um es später abzuholen. Da mieteten wir dann einen Ochsenwagen, und ich lernte auch dieses Reise- und Transportmittel kennen. Die ganze Nacht brachte ich auf dem Wege zu, den man zu Pferde in wenigen Stunden zurücklegt. Die Strasse, die man, solange man auf dem Sattel sitzt, bewundernd als breiten Fahrweg preist, ist ausgefahren und holperig. Leider war der Kutscher musikalisch. Er sang in einem schläfrigen Tone etwa zehn Minuten lang die »Paloma« und die nächsten zehn Minuten eine andere Melodie. Nachdem ich mich diesem Genuss etwa eine Stunde lang hingegeben hatte, wollte ich durch Unterhaltung eine kleine Abwechslung in das Programm bringen. Alles aber, wozu ich den Mann bewegen konnte, war ein: »si Señora, no Señora«, worauf er sofort wieder zu singen begann. Er hatte einen Jungen mit sich, dessen einziger Wortschatz in dem üblichen ¡ Quien sabe! zu bestehen schien. Wie alt bist Du? ¡ Quien sabe! Gehst Du in die Schule? ¡ Quien sabe! Schliesslich ergab ich mich in mein Schicksal, habe aber dem Reisen in Ochsenwagen keinen Geschmack abgewinnen können.



Thonfigur aus Ocozuquauhtla
1/4 der natürl. Grösse

* * *

Tuxtla Gutierrez ist seit einigen Jahren Sitz der Regierung. Wenn man S. Cristobal,*) die frühere Hauptstadt des Staates, kennt, so scheint die Verlegung ganz unbegreiflich. Tuxtla ist heiss und hat ein erschlaffendes Klima, die Umgebung ist ziemlich öde und trocken; alle Nahrungsmittel müssen von weit her zur Stadt gebracht werden. Ein Regierungsgebäude war erst im Bau begriffen. Die einzige Annehmlichkeit ist die hübsche, schattige, mit Trueno-Bäumen bestandene Alameda. Wir trafen in Tuxtla, wo wir einige Tage blieben, zwei Landsleute, Bekannte von einem früheren Aufenthalte in Oaxaca her, jetzt Inhaber einer Ferreteria. Das heisst wörtlich Eisenkramladen, bedeutet aber ein Importgeschäft, in dem es

*) Mühlenpfordt nennt es S. Cristobal de los Llanos.

so ziemlich alles giebt, was zum Haushalt, Feldbau und zum Schmuck des Lebens notwendig ist. In allen grossen Städten des Landes sind sie zu finden und zum weitaus grössten Teil sind Deutsche die Besitzer. Dagegen sind die Geschäfte, in denen Stoffe, Gewebe, Kleider feilgehalten werden, meist in französischen Händen, die Tiendas de Alborrotes, die Wein- und Schnapsläden, gehören Spaniern und die kleinen Kramläden — kurzweg Tienda (d. h. eigentlich Zelt) genannt — Einheimischen.



Hieroglyphe von Tuxtla

Von Altertümern war merkwürdigerweise gar nichts zu erfragen, mit Ausnahme eines kleinen Jadeïtkopfes von wundervoller Arbeit. Das Stück war im Besitze eines Mechanikers, eines Mannes, der sich mit vielerlei Dingen beschäftigte. Sein Vater hatte es aus irgend einem Kriege aus Tabasco mitgebracht, der Sohn hatte es als Andenken behalten und schliff seit einer Reihe von Jahren seine Instrumente an dem Stein, der aber so hart ist, dass er von dieser Misshandlung kaum Spuren zeigt. Es ist ein Kopf von ausgeprägtem Indianertypus, mit deformiertem Schädel und deutlicher Tätowierung. Wir konnten ihn glücklicherweise retten und er ist heute im Berliner Museum für Völkerkunde. Ein paar vereinzelte Stücke, die sich im Privatbesitze reicher Leute befanden, waren nicht zu erwerben.

Ob nun gleich Tuxtla für unsere eigentlichen Zwecke wenig bot, mussten wir doch einige Tage dort bleiben, da es Regierungssitz ist und wir vom Gouverneur weitere Geleitbriefe erbitten mussten. Auch unsere Sammlungen mussten verpackt und fortgeschickt werden, da sie eine, wenn auch langsam, so doch stetig wachsende Last darstellten, von der wir uns auf dem Marsche so bald als möglich zu befreien suchten. Solche Verpackung war immer mit allerlei Schwierigkeiten verknüpft, weil es oft an Kisten und Packmaterial fehlte. Besonders die Pflanzen waren stets eine Quelle des Kummers, denn wenn wir sie nicht dem sicheren Verderben durch ein-



Jadeït-Köpfchen — Natürliche Grösse



Altes, geschnitztes Schokoladenholz — In Oaxaca erworben

dringendes See- oder Regenwasser preisgeben wollten, mussten sie in Blech eingelötet werden. Blech aber ist ein kostbarer und oft gar nicht zu beschaffender Artikel. Hier nun halfen unsere beiden Landsleute, die Herren von der Ferreteria del Globo, aufs freundlichste und liebenswürdigste. Ja, der eine spielte selbst den Klempner und lötete unsere Pflanzenkiste eigenhändig zu. Und er hat seine Sache gut gemacht, denn obgleich die Sendung durch widrige Schicksale erst nach anderthalb Jahren ins botanische Museum gelangte, war alles in tadelloser Verfassung.

Da meine Schokolade zu Ende ging, benutzte ich den Aufenthalt, mir neue machen zu lassen, denn hier sass ich an der Quelle. Sind doch Tabasco, Chiapas und Soconusco die eigentlichen Kakao-Länder. Thomas Gage widmet bei Gelegenheit der Beschreibung seiner Reise durch Chiapas diesem Getränk ein ganzes Kapitel, das sehr ergötzlich zu lesen und aus dem manche medizinische und kulinarische Weisheit vergangener Tage zu entnehmen ist. Obgleich heutzutage die Schokolade in Europa fast jedermann bekannt sein dürfte, so ist es doch vielleicht manchem nicht unerwünscht, zu erfahren, wie man sie in ihrer Heimat zubereitet, wo sie seit alters her ein beliebtes und kostbares Genussmittel vorstellte, das selbst auf der Tafel der mexikanischen Fürsten nicht fehlte.



Schokoladenholz — In Oaxaca erworben

Nachdem die Kakaobohnen (cacahuate, daher chocolate) geröstet sind, aber nicht zu scharf und dunkel, werden sie auf einem Mahlstein — ganz wie der Mais, aus dem Tortillas gemacht werden — zerquetscht. Dann wird Zucker und Gewürz dazwischen gemengt und alles zusammen durcheinander



Lehmwände am Wege zwischen Tuxtla und Chiapa

geknetet, während ein gelindes Feuer unter dem Mahlsteine unterhalten wird, bis es eine gleichmässige, zähflüssige Masse bildet. Diese wird zu Tafeln oder Kugeln geformt, von denen je eine die zu einer Tasse nötige Menge darstellt und die an der Luft langsam getrocknet werden. Das Gewürz wechselt nach Geschmack; vorwiegend werden Mandeln und Zimmet verwendet. Zucker muss aber wenigstens bis zu einem Drittel beigemischt werden, da die Masse sonst keinen Halt hat. Es ist eine eigene Kunst, diese Schokoladenbereitung, und nicht jede Frau ist eine gute Chocolatera. Ich kann versichern, dass keine noch so teure europäische Schokolade das Aroma dieser auf so primitive Art zubereiteten besitzt. Es setzte mich in einiges Erstaunen, dass die Frau, die mir in Tuxtla als Chocolatera empfohlen war, nicht wusste, was Vanille war. Denn ob diese gleich überall unter denselben Bedingungen wachst wie der Kakao und mit ihm die Heimat gemein hat, so ist sie doch von den ausländischen Gewürzen leider vielfach verdrängt und wird in dieser Gegend gar nicht und überhaupt verhältnismässig wenig angebaut, weil ihr Anbau mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft ist. Nur im Gebiete von Veracruz giebt es grössere Vanille-Pflanzungen.

* * *

In Tuxtla Gutierrez endigt vorderhand die neue Strasse, und wir sollten bald vollauf Gelegenheit haben, die berüchtigten Wege von Chiapas kennen zu lernen. Ein kurzer, aber schlechter Weg führte uns in wenigen Stunden nach Chiapa de los Indios, dem Orte, der dem grossen Staate den Namen gegeben. Zur Zeit als hier der Mittelpunkt der Chiapaneken war, war Chiapa eine Bergfestung, flussabwärts vom heutigen Orte in einer Schlucht gelegen. Erst die Mönche verlegten ihn an die Stelle, wo er jetzt sich befindet. Von der Grösse und dem Reichtum dieses Indianerortes wissen die alten Berichte viel Rühmens zu machen. Heute ist es eine ansehnliche Ladino-Stadt. Indianer findet man nur auf dem weiten, mit schönen Ceibas und einem aus spanischer Zeit stammenden maurischen Brunnen geschmückten Marktplatze, wo sie Lebensmittel feilhalten, und in den Barrios. Die chiapanekische Sprache hat sich nur in dem einzigen Dorfe Suchiapa erhalten.



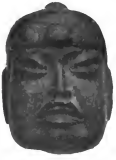
Hieroglyphe von Chiapa

Ehe man von Tuxtla aus in die Stadt gelangt, muss der breite, wasserreiche und schnell strömende Fluss überschritten werden, der schon einen ziemlich langen Lauf hinter sich hat, da er jenseits der Grenze von Guatemala, nicht allzu weit von Huehuetenango entspringt. Grosse Fährboote vermitteln

9*

den Verkehr zwischen den beiden Ufern. Es wird abgeladen, abgesattelt, Lasten und Sättel kommen ins Boot, die Pferde schwimmen daneben. Die grosse, quer durch den Staat von Chiapas ziehende, nach Tabasco einerseits, nach Guatemala andererseits führende Strasse, auf der viel Last- und Reiseverkehr ist, überschreitet hier den Fluss; so herrscht stets ein lebhaftes Treiben,· und an beiden Ufern fehlt es nicht an malerischen und heiteren Bildern. Da das schöne klare Flusswasser auch willkommene Badegelegenheit bietet, so leuchten überall die braunen, glänzenden Rücken der Jungen aus dem Wasser auf. Oberhalb und unterhalb vom Orte sollen viele Krokodile hausen. Auch von Stromschnellen, Wirbeln und Höhlen wurde in der ungewissen Art erzählt, die im Lande allgemein üblich ist. Es sind Ausnahmen, dass man Leute trifft, die klare und sichere Auskunft geben.

Trotzdem wir hier auf dem Boden alter Kultur standen, war sehr wenig von Altertümern zu erhalten. Die Gründe sind immer die gleichen: es wird nichts aufbewahrt, oder man will sich nicht von einzelnen Stücken trennen (doch ist dies der seltenere Fall, der nur bei reichen Familien in Frage kommt). Man müsste selber graben, oder in den einsamen Ranchos der Indianer umfragen, wobei es immer noch zweifelhaft bliebe, ob man ihr Misstrauen und ihren Aberglauben zu überwinden vermöchte, was ohne Kenntnis ihrer Sprache stets ein fast aussichtsloses Unternehmen ist.



Steinmaske aus Chiapa — Privatbesitz

Chiapa liegt tief und ist sehr heiss, in zwei Tagemärschen steigt man bis zur kühlen, klaren Höhe von S. Cristobal hinan. Die erste Tagereise führte uns nach Iztapa. Wir brachen schon in der Nacht auf und hatten eine beträchtliche Höhe zu ersteigen. Aber auch auf dem Plateau ging es nicht eben weiter. Der ziemlich schlechte Weg steigt in tiefe Schluchten hinab und wieder zur Höhe hinan und entbehrt daher nicht des malerischen Reizes. Das von überwiegend indianischer, freundlicher Bevölkerung bewohnte Dorf liegt auf einer von tiefen Schluchten umgebenen Platte. In ähnlichen Lagen, die eine von Natur feste Stellung bilden, findet man häufig die alten Indianersiedelungen. Die Einwohner von Iztapa gehören dem Sprachstamme der Zotzil oder Cinacanteca, d. h. der »Fledermausleute« an. Am Abend fanden sich einige ältere Indianer, die sich von meinem Manne ein wenig ausfragen liessen. Die Tracht der Weiber war uns schon seit Tuxtla als etwas abweichend von der bisher gesehenen aufgefallen: das Hüftentuch war kurz, von grobem, dunkelblauem Baumwollstoff und nicht von der sonst durchweg üblichen



Am Flusse von Chiapas



Marktplatz in Chiapa de los Indios

Binde festgehalten, sondern die Enden zusammengeknüpft. Das ganz weisse Hemd fiel blusig darüber.

Wir freuten uns der leichten, anmutigen Gestalten, als wir am Spätnachmittage aus einer Schlucht heraufstiegen, in deren Grund wir schönes Badewasser gefunden hatten. Den steilen, spärlich bewachsenen Berghang kamen die jungen Mädchen herab, mit den hübsch geformten Krügen auf den Köpfen, um Wasser zu holen. Wir riefen sie an und erhielten indianische Antworten.

Hügel auf und Hügel ab ritten wir am nächsten Tage einige Leguas, um in der herrlich im Gebirge gelegenen Hacienda, El Burrero (das Esel-



El Burrero

nest), kurze Rast zu machen. Tief unter uns rauschte das Wasser des Rio Hondo — des »tiefen Flusses« —, eines der unzähligen Flüsse dieses Namens, zu dessen Ufer wir hinunter mussten, um auf einem schauderhaften, aber an den herrlichsten Scenerien reichen Wege jenseits steil wieder zur Höhe hinaufzusteigen.

Der Hofraum und die Vorhallen der Hacienda wimmelten von Indianern, die verhüllte Heiligenbilder und Musikinstrumente mit sich führten. Schon unterwegs waren uns kleine Gruppen musizierender Indianer begegnet, und wir entsannen uns, von einer Fiesta gehört zu haben, die an einem der nächsten Tage in Iztapa gefeiert werden sollte. Dieser Feier

zogen sie zu. Die Santos sollten den Glanz des Festes erhöhen helfen, und es war rührend, zu sehen, mit welcher Ehrfurcht die sorgsam verhüllten Puppen behandelt wurden, und wie man ihnen mit Musik das Geleit gab. Leider sind alle hier gemachten fotografischen Aufnahmen missraten.

Hinterm Burrero ist wieder ein Stück des neuen Camino carretero fertig, der von Tuxtla-Gutierrez durch den ganzen Staat bis an die guatemaltekische Grenze fortgeführt werden soll. Er macht hier viele Windungen und steigt mählich in die Höhe, immer mit schönem Blick auf die mit Nadelholz reich bewaldeten Berge, durch deren tief eingerissene Schluchten schäumende Wässerlein sich zwängten.

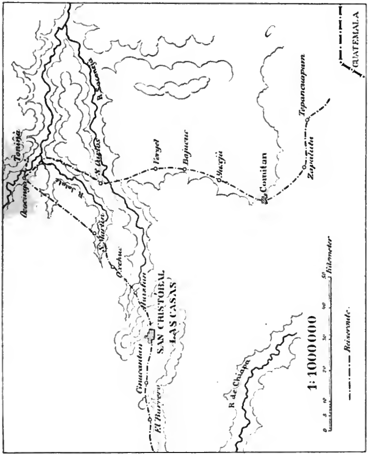


Alte Brücke auf dem Wege zwischen Chiapa und Iztapa

Da wir nicht wieder ins Dunkel hineinreiten wollten und uns im Burrero zu lange verweilt hatten, um S. Cristobal noch bei Tageslicht zu erreichen, blieben wir in Cinacantan. Das stattliche Indianerdorf hat eine Lage und eine Luft, die ihm in Europa sicherlich einen Ruf als Sommerfrische einbringen würden. Es war hundekalt, wie wir überhaupt, seitdem wir Tonalá verlassen, weit mehr von den kalten Nächten als von den heissen Tagen gelitten hatten.

Man bot uns das Schulzimmer, das vermutlich seinem eigentlichen Zweck recht selten dient, zum Uebernachten an, und wir schlugen unser Lager auf einem grossen Tische auf. — Beim Einreiten ins Dorf war uns

der bekränzte Eingang des Cabildo aufgefallen, und davor zwei Indianer, die, in weite rote Mäntel gehüllt, einen wahrhaft monumentalen Eindruck machten. Auf unsere Frage erhielten wir die seltsame Antwort: die Indianer hätten einen Feiertag. Also haben sie andere Feste als die Ladinos,



ihre eigenen Feste, denen die andern fernstehen. Wie schade, dass wir der Sache nicht näher treten und Klarheit darüber erlangen konnten, was es mit dieser »Fiesta de los Indios« für eine Bewandtnis habe. Die roten Mäntel aber und die sonderbare Kopfbedeckung habe ich nirgends

wieder gesehen und kann auch nicht sagen, ob es die hierorts übliche Tracht der Gemeindediener, der Topiles, oder eine Festtracht vorstellt.

Der nächste Morgen war herrlich, kalt und klar wie in unsern Gebirgen, und nach einem kurzen Ritt waren wir in S. Cristobal.

Die ansehnliche, an Kirchen und Klöstern reiche Stadt liegt in einem weiten, fruchtbaren Thalboden, der von dicht bewaldeten Höhen umschlossen ist. Ungefähr in gleicher Höhe wie die Stadt Mexiko und auch in ähnlicher Lage, hat sie doch nicht unter der Schwierigkeit der Entwässerung zu leiden wie jene. Denn da das Hochthal von Mexiko abflusslos ist, und die Stadt an seiner tiefsten Stelle liegt, so sind die üblen Folgen, die daraus am Ende der Regenzeit entstehen müssen, klar. Dagegen ist der Thalboden von S. Cristobal von einem Flusse durchzogen, und in der Nähe der Stadt befinden sich verschiedene herrliche Quellen, deren eine in ein reinliches, rundes Steinbecken gefasst und zum kühlen Bade hergerichtet ist. Zudem hat hier noch nicht die heillose Entwaldung begonnen, der der Schmuck der Berge in der Umgebung der Hauptstadt schon vielfach zum Opfer gefallen ist.

Im Thal wächst Mais und Weizen, und zur Zeit standen die massenhaft angepflanzten Pfirsichbäume in Blüte, was, von der Höhe gesehen, einen reizvollen Anblick gewährte. Rund umher im Waldgebirge liegen dicht bevölkerte Dörfer und verstreute Ranchos der Indianer, die täglich alle möglichen Lebensmittel, als da sind: Gemüse, Federvieh, Eier, Käse, Früchte, Mais und Maisstroh, in reicher Fülle zu Markte bringen, so dass an Nahrung für Mensch und Vieh kein Mangel ist. — (Das hinderte allerdings nicht, dass wir in dem für hiesige Verhältnisse ganz leidlichen Hotel recht schlechtes Essen erhielten und so wieder einmal unsere alte Reisebeobachtung bestätigt fanden: je grösser der Ort, um so schlechter das Essen.) — Das Leben auf dem grossen Platze ist ein buntes und bewegtes. Er wird auf einer Seite von dem stattlichen Regierungspalaste begrenzt, auf zwei Seiten ziehen sich Läden hin und auf der vierten erhebt sich die mächtige Kathedrale, auf deren Stufen sich ein lebhafter Marktverkehr breit macht. Jedes Indianerdorf hat Verschiedenheiten in der Tracht aufzuweisen. Bei den Bewohnern des einen sind die Schulterdecken weiss, bei andern braun, schwarz und weiss gemustert; bei diesen glatt, bei jenen zottig. Einige tragen die übliche mexikanische Hutform, andere ein winzig kleines Strohhütchen. Mir fiel auf, dass die Männer verschiedener Dorfschaften keine Hosen tragen, die doch die Indianer der meisten andern Gegenden angezogen haben. (Vergl. die Bilder der Leute von Huiztan und Oxchuc.) Sogar die Hemden sind nicht gleich. Die Leute von Huiztan z. B. ziehen sie zwischen den nackten Schenkeln hindurch, dass sie fast wie eine Art Schambinde erscheinen. Ja, von einer Dorfschaft wurde uns erzählt, dass ihre männlichen Bewohner

noch die alt-indianische Schambinde trügen und im übrigen ganz nackt gingen. Wenn sie nach der Stadt kommen, müssen sie jedoch auf obrigkeitlichen Befehl Hemden anziehen, um keinen Anstoss zu erregen. Selbst die Körbe und Säcke sind mannigfach gestaltet.

Es ist schwer verständlich, dass man den Regierungssitz von hier nach Tuxtla verlegt hat. Hier eine dichte Bevölkerung, gesundes Klima, schöne Lage, Ueberfluss an Lebensmitteln; dort von allem das Gegenteil. Und wen ich auch nach dem Grunde fragte: niemand vermochte mir einen stichhaltigen anzugeben. Noch unbegreiflicher aber ist, dass es fast dreihundert Jahre gedauert hat, ehe man die Notwendigkeit einsah, diese beiden Hauptorte des Staates untereinander und mit der Aussenwelt durch eine Fahrstrasse zu verbinden.

* * *

Auch in anderer Beziehung ist S. Cristobal ein Zentrum: es besitzt eine höhere Schule, die sogar von jenseits der guatemaltekischen Grenze besucht wird. Und auch sonst regt sich manches Streben, allerdings stärker von der Geistlichkeit beeinflusst als anderwärts.

Früher besass die Stadt ein bedeutendes Archiv, an das von ruchloser Hand Feuer gelegt wurde. Was mag da alles in Rauch aufgegangen sein! Sicher manches Dokument aus der ersten spanischen Zeit; wahrscheinlich manche, von eifrigen Missionaren fleissig zusammengestellte Grammatik, mancher Beichtspiegel und Katechismus in indianischer Sprache; vielleicht eine oder die andere Bilderschrift aus alten Zeiten, — unwiederbringlich verloren!

Ein Buch des Licenciado Vicente Pineda möchte ich hier erwähnen, das uns sein Bruder, Don Manuel, verehrte, und das den Titel führt: Historia de las Sublevaciones Indigenas habidas en el Estado de Chiapas y Gramatica de la Lengua Tzel-tal; Chiapas 1888. Der geschichtliche Abriss ist kurz. Als erste »Auflehnung« gilt sonderbarerweise die Eroberung des Landes durch die Spanier, die er dem Bernal Diaz nacherzählt. Die Darstellung des Aufstandes von 1712 ist andern Quellen entlehnt; die letzte Erhebung von 1867 hat der Verfasser miterlebt. Die Grammatik ist wahrscheinlich die Wiedergabe einer alten aus der Zeit der Mönche stammenden und das angefügte Wörterverzeichnis aus eigener Kenntnis vermehrt, denn er hatte Landbesitz im Gebiete der Tzeltal-Indianer, die den weitaus grössten Teil der Bevölkerung des Staates ausmachen, lebte jahrelang unter ihnen und beherrschte ihre Sprache. Interessant und beachtenswert an diesem Buche ist die kurze, nur wenige Seiten umfassende Vorrede, in der er aufs Bitterste beklagt, dass es bisher nicht gelungen sei, die Eingeborenen der Zivilisation zuzuführen. Sei dies nicht einmal den mit allen Machtbefugnissen ausgerüsteten spanischen Vizekönigen gelungen, wie viel weniger der überall durch konstitutionelle

Schranken eingeengten gegenwärtigen Regierung. Er sieht in dem mächtigen Anwachsen der indianischen Bevölkerung, in der es kein erwachsenes unverheiratetes Individuum gäbe, keine kinderlose Frau zu Grabe getragen würde, eine Gefahr für die Zivilisation und glaubt dieser Feindseligkeit gegen europäische Gesittung nur dadurch wirksam entgegentreten zu können, dass Lehrer, Beamte und Geistliche sich im Verkehr mit den Indianern auch deren Sprache bedienen.

Dieser sicherlich richtige Gedanke ist auch der Regierung schon gekommen: man hat begonnen, die Gesetze in verschiedene, im Gebiete der Republik gesprochene Sprachen zu übersetzen und hofft dies Werk allmählich immer weiter ausdehnen zu können. Vorläufig aber wird es wohl noch an Leuten fehlen, die die Sprachen genügend beherrschen, da die Zahl derselben eine ganz beträchtliche ist. Um nur ein Beispiel anzuführen: wir berührten auf unserer Reise von der Hauptstadt bis zur Landesgrenze etwa fünfzehn verschiedene Sprachgebiete!

* * *

Wir trafen auch in S. Cristobal Landsleute, und zwar waren es drei Schuster. Herr Vizenz Kramsky aus Warmbrunn hat sich zum Leiter einer Schuhwarenfabrik emporgearbeitet, die den ganzen Staat Chiapas mit Schuhwerk versieht. Er ist ein wohlhabender, angesehener Mann, der auch uns in manchen Dingen behilflich war. In seinem schmucken Heim wehte uns europäische Luft entgegen, obgleich er mit einer in Mexiko geborenen Frau französischer Abkunft verheiratet ist. Die beiden andern Deutschen sind seine Mitarbeiter. Der eine hatte sich vor ganz kurzer Zeit eine Frau aus Deutschland geholt, die sich vorläufig in den völlig fremden Verhältnissen nicht zurechtfinden konnte und — da sie auch noch nicht spanisch sprach — sich vorerst recht unglücklich fühlte. Ich hoffe, dass auch sie inzwischen heimisch geworden ist.

Wir mussten etliche Tage in S. Cristobal verweilen, um die Trägerfrage zu ordnen. Da wir von Tonalá aus nur mit einem Lasttier weitergezogen waren, das unser unentbehrlichstes Gepäck trug, und die übrigen Sachen mit einem Arriero zunächst nach Tuxtla und dann weiter nach S. Cristobal geschickt hatten, musste hier Rat geschafft werden, wie die Lasten weiter befördert werden sollten. Die Arriero-Züge gehen nicht mehr so häufig und regelmässig von hier weiter. Zudem hatten wir gar nicht die Absicht, auf geradem Wege Comitan zu erreichen, wir planten vielmehr einen Umweg über Ococingo, ja wir hofften sogar, von dort aus nach Palenque reiten zu können. (Der zweite Teil dieses Planes wurde leider zu Wasser.) Pferde sind im Hochland von Chiapas schwer zu bekommen, dagegen sind die Indianer hier wieder gute Träger, während die von der pacifischen Küste zu dieser Arbeit nicht zu haben sind, sie vielleicht auch



Blick auf S. Cristobal Las Casas



Marktscene in S. Cristobal

gar nicht zu leisten im stande wären. Wir mussten uns natürlich an die Obrigkeit wenden, die auf Grund unserer Regierungsbriefe uns Träger verschaffen sollte, denn eine direkte Unterhandlung mit den Indianern fruchtet nichts. Da nun erst ein Bote in das Dorf geschickt werden musste, das die Leute stellen sollte, zog sich der Aufbruch einige Tage hin.

Während dieser Zeit bot sich Abwechslung durch eine Truppe von Puppen- und Taschenspielern, die in dem zum Theatersaal umgewandelten grossen Hofe des Hotels ihre Vorstellungen abhielt, bei denen sich die ganze Gesellschaft von S. Cristobal ein Stelldichein gab, und wobei es an Toiletten



Unsere Träger: drei Leute von S. Felipe, zwei von Huiztan

und Geschmeide nicht fehlte. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten wusste die Frau des Direktors lebhaft und amüsant von ihren Fahrten zu erzählen.

Das grösste Vergnügen aber machte es uns, auf die Brücke am Eingang der Stadt zu gehen, zu den Stunden, wo die Indianer vom Markte nach Hause gingen, oder vielmehr in ihrem üblichen Trabe liefen, und die Vielgestaltigkeit ihrer Trachten und Geräte zu betrachten. Freilich mischte sich ein leises Bedauern in dieses Vergügen: nicht lange Zeit zu eingehenden Studien zu haben; mit den Leuten nicht in ihrer Sprache verkehren zu können, um ihnen auf diesem einzig möglichen Wege ein wenig näher zu kommen.

* * *

Unsere Leute von S. Felipe traten an, verteilten die Lasten und vorwärts gings. Sie sollten uns nicht nur als Träger, sondern auch als Führer dienen, denn die grosse Strasse geht nach Comitan, wir aber bogen bald, nachdem wir S. Cristobal verlassen hatten, nach Norden ab, um in vier Tagereisen Ococingo zu erreichen. Die trotz ihrer Lasten schnellfüssigen Indianer konnten oft kürzere Richtwege einschlagen, auf denen wir mit unsern Tieren nicht hätten folgen können. Aber wo immer ein solcher Weg abzweigte: nie versäumten sie, uns darauf aufmerksam zu machen. Sie schienen sich geradezu verantwortlich für uns zu fühlen.



Die Gemeindevertreter von Huiztan

Wir ritten zuerst durch die herrlichen Wälder, die die Höhen um S. Cristobal schmücken: gemischter Bestand von prächtigen Nadel- und Laubhölzern, auf ziemlich ebenem und gutem Wege dahin. Als wir aber von der grossen Verkehrsstrasse abbogen, dauerte es nicht gar lange, bis wir die berüchtigten Wege von Chiapas kennen lernten. Immerhin war der erste Tag, der uns bis Huiztan führte, ganz erträglich, nur der letzte Abstieg war steil und lang. In Huiztan, einem Indianerdorf, fanden wir ein wetterfestes, stattliches Gemeindehaus mit zwei für Reisende bestimmten Räumen, deren einer von einer Hacendado-Familie bereits besetzt war, während man uns den zweiten anwies. Auch eine Frau, die uns Essen bereitete, wurde uns

von Gemeinde wegen besorgt, und selbst um die Beschaffung des Pferdefutters bemühte sich die hohe Obrigkeit. Wir mussten den Leuten wohl Vertrauen einflössen, denn unsere drei Cargadores und zwei von Huiztan, ebenso wie einige Gemeindevertreter liessen sich fotografieren.

Am nächsten Morgen trabten unsere Träger heim und wurden von Leuten aus Huiztan abgelöst. Die Indianer — sofern sie nicht als Händler lange Reisen unternehmen — entfernen sich nicht gern weit von ihrem Dorfe. Selten, dass sie sich zu mehrtägiger Begleitung entschliessen;



Unsere Träger von Oxchuc

meist kehren sie nach einem Tagemarsch zurück. Alles was die Dauer ihrer Dienste und den Lohn dafür betrifft, muss mit dem Alcalden ihres Dorfes vereinbart werden, und dieser Vereinbarung bleiben sie unfehlbar treu und kommen ihren übernommenen Pflichten gewissenhaft nach. Auch die Leute von Huiztan, ebenso wie die von Oxchuc und S. Martin bewiesen sich als verlässlich und auf unser Wohl bedacht.

Der Weg, den wir am nächsten Tage zurücklegten, unterschied sich wenig vom vorigen. Nur wurden die Wege schlechter, je weiter wir vorwärts kamen, wenn auch an Schönheit und Abwechslung reicher. Auf

den Höhen überall der schöne gemischte Wald mit seinen mächtig emporstrebenden Stämmen, in den tiefen Schluchten der üppige Formenreichtum einer tropischen Vegetation.

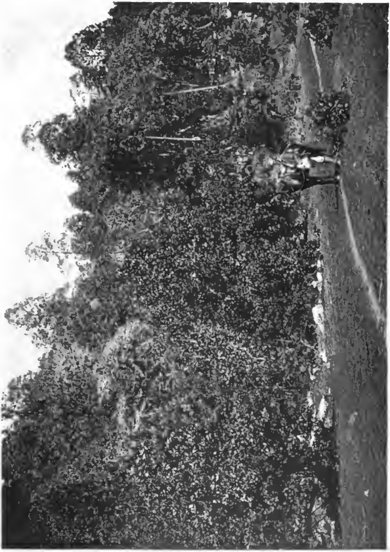
An solchen Stellen, wo die klaren Bäche rinnen, machten unsere Indios gern Halt, um ihre einfache Mahlzeit einzunehmen, die aus Tortillas und Pozol bestand. Das ist Speise und Trank des wandernden Indianers. Die Tortilla isst er kalt, oder — wenn er Zeit hat, ein Feuer zu machen, röstet er sie. Der Pozol — von den dortigen Indianern »matz« genannt — ist nichts weiter als die zur Tortilla benutzte Maismasse, mit Wasser vermischt; ein für unsern Geschmack ziemlich fades, aber erfrischendes Getränk, das ich zum ersten Male auf dem Quie-ngola kennen gelernt hatte.



Wasserfall bei S. Martin

Oxchuc, das Ziel unseres zweiten Tagemarsches, liegt auf einer Einsattelung zwischen hohen Bergen und selbst ziemlich hoch. Vicente Pineda, in seinem oben erwähnten Buche, beschreibt es nicht sehr anmutig, aber ziemlich richtig: »eine zerfallene Pfarrkirche, ein kleines Gemeindehaus, in dem die Schweine und die umherstreifenden Hunde Obdach suchen, und ungefähr hundert auf den Höhen und im Busch verstreute Häuser, deren Wände bei den meisten nur aus Reisern bestehen.« — Die Bewohner gehören den Tzeltal an, den Zotzil von Iztapa, Chamula und Huiztan zwar verwandt, aber doch von ihnen unterschieden. Sie tragen eine Schambinde — kach — und ein bis zur Mitte des Beines reichendes, gegürtetes Hemd — cü' — und gelten als die unzugänglichsten und verstocktesten Indianer im ganzen Staat.*) Von den beiden Räumen im Cabildo war der eine von einem Gefangenen besetzt, der andere hatte keine Thür und war sehr schmutzig. Aber die verstocktesten Indianer von ganz Chiapas erwiesen sich uns freundlich: im Hause des Alcalden wurde uns ein Lager bereitet, und wir mussten das schützende Dach um so höher schätzen, als bald

*) „De lo mas testarudo y salvaje que hay en Chiapas." (Vicente Pineda.)



Wald bei S. Cristobal

nach unserm Eintreffen ein feiner Regen begann, der unsern Wanderungen im Dorfe schnell ein Ende machte.

Am andern Morgen zog der Nebel um die Bergspitzen und alles triefte von Feuchtigkeit. Aber die Sonne begann siegreich durchzudringen. Unmittelbar hinter dem Dorfe stiegen wir in die Höhe, und als wir auf einer kleinen Wiese hielten, um ein paar Pflanzen auszugraben, blickten wir entzückt um uns: die Bergwiese, die zerzausten Wipfel der Bäume, um die der Nebel zog — das gab es auch in den heimischen Bergen; aber hier war alles üppiger, sonniger, farbiger und formenreicher. Hier ist auch das vorstehende Bild unserer Träger aufgenommen. Und dass sie sich ruhig fotografieren liessen, war wahrlich kein Zeichen von Verstocktheit. — Den ganzen Tag zogen wir auf schmalen Pfaden über hohes, steiniges, mit schöner Vegetation bedecktes Gebirge. Unser Herbar konnte die Fülle des Eingesammelten kaum fassen, denn überall überraschten uns fremde Formen und farbige Blüten. Und nach wenigen Tagen war diese duftige Pracht in der Presse schwarz und unansehnlich und nur noch dem Botaniker ein Wohlgefallen.

Dies schöne Gebirge ist der Ical-ajab, der »schwarze Berg«, in alter Zeit ohne Zweifel ein heiliger Berg, denn er ist wohl identisch mit dem Ical-ahau, dem »schwarzen Fürsten«, von dem der Bischof Nuñez de la Vega erzählt, dass er von den Leuten von Oxchuc und andern Dörfern der Hochebene verehrt worden sei. Bei dem grossen Aufstand im Jahre 1712 hatten sich hier die Indianer verschanzt, und es geht die Sage, dass die geraubten Kirchenschätze in einer Höhle dieses Berges vergraben worden seien, dass aber die Häupter der Indianer von Oxchuc und Cancuc diese Höhle hätten vermauern lassen.

Als wir nach langem Ritt vom Gebirge herabstiegen, kamen wir in das Thal des Quellflusses des Rio Jatatė. An einer Seite der Thallehne führte der Weg durch hohes Gras, zwischen einzelnen, hoch aufragenden Bäumen hindurch. Die gegenüberliegende, steilere Seite war dicht bewaldet und zu vielen schönen Bildern gesellte sich, kurz ehe wir S. Martin erreichten, der Anblick eines prächtigen Wasserfalls, der sich von dem bewaldeten Abhang als langer, weiss schäumender Streifen abhob und in der dunklen, grünen Tiefe sich verlor.

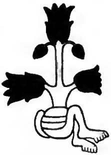
S. Martin Teultepec liegt frei und hoch auf einer runden Kuppe, die in das Thal des Jatatė vorspringt. Der Platz war schön, aber um Unterkunft und Atzung war es kläglich bestellt. Der Gemeindeschreiber räumte uns in seiner ärmlichen Hütte einen Platz zum Schlafen ein, da das Cabildo in ganz verwahrlostem Zustande war. Mit Mühe wurde das Futter für die Pferde beschafft, und wir bereiteten uns mit einigen Eiern eine kärgliche Mahlzeit.

Der letzte Tagesmarsch führte uns wieder vom Jatatė fort über Berge und Höhen. Der Weg war wunderbar schön, aber zumal

das letzte Stück vor Ococingo sehr schlecht: ein schauderhafter Abstieg zog sich fast eine deutsche Meile entlang, denn stets, wenn wir meinten, den Ort schon erreicht zu haben, schob sich immer wieder ein Hügel dazwischen, der überschritten werden musste. Aber auch das nahm ein Ende, und am Freitag, den 13. (wie konnten wir da auf Erfolge rechnen!), ritten wir in Ococingo ein.

* * *

Was uns hauptsächlich nach Ococingo geführt hatte, war die Nähe der Ruinen von Toniná, die Stephens vor etwa 50 Jahren gesehen hatte, deren damals noch stattliche Reste er beschreibt, voll Bedauern, dass er nicht Arbeiter und Zeit hatte, um sie näher zu untersuchen. Seitdem sind sie meines Wissens niemals genauer erforscht worden. Was Wunder, dass es uns reizte, einmal näher zuzusehen. Wir hatten für den Aufenthalt etwa drei Tage bestimmt, dann gedachten wir auf Stephens' Spuren weiter über Tumbalá Palenque zu erreichen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt.



Hieroglyphe von Ococingo

Im Hause der Doña Hermina fanden wir landesübliche und verhältnismässig angenehme Unterkunft. Es darf niemanden in Erstaunen setzen, dass ich die Leute immer nur bei ihren Vornamen nenne; die Nachnamen erfährt man nur auf direkte Fragen, angeredet wird jedermann mit dem Taufnamen. Das geht so weit, dass wir allen Ernstes öfter als einmal gefragt wurden, ob wir nicht einen Landsmann Don Guillermo oder Don Federico kennten, der vor so und so langer Zeit einmal da vorbeigeritten sei. Man denke, einen Herrn Wilhelm oder Friedrich! Von den fünf Deutschen in Tehuantepec hiessen drei Friedrich! In der städtischen Gesellschaft hört man öfter die Zunamen, da es aber Sitte ist, dass die verheirateten Frauen ihren Mädchennamen beibehalten, ist es nicht immer leicht, sich zurechtzufinden. Wenn ich auf die Fragen nach meinem Namen in der ersten Zeit diesen ganz harmlos wie in Deutschland üblich angab, folgte stets der erstaunte Ausruf: wie sonderbar, Sie heissen ebenso wie Ihr Mann! Uebrigens ist auch hier die Anrede stets mit dem Vornamen.

Doña Herminas Haus war ein länglicher, mit Ziegeln gedeckter Adobe-Bau. Sein Inneres enthielt zwei Räume, von denen der kleinere das Zimmer der Wirtin vorstellte. Eine saubere Lagerstatt, ein mit bunten Heiligenbildchen und verschiedenen andern Dingen bedeckter Tisch, ein Stuhl und die Truhe mit Wäsche und Kleidern bildeten die Einrichtung.





In der Schlucht zwischen S. Cristobal und Ococingo

Schränke kennt man im ganzen Lande nicht. Der zweite, grössere Raum stellte das »Hotel« vor. Es stand ein langer Tisch darin mit einer Bank an jeder Langseite. Ferner drei Bettgestelle mit Wollmatratzen auf den Brettern und einige Stühle, von denen ich zwei für mich erobert hatte. Die eine Thür dieses Raumes führte auf die Strasse, eine Thüröffnung in Doña Herminas Zimmer, eine dritte in die hinter dem Hause liegende Vorhalle. Im rechten Winkel dazu stand die Hütte für die Küche. Auf



Unser Badeplatz bei Ococingo

dem grossen Hof, der mit einigen Büschen und Bäumen bestanden war, hielten sich unsere Tiere auf.

Der Ort ist still, fast öde; er liegt weit ab vom Verkehr, und nur alle zehn Tage verbindet ihn der Postbote mit der Welt. Seine Lage aber, inmitten mässig hoher, quellenreicher Berge, ist reizend. Ein wenig vom Orte aufwärts rieselt und sprudelt es an allen Ecken und Enden vom klarsten Wasser, das im Gegensatz zur Luft — Ococingo liegt nicht allzu hoch und ist warm — eiskalt erscheint. Wir hatten bald einen

idealen Badeplatz ausfindig gemacht, unterhalb eines Wasserfällchens, wo das Wasser einen ruhigen und klaren Pozo bildete, von dem aus es über eine zweite Felsstufe lustig weiter rann; ringsumher waren glatte Steine wie Bänke geordnet und die Stelle war von zierlichen Pflanzen dicht umwachsen. Aber leider wurde uns auch hier keine ungemischte Freude zu Teil, da die Kleider, die wir vertrauensvoll auf die Steine gelegt hatten, von Garrapatas (Zecken) wimmelten!

Am ersten Tage begannen wir den Ort nach Altertümern zu durchforschen, und wenn wir auch von Thonwaren oder kleinem Steinzeug nichts fanden, so waren doch ein paar ausserordentlich interessante Steine da, über deren genaue Herkunft man uns allerdings nichts sagen konnte, da sie schon sehr lange am Orte waren, vermutlich entstammen sie den Ruinen von Toniná. Und überdies waren es die ersten Reste von Mayakultur, auf die wir stiessen. Die an der Kirchenmauer aufgestellten Steinfiguren erwähnt auch Stephens. Sie sind aber sehr mitgenommen. Gut erhalten dagegen fanden wir eine Stela, die in der Umfriedigung eines Gehöftes als Mauerstein verwendet war. Mit Bewilligung des Besitzers brachen wir sie heraus. Er stellte natürlich die Bedingung, dass die niedrige Umfassung, die aus geschichteten, unbehauenen Steinen ohne Mörtelverband bestand, wieder hergestellt werde. Da unser Bursche Cornelio ja von Beruf eigentlich Maurer war, gingen wir leichten Herzens darauf ein und Cornelio ging frisch an die Arbeit. Aber es gelang ihm nicht, das metergrosse Loch wieder zuzumachen. Cyklopenmauern haben ihre Tücke. Von der Hieroglyphenseite dieser Stela nahmen wir einen Papierabklatsch und ebenso von den vier mit Hieroglyphen bedeckten Seiten eines flachen, fast quadratischen Steines mit einem runden Loch in der Mitte. (Siehe Kopfleiste dieses Abschnitts.)



Rückseite einer Stela in Ococingo

Bei Doña Hermina sprachen viele Menschen vor. Unter andern auch ein alter Ranchero, der in der Gegend von Toniná sein Besitztum hatte. Er erbot sich, mit uns nach seinem Rancho zu reiten, wo wir übernachten könnten; er und sein Sohn würden uns zu den Ruinen führen. Wir nahmen das an und ritten am nächsten Tage fort. Es sind nur wenige Leguas bis zu dem Anwesen, das heute den Namen Toniná führt.

Dort machten wir einen kleinen Halt, um ein paar merkwürdige, mit Tier- und Menschenköpfen geschmückte Steine von quadratischer Form, mit rundem Loch in der Mitte, zu fotografieren. Weiterhin trafen wir einen prachtvollen Hieroglyphenstein als Stufe vor einer Tranca, das ist eine Stelle, an der der Viehzaun überschritten werden kann. Die nach oben gerichtete Seite ist mit dem Hochrelief geschmückt, das diese Stelen alle auf der den Schriftzeichen abgekehrten Seite zeigen.

Der Rancho, in dem wir übernachteten, war äusserst ärmlich, aber ziemlich nahe bei den Ruinen, zu denen wir uns am nächsten Morgen durch dichtes



Viereckige Steine mit rundem Loch, im Rancho Toniná

Gestrüpp einen mühsamen Weg bahnten. Ach, welch eine Enttäuschung harrte unser! Fünfzig Jahre hatten mehr zu zerstören vermocht als einige vorhergegangene Jahrhunderte. Zwar waren die Zimmer noch vorhanden, aber die Mauern zerbröckelten, durch das Dach waren Baumwurzeln gewachsen: Schlinggewächs und Gesträuch wucherte überall. Die in Stuck hergestellte Wandbekleidung, deren Reliefs und Malereien Stephens noch bewundert hatte, war bis auf kümmerliche Reste abgefallen. Fotografieren war unmöglich, da die Plattform des künstlichen Hügels zu klein war, um einen noch so geringen Abstand zu gestatten. Betrübt zogen wir wieder ab und ritten, um eine herbe Enttäuschung reicher, nach Ococingo zurück,

10*

aber doch mit der Ueberzeugung, dass lange und gründliche Arbeiten hier wohl noch manchen Schatz zu Tage fördern könnten, der von der üppigen Vegetation verdeckt ist.

Kaum waren wir zu Hause eingetroffen, als sich der Himmel bezog und es zu regnen begann. Da uns ein Zeitraum von fast zwei Monaten noch von der Regenzeit trennte und der Regen ohne Gewitter eintrat, glaubten wir, es sei nur eine der im Gebirge nicht seltenen »lloviznas«, der leichten Nebelregen, die nicht lange anzuhalten pflegen. Statt dessen regnete es unaufhörlich, regnete Tage lang, und wir waren zum unthätigen



Umgestürzte Stela als Trittstein benutzt

Stillsitzen gezwungen, da für die schauderhaften Wege kein Träger bei nassem Wetter zu haben war. Jeden Gedanken an Palenque mussten wir fahren lassen, da wir nicht warten konnten, bis sich der Himmel über der Sierra wieder geklärt haben würde. Auch war es mittlerweile Ende März geworden. Wir mussten endlich einmal Guatemala erreichen, das immer ferner zu rücken schien, je mehr wir uns ihm näherten.

Die regnerischen Tage wurden benutzt zur Ordnung des Herbars, zur Fertigstellung unserer Papierabdrücke. Aber um diese zu härten, müssen sie mit einem Gemisch von Spiritus und Kopallack überzogen werden, und dieser war nicht aufzutreiben, da die Kirche gerade frisch gestrichen

wurde und der Herr Pfarrer zu dem Zwecke den letzten Rest davon gekauft hatte.

Wir wurden wenigstens gut verpflegt und hielten mit Doña Hermina gute Freundschaft. Zur Belohnung erhielten wir von ihr als Gastgeschenk ein sehr schönes altes Gefäss mit einem Deckel in Fischgestalt und mit Hieroglyphen geschmückt, von schwärzlicher Farbe und mit einer feinen Glasur überzogen, wie ähnliche aus Tabasco, Yucatan und Guatemala bekannt sind. Sie scheinen Handelsware gewesen zu sein, ebenso wie die schönen bunten Töpferwaren von Cholula. (Siehe Schlussbild dieses Abschnitts.)

Dieses hübsche Gefäss entstammte einer Schatzgräberei und war durch Erbschaft in Doña Herminas Besitz gelangt. Seit dem Indianeraufstand von 1712 ist nämlich unter den Ladinos der Gegend von Ococingo der Glaube verbreitet, dass ein Teil der aus den geplünderten Städten geraubten Kirchenschätze in dem Cerro de S^ta^ Teresa, den die Indianer Caaná nennen, einem Hügel im Norden von Ococingo, vergraben worden sei; gerade wie in dem heiligen »schwarzen Berge« von Oxchuc. Um diesen Schatz zu heben, verbanden sich etliche Bürger von Ococingo und gruben unter Aufwendung nicht unerheblicher Mittel nach. Schätze fanden sie nicht, aber ein altes Grab und darin Gefässe und etliche andere Gegenstände. Die schönsten davon — man beschrieb uns z. B. eine Eidechse aus Nephrit — wurden an den bereits mehrfach erwähnten Licenciado Vicente Pineda geschickt. Der ist inzwischen gestorben, und niemand wusste uns zu sagen, wo die Stücke geblieben seien. Ein zweites kleineres Gefäss von gleicher Mache, dem leider der Deckel fehlt, ein Stückchen Nephrit und ein hübscher Spinnwirtel, die wir im Dorfe auftreiben konnten, waren die einzigen Ueberbleibsel dieses Fundes.

Schlimmer als wir waren unsere Pferde daran. Da trockenes Maisstroh nur wenig zur Stadt herein gebracht wurde, und zumal bei diesem Regenwetter kein Indio sich mit Zacate sehen liess, schickten wir einen Jungen aus, um Gras zu schneiden. Er kam stundenlang nicht wieder und endlich mit leeren Händen. Ja, meinte er, es regne ja, da könne man doch nicht arbeiten. Thatsächlich ruht alle Arbeit im Freien, während es regnet, weil sich die Leute vor dem Nasswerden fürchten.

Inzwischen hatte die Gaststube einen neuen Einwohner bekommen, einen Comiteco, der hier herum Geschäfte zu erledigen hatte: Vieh- und Landkäufe und ähnliches. Er sass auch fest und richtete sich in der entgegengesetzten Ecke des Raumes ein. Er war ein lebhafter, kluger Mann, so recht was der Spanier mit »muy formal« bezeichnet, und seine Bekanntschaft war für uns sehr angenehm und nützlich, auch für unsern späteren Aufenthalt in Comitan, wo er eine geachtete Stellung einnahm. — Als ich einmal bei einer Unterhaltung zugegen war, die er mit einem

Manne aus Ococingo führte, wobei sich beide in landesüblicher Weise nach ihren Familienbeziehungen ausfragten, meinte er: »Sie müssen doch Don Fulano de Tal gekannt haben? Nun, der war mein Vater, ich bin sein natürlicher Sohn.« Eine Aeusserung, die mein an europäische Heuchelei gewöhntes Herz durch ihren Freimut in Erstaunen setzte, durch die Selbstverständlichkeit, mit der sie gethan wurde, erfreute.

Endlich schien der Himmel Erbarmen zu fühlen. Ist es schon kein Vergnügen, im heimischen Gebirge einzuregnen, um wie viel schlimmer in den Tropen! Es wurde unter dem Regen empfindlich kühl, das Thermo-



Ococingo

meter zeigte 14°. Da die Häuser keine Fenster haben, müssen tags über alle Thüren offen stehen; das Dach hat stets schadhafte Stellen, durch die es hereinregnet. Und da auch nirgends Einrichtungen bestehen, die wir uns gewöhnt haben für unentbehrlich zu halten, werden Schmutz und Nässe oft recht empfindlich.

* * *

Nun trat die Trägerfrage wieder einmal gebieterisch an uns heran. Der Jefe, der uns sonst überall half, war in Amtsgeschäften abwesend. Es blieb nichts übrig, als uns an einen Mann zu wenden, der auf seinem

ausgedehnten Besitz indianische Arbeiter verwendete, mit der Bitte, uns einige davon als Träger zu überlassen. Man wird fast an Leibeigenschaft gemahnt bei solchen Verhältnissen. Alle Verhandlungen hatten wir mit dem Arbeitgeber zu führen, dieser bekam das Geld und stellte die Bedingungen. Der Preis, den er verlangte, war unverschämt. Zudem wollte er nur Leute schicken, wenn es nicht regnete. Und obgleich alle unsere Freunde im Ort über die Forderung entrüstet waren, so blieb uns doch nichts übrig, als darauf einzugehen, da niemand andern Rat wusste.

Glücklicherweise regnete es am nächsten Morgen nicht und wir konnten aufbrechen. Eine volle Woche waren wir in Ococingo gewesen, und was hatten wir erreicht? Wir hatten uns davon überzeugt, dass die Spuren von Toniná im Verschwinden sind, dass hier bald gearbeitet werden muss, wenn überhaupt noch auf Ergebnisse gehofft werden darf; wir brachten ein paar Papierabklatsche mit, einige Fotografien, einige Thongefässe! Eine recht ärmliche Ausbeute. Aber die Reise durch Chiapas hatte uns Bescheidenheit gelehrt und unsere Ansprüche stark herabgemindert. Es war oft schwer, gutes Muts die Mühseligkeiten des Reiselebens zu ertragen, die durch keinerlei oder gar zu geringe Erfolge wettgemacht wurden. Wie leicht trägt sich alles, wenn etwas erreicht wird. Wie lastet alles auf einem, wenn der erhoffte Erfolg ausbleibt.

Da auch Don Mariano Armendarez, unser Stubengenosse, das aufklärende Wetter zur Abreise benutzen wollte, gedachten wir zusammen zu reiten, aber unsere Träger liessen warten, und so kamen wir, wie gewöhnlich, später fort, als beabsichtigt. Der Weg führte zuerst durch den Busch im warmen Thale entlang, dann über das schöne, klare Wasser des Jataté. Danach war während einiger Stunden sehr langweiliger Ocote-Wald zu durchreiten, der der märkischen Kiefernhaide nur allzu ähnlich war. Am Nachmittage war S. Carlos erreicht, jetzt ein Ladino-Dorf. Die Indios haben sich, als die Ladino-Bevölkerung sich vermehrte, einige Leguas entfernt, in Laguna, angesiedelt, weil sie für sich bleiben wollen. — Es gab einen bescheidenen kleinen Meson, dessen Preise recht unbescheiden waren.

Abermals wurde am nächsten Morgen unser Aufbruch verzögert, weil die Lasttiere erst von der Weide geholt werden mussten, deren Besitzer, Pablo Vasquez, ein spanisch redender Indio, und sein kleines, niedliches Mädchen — Indianerkinder sind immer hübsch — uns bis nach Comitan begleiteten. Wieder begann der Tagemarsch mit einem Ritt durch Kiefernwald, aber bald ging es hinunter in die vom Rio Saconijá durchströmte, malerische Schlucht, die auf guter Brücke überschritten wurde. Nachdem wir am jenseitigen Ufer steil bergan geritten waren, kamen wir in schönen, hochstämmigen Wald, in dem der Weg stetig sanft aufwärts führte. Auf der Höhe trat wieder Kalkgestein auf mit Eichen bestanden,

auf denen eine Fülle von Orchideen blühte. Der Weg wand sich um eine Berglehne herum und führte in ein enges, mit üppiger Vegetation erfülltes Thal. Hier fiel uns ein schlanker Baum mit Fiederblättern auf, und da er gerade in Blüte stand, wollten wir einen Zweig davon in unsere Pflanzenpresse legen. Als aber mein Mann ein Stück davon abschnitt, brachen Scharen von Ameisen aus der Schnittfläche hervor, deren er sich nur mit Mühe erwehren konnte. Die mit Ameisen gefüllten, langen, dicken Dornen einer Akazienart waren uns wohl von früher her bekannt. Hier aber schien das Holz selbst den Tieren als Wohnung zu dienen. Sicher besteht auch in diesem Falle ein gegenseitiges Schutz- und Trutz-Bündnis



Schlucht des Rio Saconijá

zwischen der Pflanze und dem Tier. Wir trafen diesen schönen Baum später noch einigemal, hüteten uns aber von jetzt ab wohlweislich, ihm zu nahe zu kommen oder ihn gar zu verletzen.

Aber diese Pracht und Schönheit währte nicht allzu lange. Bald kamen wir wieder in den weithin sich dehnenden Ocote-Wald, dessen Eintönigkeit durch viele stattliche Ranchos und Hacienden, von verschiedenartigen Pflanzungen umgeben, unterbrochen wurde. Bei Vergel durchströmt ein Flüsschen einen Wiesengrund und wühlt sich dann in tiefer, enger Schlucht durch weiches Kalkgestein. Eine überdachte Brücke überspannt den Spalt und jenseits liegt das zur Hacienda gehörige, ein-



Brücke bei El Verjel

fache Unterkunftshaus. Nahebei liegen ausgedehnte Ruinen von Häuserfundamenten, in breiten Terrassen übereinander geordnet. Es scheint, dass hier eine grosse Siedelung war. Der nächste Reisetag brachte kaum Abwechslung. Auf langen, wieder mit Kiefern bestandenen Bodenschwellen ritten wir hin, den Abhang des hohen Gebirges in weiter Ferne zur Linken. Nur die ausnehmend schöne und stattliche Hacienda von Bajucuc war erfreulich zu sehen. Dann gab es hier und da einen Blick in hübsche Waldschluchten, und Nachtquartier machten wir im Unterkunftshause der grossen Hacienda von Yaxjá, inmitten prächtiger Weidegründe. Nach Comitan blieben nur noch wenige Leguas auf gutem



Hacienda Vergel

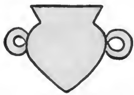
Wege. Nur der Abstieg ins breite Thal hinunter, mit dem Blick auf die hübsch auf dem Berge gegenüber gelegene Stadt, war steinig. Eine Strecke gings im Thal und schliesslich auf schauderhaftem Pflaster den Berg hinan, in die Stadt hinein. Der letzte Ort vor der Grenze war erreicht.

* * *

Das freundliche Comitan (in der Indianersprache der Gegend heisst es Balun kanal, d.i. »Neun Sterne«) macht fast einen italienischen Eindruck: überall hängen Rosen und andere mit bunten Blüten bedeckte Ranken und Büsche über Mauern und Vordächer. Die rechtwinkelig angeordneten

Strassen sind nicht überall geebnet, sondern laufen über den Felsboden hin; die Häuser sind fast alle sauber getüncht, in weisser, blauer, rosa Farbe. Im Innern der Stadt, dessen Kern das alte Dominikanerkloster und die Kirche bilden, giebt es manch stattliches Steinhaus. Comitan besitzt drei Dinge, die man weithin rühmt: seinen Schnaps, seine Frauen und seine Dulces. Der Comiteco ist ein Zuckerbranntwein, der einen ausgezeichneten Ruf geniesst. Die Frauen sind als energisch und handelskundig bekannt. Sie besorgen die Geschäfte, während die Männer auf den Ranchos nach dem Rechten sehen. Und jeder Geschäftsreisende, der in Comitan war, wird erzählen können, dass er meist mit der weiblichen Bevölkerung zu thun hatte. Die Dulces bestehen aus Fruchtpasten, die in kleinen, runden Holzschachteln verkauft werden. Solche Leckereien werden überall im Lande verfertigt und hauptsächlich eignet sich die heimische Guajave und der Pfirsich dazu.

Die Einwohner sind heiter und liebenswürdig, das Leben nicht teuer, da viele Indianer umher wohnen und alle wünschenswerten Esswaren zur Stadt bringen. Zacate, d. i. das trockene Maisstroh, das den Pferden als Futter dient, kam in Mengen zur Stadt, so dass unsere Tiere sich reichlich sattfressen konnten. Auch das Gasthaus war gut, und alle Leute, mit denen wir zu thun hatten, kamen uns freundlich entgegen. Don Mariano, unser Zimmergenosse von Ococingo, führte uns eines Nachmittags sogar in den Klub, der sehr hübsche Räume und auch ein Klavier besass. Er hatte auch schleunig etliche Klubmitglieder von dem bevorstehenden Besuche unterrichtet, die ebenfalls dorthin kamen. Und so lernten wir gleich einige der feinsten Leute kennen — natürlich nur Herren, die leider nicht recht wussten, was sie mit mir anfangen sollten, da ich nicht einmal Klavier spielen konnte!


Hieroglyphe von Comitan

Altertümer? Ja, damit war wieder nicht viel. Eine kleine Steinfigur besass der Pfarrer, sie stellte eine etwas rätselhafte Tiergestalt vor, die den Kopf mit den beiden, menschlich geformten Händen stützte. Eine andere stand im Hofe eines sehr sauberen, stattlichen Hauses. — Nachdem wir schon zwei Tage lang Umfrage gehalten hatten, wies man uns an Fernando Vasquez, einen spanisch redenden Indianer, der so eine Art Häuptling — natürlich kein Cooperscher Mahega — und mit den Altertümern der Gegend vertraut war. Er erzählte uns von dem Hügel ganz nahe bei der Stadt, Hun Chavin, d. h. »Ein Adler«, genannt, auf dem man, als vor etwa zwanzig Jahren dort Maisfelder angelegt wurden, mancherlei gefunden habe. Von dem Verbleib der Sachen wusste er nichts; es sei wahrscheinlich das meiste zerschlagen. So geht



Strasse in Comitan



Gehöft in Comitan

es heute noch. Wenige Wochen, bevor wir angelangt waren, war man bei den Arbeiten zur Herstellung der neuen Fahrstrasse nach S. Cristobal auf einen unterirdischen Raum gestossen, der mehrere gemalte Gefässe enthielt;



Steinfigur von Comitan — im Hofe eines Privathauses

man kümmerte sich nicht darum, schüttete das Loch wieder zu und baute ruhig weiter. Diese Altertümer sind also der Mitwelt verloren. Und dabei hatte die Regierung vor wenigen Jahren im ganzen Lande solche Dinge sammeln lassen, um die Columbus-Ausstellung zu beschicken. Wussten

denn die Ingenieure, die den Strassenbau leiten, gar nichts von der Vergangenheit, oder liegt ihnen nichts daran? Wir waren sehr ärgerlich, aber ändern liess sich leider nichts mehr.

Natürlich stiegen wir auf den »Hun Chavin«. Oben standen zwei künstliche Hügel, vermutlich die Fundamente alter Heiligtümer. Alles umher war mit Mais bestellt, am Abhang des Berges war eine Quelle.

Nachdem wir uns ungern überzeugt hatten, dass nichts zu finden war, brachen wir nach drei Tagen auf. Aber trotz aller bisherigen Enttäuschungen, trotz des vielen vergeblichen Hin- und Herreitens, gedachten wir doch, den Umweg über Chaculá nicht zu scheuen, den uns unsere Freunde in Comitan anrieten. Wir würden dort sicher finden, was wir suchten, da ständen die alten Steingötzen schon auf der Treppe zum Hause. Nun, unser Glaube war gering. Aber schon um einen deutschen Landsmann in so weltferner Gegend zu begrüssen, sollten die wenigen Leguas nicht gescheut werden.



Glasiertes Thongefäss aus Ococingo ($^1/_3$ der nat. Grösse)



Der Sonnenstein von Grácias á Dios

SIEBENTER ABSCHNITT.

Von Comitan bis Guatemala.

29. März bis 17. April 1896.

Palmsonntag. — Zapaluta. — Tepancuapam. — Belebte Hoffnungen. — Zacchaná und Grácias á Dios. — Die Trinidad. — Ein Spazierritt. — Karst. — Chaculá. — Ostern. — Landstrassen. — Ein Grenzort. — Im Thal des Rio Dolores. — S. Andres. — S. Marcos. — Jacaltenango. — Die Cuesta de la Concepcion. — Chuh und Mam. — Todos los Santos. — Ueber die Sierra Madre. — Chiantla. — Vampyre. — Wegbeschreibung. — Soldaten und Gefangene. — Rio Chixoy. — Sta. Maria. — Wasser in trockener Zeit. — Utatlan. — Sta. Cruz Quiché. — Die fruchtbare Ebene und Kolonisationsgedanken. — La Garruche. — Poaquil. — Schulgedanken. — Comalapa. — Die Ebene. — Chimaltenango. — Barrancas und kein Ende. — Letzte Rast. — Mixco. — Die Miradores. — Am Ziel.

»Mañana« hiess es auch in Comitan, wie schon so oft auf dieser Reise. »Mañana« hat uns so manchen Tag gekostet, aber dagegen ist noch kein Kraut gewachsen. Die Leute leben hier zeitlos, und der Spruch, dass Zeit Geld ist, ist für das spanische Amerika noch nicht gesprochen.

Trotzdem ritten wir am 29. März ab. Es war Palmsonntag und es begegneten uns zahlreiche Indios mit den schnörkelhaft verzierten Palmengebinden, die sie zur Kirche trugen. In allen Gehöften und an den Wegen waren die steinernen und hölzernen Kreuze mit Palmen und schönen rosenroten Tillandsien-Blüten geschmückt.



Altes Thongefäss von Zapaluta

Wir ritten nicht auf dem direkten Wege nach Chaculá, sondern zuerst auf der Strasse nach Zapaluta. Ach, wie oft hatten wir uns schon durch falsche Nach-

richten über Altertümer vom geraden Wege ablocken lassen! Aber immer wieder folgten wir der Versuchung, immer wieder voll neuer Hoffnung. War doch unser Weg durch Chiapas in archäologischer Hinsicht eine Kette von Enttäuschungen gewesen. — Ausser einigen unbedeutenden Stücken in einem benachbarten Rancho war auch in Zapaluta nichts zu finden. Aber beim Schulmeister, der den erstaunlichen



Hieroglyphensteine von Zacchaná (1/6 der nat. Grösse)

Namen Don Polycromio führte, wurden wir dank einem Empfehlungsbriefe freundlich aufgenommen und schliefen recht gut auf den sauberen Steinfliesen seiner Sala.

Früh am Morgen brachen wir auf, bei dickem, feuchtem Nebel. Durch hübschen, lichten, nicht hohen Wald ging zuerst der Weg, später durch Felder: eine ziemlich reizlose Gegend. Hun kanal (Ein Stern) ist

eine grosse Hacienda, zu der ein grosses, unordentliches Dorf gehört; in der Nähe sahen wir ein paar künstliche Hügel. Aber unsere Frage nach Altertümern war vergeblich. Ich hätte mich nachgerade schon gewundert, wenn es anders gewesen wäre. Es wurde uns sogar gesagt, dass die Besitzer es nicht liebten, wenn die Hügel durchforscht würden. Diese Abneigung hat wohl ihren Grund in der Schatzgräberei, die die Leute zum Durchstöbern der Tumuli veranlasst und der natürlich ein vernünftiger Mensch nicht gerne Vorschub leistet.

Je mehr wir uns der grossen Lagune von Tepancuapam näherten, um so dichter wurden die künstlichen Hügel; stundenlang ritten wir zwischen solch grasbewachsenen alten Häuserfundamenten hindurch: es muss eine stark besiedelte Gegend gewesen sein. Aber alle Fragen in Dörfern und Ranchos waren vergeblich; alles war zerbrochen oder fortgeworfen in abergläubischer Furcht. Denn hier wussten die Leute noch nicht, wie in der vielbereisten Gegend von Oaxaca oder auf dem Isthmus, dass solche Dinge von den närrischen Fremden begehrt und sogar bezahlt werden. Der grosse See blieb links liegen, ohne dass wir ihn zu Gesicht bekamen. Aber die Hacienda, in der wir um Nachtlager baten, führt den gleichen Namen, der wahrscheinlich der alten, weit ausgedehnten Ansiedlung zukommt. Tepancuapam ist Besitztum der Familie Roman, deren verschiedene Zweige in der Gegend umher begütert sind, und denen die stattlichen Hacienden gehören, deren schlossartige, weiss schimmernde Gebäude wir auf dem Wege überall aus dem Grün hatten hervorleuchten sehen. Wir wurden sehr gastlich aufgenommen und verplauderten einen angenehmen Abend. Zumal die älteste Tochter verriet für dortige Ansprüche nicht gewöhnliche Bildung, sie war lebhaft und unternehmungslustig, ja sie plante eine Europareise gemeinsam mit einer Freundin, und nur der Mangel an Sprachkenntnissen liess ihr das Unternehmen in noch etwas ungewissem Lichte erscheinen.

Am nächsten Tage begann uns das Schicksal ein freundlicheres Gesicht zu zeigen. Wir kamen nach Zacchaná, wo wir unter dem Portal im Pflaster des Fussbodens einen gut erhaltenen Hieroglyphenstein fanden und ein Stückchen weiterhin einen zweiten. Der Besitzer liess mit sich reden: er verkaufte uns die Steine, die wir sofort ausbrachen, um sie später durch Maultiere abholen zu lassen.

Weiter gings nach Grácias á Dios, wo im Hofe auf dem steinernen Unterbau, der ein grosses hölzernes Kreuz trug, ein Altertum stand, das unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war ein viereckiger Stein von mässiger Grösse, auf dessen Oberseite sich ein kreuzförmiges Loch befand. Die vier Seiten waren mit Relief verziert. Die beiden langen Seiten zeigten ein Sonnengesicht in der Vorderansicht, die beiden kurzen im Profil. Der übrige Raum war von Rankenwerk ausgefüllt, dazwischen waren die runden

Perlen zu sehen, die in den mexikanischen Bilderschriften Zahlen bedeuten. (Siehe Kopfleiste.) Zwischen Zacchaná und Grácias á Dios waren wir an den schlichten, weissen Grenzsteinen vorbeigeritten, die Mexiko von Guatemala trennen.

Wir durchritten wundervolle Gegend; eine wahre Parklandschaft; kleine Wiesenthäler, von buschbewachsenen Hügeln umgeben, wechselten mit malerischen Hohlwegen. Trotz der vorgerückten Jahreszeit war alles grün, und auch manch seltsame Blüte fand den Weg in unser Pflanzenbündel. Das erste Mal in meinem Leben fand ich hier eine wirklich schwarze Blüte an einer Berglehne im Walde.



Steinfiguren in der Vorhalle der Trinidad

Wir hatten in Zacchaná und in Grácias á Dios Aufenthalt gehabt. Es war spät, und da der Himmel sich bewölkte und ferner Donner sich hören liess, beschlossen wir, heute nicht mehr bis Chaculá zu gehen, sondern in der Trinidad um Nachtquartier zu bitten. Hier waren wir im Hause des liebenswürdigen Don Eduardo, eines Sohnes des Besitzers von Chaculá. Die Besitztümer bilden einen grossen zusammenhängenden Komplex, zu dem noch verschiedene Ranchos gehören. Sie liegen in jener Gebirgsregion, die nicht den scharfen Gegensatz der Jahreszeiten kennt, wie die der Küste näheren Gebiete. Freilich regnet es im Sommer auch hier mehr und regelmässiger als im Winter, aber von den dicken,

schier undurchdringlichen Wäldern im Norden, die sich bis zum Usumacinta hinunter ziehen, werden fortwährend Nebel herüber geweht und das Klima kommt daher dem der gemässigten Zone so nahe, als es unter diesen Breiten überhaupt möglich ist. Es war gut, dass wir nicht weiter geritten waren, denn bald gabs einen tüchtigen Regen, der sich in eine Llovizna (Nebelregen) auflöste.



Sonnenstein im »Cimarron«
1/3 der nat. Grösse

Wie wir die Vorhalle und das Zimmer betraten, hüpfte unser Herz vor Freude, denn eine stattliche Reihe steinerner Figuren grüsste uns. Von schönen und seltsamen Thongefässen erzählte Don Eduardo, die aus Höhlen stammten, aber leider zerbrochen seien. Doch würden wir in Chaculá mehr dergleichen finden. Wir waren wie erlöst: der Bann der getäuschten Hoffnungen und Erwartungen war von uns genommen, der die letzten Wochen so schwer auf uns gelastet hatte. Und da unser freundlicher junger Wirt uns aufs Liebenswürdigste alle kleinen Bequemlichkeiten

seines Junggesellenheims zur Verfügung stellte, streckten wir uns behaglich aufs Lager, gehoben durch erwartungsvolle Spannung auf die Dinge, die uns die nächsten Tage bringen sollten.

Am Morgen machten wir mit Don Eduardo einen Spazierritt, der unsern froh erwachten Hoffnungen noch grössere Lebenskraft einhauchte. Nachdem wir über arg zerklüftetes Gelände — wir befanden uns in karst-



»Piedra Redonda«

artigem Kalkgebirge — hinabgestiegen waren, gelangten wir in einen sanften, weit ausgedehnten Wiesengrund von parkartigem Charakter. Kleine, von Buschwerk überwachsene Stufenpyramiden fanden sich verstreut, und vor zweien lagen grosse, runde, mit Relief verzierte Steine, von denen wir in aller Schnelligkeit Papierabdrücke machten. — Der Wiesenplan, auf dem der eine lag, wurde von den Leuten »El Cimarron« genannt; den andern Stein bezeichneten sie kurzweg als die »Piedra Redonda«. Auf dem

Rückwege wurde eine Stelle besucht, wo sich ein tiefer, brunnenartiger Einsturz zeigte, wie er ja auch in unsern heimischen Kalkgebirgen nicht selten ist, aber in solcher Ausdehnung wohl kaum vorkommt. Wir zählten bis zwölf, ehe der hinabgeworfene Stein auf dem Boden des Schachtes aufschlug. Diese tiefen Einbrüche, die Höhlen und steil abfallenden, wie abgebrochen erscheinenden Schluchten sind sehr charakteristische Merkmale dieses zerrissenen Karstgebietes, das aber vor den europäischen Gegenden gleicher Formation die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses voraus hat, der mit Bäumen und Büschen seine Höhen, mit saftigem Weidegrund seine Thäler und Schluchten, mit Ranken und Blüten seine Abhänge überzieht. — Ausser der anmutigen Landschaft und dem bisher leider nicht häufigen Anblick interessanter Altertümer, der wohl geeignet war, unsern gesunkenen Mut neu zu beleben, bot mir dieser Morgenritt noch ein ganz



Pyramide bei Chaculá

besonderes Vergnügen: Don Eduardo hatte mir ein gutes Pferd satteln lassen. Ein gutes, lebhaftes Pferd unter sich zu fühlen, nachdem man wochenlang einen müden und eigensinnigen Gaul hat vorwärts drängen müssen, ist eine unbeschreibliche Wonne. Und Dankbarkeit im Herzen gegen Don Eduardo, der diesen Morgen so genussreich für uns gestaltet hatte, ritten wir am Nachmittage die wenigen Leguas nach Chaculá.

Nachdem wir den Fuss eines Hügels umritten hatten, dessen Spitze die Reste einer stattlichen Pyramide trägt, sahen wir vor uns die reihenweis geordneten Hütten der Hacienda-Arbeiter, überragt von dem rot und weissen Ziegeldach eines stattlichen Herrenhauses. Wie wir näher kamen, gewahrten wir allerdings, dass dieses Haus erst im Bau und vorläufig noch nicht bewohnbar war. — Da wir von der Trinidad aus schon angemeldet waren, wurden wir erwartet; der Fussboden des Raumes, der uns auf-

11*

nehmen sollte, war nach dortiger Sitte mit Tannenzweigen bestreut, zwei Lagerstätten für uns bereitet, an denen mich nichts so sehr erfreute, als die saubere Bettwäsche, die erste seit Tehuantepec!

Wir fanden in Herrn Gustav Kanter einen Mann, der mit den Verhältnissen des Landes genau vertraut war, mit seinen Indianern wohl umzugehen wusste und ein lebhaftes Interesse für die Vergangenheit der Scholle besass, die ihm zur zweiten Heimat geworden war; einen Mann,



Steinfigur aus Quen-Santo

der den Resten, die sich auf dieser Scholle befanden, schon vielfach nachgespürt hatte. So kam es, dass wir ihm nicht nur als Landsleute willkommen waren, sondern dass auch unsere Zwecke sein Interesse erregten und seine thätige Unterstützung und Förderung fanden.

Ein sonderbares Spiel des Zufalls war es, dass mein Mann und Don Gustavo sich äusserlich merkwürdig ähnlich sahen: dieselbe hagere Figur, derselbe Bart; die Haltung zu Pferde und der breitrandige Filzhut ver-



Chaculá

vollständigten die Täuschung, der sogar der junge Kanter in einiger Entfernung unterlag. Auf der ganzen Strecke zwischen Chaculá und Huehuetenango, ja bis nach Quezaltenango hin wünschte man von meinem Manne Pferde, Jungvieh, Mais zu kaufen, und es kam oftmals zu recht ergötzlichen Auftritten.

Am nächsten Tage führte uns unser Wirt eine Strecke waldeinwärts, wo wir nach kurzer Wanderung auf einer buschbewachsenen, künstlichen Plattform vor den Ueberresten einer schön gegliederten, nicht sehr hohen Pyramide von ziemlicher Breitenentwicklung standen. Sie zeigte auf ihrer



Zwischen Chaculá und Huaxac kanal

obersten Stufe drei kleinere Gebäude — eine Form, die uns in dieser Gegend noch öfter begegnete. Auch unterwegs gingen wir an etlichen kleineren, pyramidenartigen Bauten vorüber, von denen manche die Spuren gewaltsamer Zerstörung zeigten, die Spuren der Schatzgräber, der grössten Feinde aller alten Baudenkmäler.

Unsere Absicht war gewesen, am Donnerstag wieder abzureiten, aber da es in der Osterwoche war, und die Indios es für eine Entheiligung ansehen, wenn man am Jueves Santo reist, so setzt man sich den grössten Unannehmlichkeiten, ja der Gefahr der Steinigung aus und bleibt lieber, wo man ist. Zudem sind Gründonnerstag und Charfreitag zwei Tage, an

denen die ganze Bevölkerung sich betrinkt, während das an andern grossen Feiertagen nur immer die Einwohner des Ortes thun, dessen Patron an dem Feste unmittelbar beteiligt ist.

Da wir nun weder Donnerstag noch Freitag fortgeritten waren, so wurde auch am Sonnabend noch nichts daraus, sondern es wurde ein Ausflug nach den Höhlen unternommen, nach jenen Höhlen, von denen uns schon Don Eduardo in der Trinidad erzählt hatte, nach jenen Höhlen, deren seltsame



Räuchergefäss aus Quen-Santo
$^{1}/_{10}$ der nat. Grösse.

steinerne Bewohner uns von den Stufen des Holzbaues grüssten, der uns in der Hacienda zum Aufenthalt diente.

Nachdem wir etwa zwei Stunden, oder etwas länger, über Wege, wie sie das Kalkgebirge leider mit sich bringt, geritten waren, erreichten wir die Stelle, wo abgesessen werden musste, weil es nun über Gestrüpp und Wurzeln ohne Pfad zum Eingang der Höhlen zu gelangen galt. Wir fanden dort überall umhergestreute Scherben von Gefässen seltsamster Formen, Steinfiguren, Bruchstücke von solchen, aufgerichtete Steine. Kurz,



Höhleneingang mit einem Idol



Felswand bei den Höhlen

bei Quen-Santo

eine lockende Aussicht auf Dinge, die des Archäologen und Ethnographen Herz höher schlagen lassen. Herr Kanter erzählte, dass er vor etwa zwei Jahren die Höhlen zum ersten Male betreten habe, beschrieb, was er damals gefunden, wer die verschiedenen Stücke erhalten habe, von denen leider das meiste heute zerbrochen sei. Nur was er selbst in die Hacienda habe heraufschaffen lassen, sei wohlerhalten. Die Indios nennen die Lokalität »Quen-Santo«, worin das indianische Wort »Quen« Höhle bedeutet, während der Ausdruck »Santo« ganz allgemein gebräuchlich ist für alte Idole. »Santos de los Antiguos« hört man überall als Bezeichnung heidnischer Götterbilder. Ein Hauptstück des damaligen Fundes, eine sehr seltsame, grosse Thonvase, wahrscheinlich ein Räuchergefäss, befand sich wohlerhalten oben in Chaculá und wurde von seinem Besitzer dem Museum für Völkerkunde zu Berlin geschenkt, wo es heute eine Zierde der mittelamerikanischen Sammlungen bildet.

Neben dem Raum, den wir auf der Hacienda bewohnten, einem aus starken Brettern wohlgefügten Bau, der später, wenn erst das begonnene Haus vollendet wäre, einen Vorratsraum abgeben sollte, befand sich ein zweiter ähnlicher Raum, aber ohne Vorderwand. In diesem stand ein Muttergottesbild; hier war die vorläufige Kirche der Hacienda. Am Ostersonntage kamen die Indianer aus den umliegenden Ranchos, hier ihre Andacht zu verrichten. Das Holzkreuz auf dem Platze vor dem Hause war mit Blüten umwunden, vor der Madonna brannten Kerzen; Männer und Weiber trugen frisch gewaschene Hemden.

Es war kühles, regnerisches Aprilwetter eingetreten; so kostete es keine allzu grosse Ueberredung, uns noch ein paar Tage festzuhalten, während welcher die festen Verabredungen für unsere Wiederkehr getroffen wurden. Was wir in der kurzen Spanne gesehen hatten, liess uns eine solche erwünscht erscheinen, und Herr Kanter gewährte uns willig die Erlaubnis, auf seinem Grund und Boden Ausgrabungen nach unserm Ermessen vorzunehmen. So war denn der Abschied, den wir nach mehrtägigem Aufenthalte nahmen, nur ein vorübergehender. Wir hatten die Stätte gefunden, die uns viel Mühe und Arbeit bringen sollte, aber auch Erfolg und manche Freude.

* * *

Bisher war es mir oft erschienen, als ob Guatemala stetig vor uns zurückweiche, als ob wir ihm nicht näher kämen, sondern immer noch unendlich entfernt wären. Jetzt endlich, da uns höchstens noch eine Woche von diesem Ziele trennte, schien es in erreichbare Nähe gerückt. Es wurde Zeit. Wir und unsere Pferde waren müde. Ich war nicht mehr fähig, voll und frisch alle neuen Eindrücke in mich aufzunehmen und

festzuhalten, und nur der Thatsache, dass wir einen Teil des Weges bei unserer Rückkehr nach Chaculá noch einmal zurücklegten, verdanke ich es, dass er sich mir eingeprägt hat. Zumal die letzten Tage wurden durch Hitze und Staub doppelt ermüdend. Auch war es die Jahreszeit, in der in Wald und Feld die Feuer entzündet werden, um ohne Mühe den Boden zur neuen Aussaat, zum neuen Weideland geeignet zu machen. Diese



Feuer erfullen mit Rauch und Qualm die Luft, fast wie der Höhenrauch die nordwestdeutschen Länder. Es ist eine grosse Verschwendung von Bodenkraft, eine Verwüstung von Wald, die auf diese Art getrieben wird. Aber die Erde ist hier so reich und ergiebig, Wald ist genug vorhanden; an rationelle Wirtschaft denkt niemand. Und so ist es am bequemsten; also wird ruhig weiter gebrannt.

Oft während der letzten Wochen, wenn wir über die schlechten Wege geklagt hatten, tröstete man uns damit, dass wir jenseits der Grenze, in Guatemala, vorzügliche Strassen finden würden. Ich will hier gleich bemerken, dass es in Guatemala einige gut angelegte Strassen giebt, deren Zustand aber je nach der Beschaffenheit ihres Untergrundes und je nach der Jahreszeit gerade so gut und so schlecht ist wie der der mexikanischen Strassen auch, wie das ja in tropischen Landstrichen kaum anders zu erwarten ist. Man bedenke nur, welche Verheerungen ein Gewitterregen, ein Schneewinter auf unsern Alpenstrassen anrichtet, und stelle sich dann die Schwierigkeiten vor, die durch Monate lang täglich wiederholte Regengüsse entstehen müssen; man bedenke, welche Arbeitskräfte jährlich zur Instandhaltung unserer Verkehrswege notwendig sind, und vergesse nicht, dass Mexiko und Guatemala dünn bevölkert sind. Man wird bescheiden und freut sich schon, wenn man überhaupt eine befestigte und leidlich angelegte Strasse findet, anstatt des alten Indianerpfades, der, unbekümmert um alle Schwierigkeiten, am liebsten die kürzeste Linie zwischen zwei Punkten wählt.

Vorerst hatten wir für die nächsten Tage einen echten, rechten Gebirgsweg vor uns. Von Chaculá aus geht es ein Stück durch Wald- und Kalkgebirge, ähnlich oder sogar noch ein wenig schlechter, als wir von den letzten Tagen her gewöhnt waren. Bald gelangt man an einen klaren Bach, der die Ländereien des ärmlichen Viehranchos Chaquial durchfliesst. Das schöne Wasser, das zur Bewässerung grosser Pflanzungen ausreichen würde, endet in einer trüben Lache, deren Ufer von Vieh zerstampft und von modrigem Strauchwerk umgeben sind. Noch ein Stück weiter erreichten wir die grosse Strasse, die von Comitan direkt zum Grenzort Nenton führt, aber sie rechtfertigte durchaus nicht den guten Ruf, dessen sie sich erfreut. Durch Hügelgewirr hindurch erreichten wir das in tiefer, heisser Thalspalte gelegene Nenton, am Ufer eines der wasserreichen Flüsse, die, aus der Cordillere hervorbrechend, den grossen Rio de Chiapas bilden. Wegen seiner tiefen und eingeschlossenen Lage — nur 960 Meter über dem Meeresspiegel — ist es hier zu allen Jahreszeiten heiss und ziemlich ungesund. Es ist ein ganz neuer Ort, nur durch die Notwendigkeit entstanden, nahe der Grenze Zollhäuser und einen Militärposten zu unterhalten. Die Garita, das Zollhaus, auf dem Gebiete von Chaculá ist nur ein seitwärts vorgeschobener Posten für den Lokalverkehr. In Nenton aber findet die Grenzbehandlung der Arriero-Züge statt, die unter anderm auch den Comiteco, den berühmten Zuckerbranntwein von Comitan, bringen, der — wie aller Alkohol — in Guatemala einen hohen Einfuhrzoll zahlt.

Nahe dem Ufer des Flusses, abseits von den Hütten des Ortes, steht eine prächtige Ceiba, und flussabwärts sieht man Bananenhaine und das lichte

Grün von Zuckerrohrpflanzungen, wie im Thal des Flusses von Tehuantepec, in der Gegend von Totolapan. Wir schlugen unser Nachtlager in der Vorhalle des Gemeindehauses auf, was bei der grossen Hitze sehr angenehm war. Welcher Gegensatz zu den kühlen und regnerischen Nächten in Chaculá, wo wir uns trotz des geschützten Raumes fröstelnd in unsere Decken gewickelt hatten, wo wir aber auch vor Schlangen und Skorpionen keine Angst zu haben brauchten.

* * *



San Andres

Aus der Schlucht von Nenton emporsteigend, kommt man auf eine wellige, noch aus Kalk bestehende Fläche, wo viel gebrannt und gerodet worden, und wo infolge davon die Abhänge der Hügel mit niedrigem Strauchwerk bedeckt sind. Es folgt ein zweites Thal, von einem klaren Flüsschen durchströmt, das von schönen hohen Bäumen beschattet ist. Jenseits ist der Kalk zu Ende; rote kompakte Schiefer und Sandsteine treten auf, und mit dem Gestein ändert sich auch die Vegetation. Die Eichen verschwinden, die Nadelhölzer kommen wieder zur Herrschaft. Ein schöner Weg durch lichten Wald, immer ansteigend, durch buscherfüllte Schluchten, führt nach mehrstündigem Ritt zum Dorfe S. Andres. 1500 Meter über dem Meeresspiegel liegt es, auf einem Grate roten

Felsgesteins, der in die tiefe Thalspalte des Rio Dolores vorspringt. Ein prächtiger Blick von hier oben, von dem haushohen Kreuz, das auf dem Platz vor der Kirche, auf der höchsten Stelle des Grates, steht. Nicht weit davon sind die Fundamente einer alten Pyramide, darauf ein ärmliches Gehöft. Nach links hin blickt man in die tiefe Spalte des Flusses, jenseits auf schroffe Wände und hohe gezackte Kämme. Nach vorn aber übersieht man die weite Ebene des Flusses von Chiapas bis zu dem Felskegel von S. Bartolomé, dessen eigentümliche Gestalt sich scharf vom Horizonte abhebt. Das ganze weite Gebirgsland, das wir während der letzten Wochen durchstreift, und dessen recht ansehnliche Höhen und Tiefen uns aus eigenster Anschauung wohlbekannt waren, lag wie eine leicht gewellte, graugrüne Ebene vor uns. — Unmittelbar hinter den Hütten des Ortes steigt der Hang höher hinan, mit Kiefern bestanden, deren Grun sich von der warmen roten Farbe des Erdreiches prächtig abhebt. Die zum Dorf gehörigen Aecker sind tief unten im Thale, wo herrliche süsse Ananas gedeihen. Grosse Früchte wurden uns überall für einen Medio (etwa 12½ Pfennig) angeboten.

Der Weg geht auf der rechten Thalseite des Flusses weiter, Vorsprünge überschreitend, Seitenschluchten umkreisend. Gehölze wechseln mit Rodungen. Von hier bis nach Jacaltenango, dem Ziel des ersten Tagemarsches von Nenton aus, hat der Reisende eine starke Geduldprobe abzulegen: fast drei Stunden, bevor er erreicht wird, liegt der Ort in voller Deutlichkeit vor den Augen des müden Reiters. Nicht sehr lange, nachdem man S. Andres verlassen, wird er sichtbar, aber der Weg zieht hoch oben über dem Flusse an dessen rechter Seite hin, steigt dann in die tiefe Thalspalte hinunter, um jenseits zu noch grösserer Höhe wieder hinauf zu klettern.

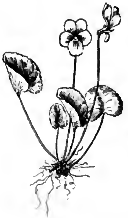
Es kommt viel Wasser den Berg herunter, und ehe es zum Flusse gelangt, bildet es auf der oberen Terrasse, auf der der Weg entlang geht, feuchte Wiesen, auf denen Pferdeherden weiden. Sie gehören zum Orte S. Marcos, der hart an der Berglehne, im Grün der Bananenpflanzen und Laubbäume versteckt liegt. Gerade San Marcos gegenüber, auf einer nach zwei Seiten steil zum Flusse abfallenden Felsterrasse, in der Luftlinie kaum 10 Minuten entfernt, liegt Jacaltenango. Nun aber kam ein langer steiler Abstieg, bis der schmale, aber augenscheinlich tiefe Fluss, der sein dunkelblaues Wasser vielfach zwischen hohem Rohr und dichtem Gesträuch verbirgt, auf einem Holzbrückchen überschritten wird. Hier und da sah man durch eine Oeffnung im Röhricht einen Seitenbach mit kleinem Fall einmünden. Es war eine anmutige Scenerie.

Beim Aufstieg erreicht man zuerst einen von mächtiger Felsplatte gebildeten Platz im unteren Teile des Dorfes, wo täglich ein kleiner Markt abgehalten wird. Lebensmittel werden feil gehalten — Mais, Bohnen,

Chile, Salz, roher Kaffee — aber auch Tabakblätter, Zigaretten in Strohpapier, hölzerne Haarkämme. Der Verkehr ist nicht sehr lebhaft, doch bildet das Ganze ein hübsches, bewegtes, farbiges Bild, denn die Indianerweiber tragen alle Röcke aus leuchtend rot und gelb gestreiftem Kattun, die den Eindruck von Fabrikware machten. Doch könnte es auch Erzeugnis einer Hausindustrie sein, die importiertes, mit Anilin gefärbtes Garn verarbeitet. Weiter hinauf befindet sich der Hauptplatz; er ist wüst und grasbewachsen; wie üblich steht eine grosse, ziemlich baufällige Kirche an seiner Seite, ferner das Gemeindehaus, das Schulhaus und noch ein drittes langgestrecktes Gebäude mit Vordach. In der Mädchenschule fanden wir Unterkunft, die stattliche Lehrerin und ihre wunderhübsche junge Tochter sorgten für Essen. Mais für die Pferde konnten wir zwar auf der Plaza kaufen, aber Zacate, das weit nötiger ist, war schwer zu beschaffen und musste teuer bezahlt werden. Denn nicht genug, dass die Preise an und für sich ziemlich hoch sind, musste es erst noch geschnitten werden.

* * *

Um von Jacaltenango aus den Ort S. Martin zu erreichen, der in einem andern, parallellaufenden Flussthal liegt, muss der Rücken der Cuesta de la Concepcion überschritten werden, der die beiden tief eingesenkten Thalspalten trennt. Landschaft und Vegetation sind auf beiden Hängen gleichartig, aber während man von Jacaltenango aus über lehmiges Erdreich aut breitem Wege zur Höhe gelangt, führt auf der andern Seite ein fürchterlicher Felsenpfad bergab, in kurzen Schleifen über Steinbrocken und schräge Kanten der Gesteinschichten. Zum Glück dauert die Pein nicht länger als eine kleine halbe Stunde.



Viola Hookeriana H. B. K. (Jacaltenango)

Jacaltenango gehört noch zum gleichen Sprachgebiet wie Chaculá, zu dem des Chuh' (sprich: Tschuch), das dem Tzeltal und Zotzil des Staates Chiapas verwandt ist. In S. Martin beginnt das Mam, zu dem auch Todos los Santos gehört, eine dem Quiché und Cakchiquel verwandte Mayasprache. Herrliche Aguacates gaben im Verein mit gerösteten Tortillas ein köstliches Mahl.

Der Weg geht auch in diesem Thal auf der rechten Seite aufwärts. Steil ragen die Berge auf, zum Teil mit dichter Waldbekleidung. Auf den Feldern treten Büschel hohen Grases auf,

die wir später als charakteristische Vegetationsform auf der Hochebene zwischen Quezaltenango und Huehuetenango wiedersahen. Die Luft war merklich kuhler geworden. An allen Hängen waren Maisfelder, denn fast aller Mais, der in Chiantla, in Huehuetenango und Umgegend verbraucht wird, kommt von hier, d. h. wird auf Indianerrücken über den hohen, mehrere Stunden breiten Kamm der Hauptkette der Sierra Madre hinübergeschafft, weshalb denn auch der Ort Todos los Santos ansehnlich, seine Einwohner wohlhabend sind. Es drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf an die schier unerschöpfliche Kraft dieses Bodens, auf dem seit mehreren hundert Jahren Mais gebaut wird, ohne dass man an Düngung denkt. Soweit die Nachrichten auch rückwärts reichen: überall wird der Maisreichtum der Leute



Todos los Santo's (Cuchumatlan)

von Cuchumatlan gerühmt. Und wenn der Ort auch seinen Namen geändert hat, so scheint doch der Charakter seiner Bewohner derselbe geblieben zu sein, der er zur Zeit des Thomas Gage war: misstrauisch und den Fremden fast feindlich gesinnt. Beides freilich sind Züge, die man bei den meisten Gebirgs-Indianern anzutreffen pflegt.

Nachdem wir mehrere Seitenschluchten gekreuzt und die schmale Rinne des Hauptthales übersetzt hatten, gelangten wir in das Dorf. Es liegt 2700 Meter hoch, rings eingeschlossen von noch höher aufragenden Bergen. Der Gegensatz des Klimas zu den tiefer gelegenen Ortschaften ist in dieser Jahreszeit sehr merkbar. Unten die brenneude Sonne der trockenen Monate, hier oben feuchte neblige Kühle.

* * *

Da wir nach einigen Monaten desselben Weges gezogen kamen, um nach Chaculá zu gehen, und nach beendigter Kampagne noch einmal zurückkehrten, fügte es sich, dass wir dreimal in Todos los Santos verweilten. Es sind mir die Eindrücke dieser drei Male in einander geflossen zu einem Bilde, und ich wüsste sie kaum im einzelnen an die richtige Stelle zu setzen. Daher möchte ich alles, was sich in meinem Gedächtnis unter dem Namen Todos los Santos sammelt, hier in eins zusammenfassen.

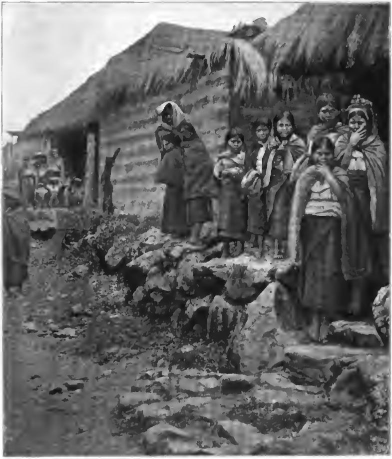
Todos los Santos ist ein Alpendorf, und wie in einem solchen liegen seine vielen Hütten ziemlich unregelmässig durcheinander. In der Nähe der Kirche drängen sich die Hauptgebäude zusammen, aber nicht um die übliche Plaza, sondern um zwei kleinere Plätzchen, die nicht in gleicher Höhe liegen. Ein langes steinernes Gebäude stellte ein Pfarrhaus vor, das uns als Nachtquartier diente. Einmal aber war gerade der Pfarrer auf der Visitationsreise dort, so dass wir im Schulhause übernachten mussten, in dem aber nicht allzu regelmässig Schule gehalten zu werden schien. Auf dem Platz zwischen Schule und Pfarrhaus waren Arrierodächer, wie um einen Corral. Dort kamen auch unsere Pferde unter, was bei der Kälte sehr gut war; denn so oft wir auch dort nächtigten — immer waren die Nächte kühl und frisch. In einer ärmlichen Tienda bekamen wir notdürftig zu essen. Maisstroh für die Pferde wurde uns das Bündel zu 4 Realen (etwa 1 Mark) angeboten — ein unerhörter Preis; schliesslich bekamen wir es für zwei.



Schullehrerfamilie von Todos los Santos

Die Indianer des Dorfes haben ihre eigene Tracht. Die Frauen spinnen und weben einen sehr derben, weissen Baumwollstoff mit roten Streifen und Quadraten. Davon werden die Männerhosen und Weiberhemden verfertigt. Die Männer tragen dazu den braunen Wollkittel, unten ausgefranst, von einem lodenartigen Stoff, der, soviel ich erfahren konnte,

in der Gegend von Comitan gewebt wird. Die Frauen tragen den in Guatemala vielfach üblichen dunkelblauen Rock mit schmalen weissen Streifen oder Karos, der in Quezaltenango auf den Markt kommt. Das



Weiber und Mädchen von Todos los Santos

Hemd ist sehr lang und weit und hat um den Halsausschnitt eine Fraise von weissem Shirting und violettem Seidenband, beides spanische Zuthat zum alten Stil. Das schwere schwarze Haar wird in zwei Teile geteilt,

jeder einzeln mit roten und gelben Wollbändern umwunden und dann kranzartig um den Kopf geschlungen. Diese Bänder sind nur auf dem grossen Jahrmarkt in Comitan zu haben, und der Mann, der seine Frau lieb hat, bringt ihr von dort solche mit. Die reiche Fülle von Kopfbändern lässt auf die Wohlhabenheit einer Familie, aber auch auf ein gutes Verhältnis zwischen den Eheleuten schliessen. Wenn die Frau weite Wege zu machen hat, so setzt sie auf ihre hochgetürmte Haartracht einen kleinen Männerhut, was einen lächerlichen Anblick gewährt. Dazu sind alle zehn Finger mit rohen Messingringen besteckt, dass die Hand fast wie gepanzert aussieht.

Da wir wieder und wieder kamen, kannten uns die Leute schon und legten ihre Scheu ein wenig ab. Als sogar die Schulmeister-Familie sich willig von mir fotografieren liess, liefen auch die andern nicht mehr weg, so dass ich zwei Frauengruppen cinfing, während früher beim Anblick des Apparates alles auseinanderstob. Ich ging auch mit unserm Regierungsbrief zum Alkalden und sagte ihm, dass ich ein Hemd und Kopfbänder kaufen wolle (denn meine Privatbemühungen waren natürlich fruchtlos verlaufen) und dass er verpflichtet sei, mir dabei behilflich zu sein, was er auch einsah. Als eine Frau gefunden war, die beides neu besass — gebrauchte Kleidungsstücke hätte mir auch auf behördlichen Befehl keine verkauft, denn die hätten mir Macht verliehen, sie zu behexen —, fand eine feierliche Uebergabe der Stücke vor den versammelten Gemeindevorstehern im Cabildo statt. Ich bezahlte den festgesetzten Preis dem Alkalden, der vielleicht dabei noch ein Geschäft machte. Nun wollte aber die Frau, dass ich das Hemd anziehen sollte, und siehe da, es ergab sich, dass das nicht möglich war, da mein Kopf durchaus nicht durch das enge Halsloch zu stecken ging. Dies ist übrigens bei den meisten Indianerhemden, die in meinem Besitze sind, der Fall, da die Weiber merkwürdig kleine Köpfe haben. Ebenso sind die Armlöcher, wo solche vorhanden, so eng, dass man meint, sie wären für ein zehnjähriges Mädchen berechnet. Es gab eine sehr ergötzliche Scene, als sie mir's mit Gewalt über den Kopf gezogen hatte und ich es nun nicht wieder abstreifen konnte. Wir hatten wieder einmal den Beweis, dass es ganz falsch ist, zu glauben, der Indianer lache nicht, nur taut er dem Fremden gegenüber selten auf. Hier wirkte jedenfalls der Humor der Lage ganz lebhaft auf die Lachmuskeln.

Als mein Mann einmal ein paar Jungen aufgegriffen hatte, die ihm gegen Belohnung mit einigen Centavos Wörter ihrer Sprache sagten, kam ein älterer Mann daher, rief ihnen etwas zu und fortan war kein Wort mehr von ihnen zu erfahren. Auf unsere Frage, was ihnen denn jener Alte gesagt habe, berichteten sie, er habe sie gewarnt, ihre Sprache einem Fremden mitzuteilen, denn mit der Sprache nähme er ja auch ihre Seele mit fort und dann müssten sie sterben.



Todos los Santos

Das sind meine Erinnerungen an das Dorf der Mam-Indianer, Todos los Santos, das Thomas Gage noch Cuchumatlan nennt. Schade, dass wir stets nur wenige Stunden dort verweilten: welch reiches Feld für den Ethnographen thut sich hier auf. Und wer länger hier bliebe, der würde vielleicht nicht immer als Fremdling betrachtet werden, der würde die Sprache, die Seele der Indianer verstehen lernen.

* * *



Vegetationsbild in der Sierra Madre.

Hinter Todos los Santos beginnt der Aufstieg zur prachtvollen, bewaldeten, wasserreichen Sierra Madre. Wir brachen am frühen Morgen aut und zogen immer dem murmelnden Bache entgegen, der häufig von kleinen, primitiven Holzbrückchen gekreuzt wird. Zuerst durch ein Thälchen mit Feldern und vereinzelten Hütten, dann in prächtiger Felsschlucht, wo wir Veilchen antrafen. An einer Stelle des Weges stand ein mit rötlich blühenden Orchideen ganz überpolsterter hoher Felsblock; auch eine zierliche kleinblütige Fuchsie stand hier, so oft wir auch die Stelle passierten, in Blüte. Weiter ging es einen mit Kiefern bestandenen Hang hinan, dann aber kamen mächtige Edeltannen und dunkle Cypressen, zu denen sich weiterhin ein Baum gesellte mit gelben Compositen-Blüten und graugrünen,

weissfilzigen Blättern. Herrliche Wald- und Vegetationsbilder, die in dem trüben Schwarz der Fotografie ihren Hauptreiz, die Farbe, das mannigfach schattierte Grün, leider einbüssen. Endlich sahen wir vor uns am Wege ein Holzkreuz stehen: die Passhöhe war erreicht. Die Meereshöhe von 3540 Meter bedeutet für Europa ewigen Schnee, während hier die Grenze des Baumwuchses noch weit über uns lag.

Ueber eine lang sich hinziehende muldenartige Fläche, deren Boden aus steil aufgerichteten roten Thonschiefern bestand, zu deren beiden Seiten die Hänge höher emporstiegen und die stellenweis zu Wiesenflachen sich



Passhöhe in der Sierra Madre

weitete, zog der Weg mehrere Leguas in ziemlich gleicher Höhe hin. Die Landschaft ist von eigentümlichem Reiz: dichtes Nadelholzgebüsch, klare Quellen und Bäche, eine dichte Grasnarbe. Dazu die reine, klare Luft, die die heissen Sonnenstrahlen milderte. Auch in der wärmsten Jahreszeit sollen Nachtfröste nichts Seltenes sein, weshalb auch keine Ansiedlungen hier oben sind, wiewohl doch alles dazu einzuladen scheint. Früher gab es hier ein Anwesen, das unter dem Namen La Ventosa auch auf älteren Karten verzeichnet steht, aber da nichts gedieh und selbst das Vieh diese Höhe auf die Dauer nicht vertrug, wurde es verlassen und nur einige verfallene Mauerreste stehen noch. Es war durchaus nicht einsam hier





In der Sierra Madre zwischen Todos los Santos und Chiantla

oben: zahlreiche Indios, die nach den Arbeitsplätzen zogen, wohin sie sich für eine längere Zeit verdingt hatten, und viele Maultierzüge begegneten uns. Stundenlang zogen wir auf der Hochfläche dahin, bogen dann, während die flache Mulde sich noch endlos weiter zu erstrecken schien, rechts ab. Nahe bei diesem Punkte muss ein Rancho stehen; ältere Reisende erwähnen ihn und auch uns war gesagt worden, dass man im Notfalle dort übernachten könne; wir bekamen ihn nicht zu Gesicht, vermutlich verbarg ihn ein Gehölz. Wir stiegen ein paar Thalstufen hinan, zu einer zweiten, etwas niedrigeren Passhöhe. Weit ausgebreitet lag das Land vor uns. Tief unter uns das Häuserschachbrett von Huehuetenango in breiter, welliger Thalfläche, die von den Kiesbetten ausgetrockneter Flüsse wie von weissen Bändern durchzogen war. Dahinter eine weite Ebene, dann Hügel, Bergketten und am Horizonte eine Reihe von Vulkanen: die von Guatemala, von Quezaltenango, von Tapachula. Bis zu jenen hohen Kegeln zu unserer Linken mussten wir das Land durchziehen, das wie eine Landkarte zu unsern Füssen aufgerollt war. Aber vorerst mussten wir von unserer luftigen Höhe zum Thal herniedersteigen. Eine harte Arbeit!

Der Weg von Todos los Santos herauf war zwar recht steil, aber nicht schlecht gewesen, auf der ebenen Höhe war er sogar sehr gut. Aber der lange Abstieg, der nun folgte, war entsetzlich. Zuerst hatten wir ein Stück über grosse Steine ziemlich steil hinunter zu klettern, dann wechselnd über Fels-, Lehm-, Kieshänge hinab, bei einer einsamen Hütte vorüber, die inmitten von Kartoffelfeldern lag. Lange schon sahen wir Chiantla, aber immer tief unter uns, denn länger als zwei deutsche Meilen zieht sich der Abstieg hin. Auch der reisende Priester, Thomas Gage, macht keine erfreuliche Schilderung von diesem Wege, auf dem er mit dem Maultier stürzte und von den begleitenden Indianern als Heiliger verehrt wurde, weil er sich dabei nicht Hals und Beine gebrochen hatte.

Wir kamen an eine Schneide, die den Abhang, an dem wir soeben herabgeklettert waren, mit vorgeschobenen Klippen verband. Von beiden Seiten haben sich Barrancas so tief hineingefressen, dass in kurzer Zeit die Schneide ganz durchgerissen sein wird. Längs dieses schmalen Rückens ziehen sich die sauberen Häuser der Rancheria Las Calaveras hin. Reihen von Agaven umsäumen die Gehöfte, mit Staunen blickten wir in die tiefen Schluchten hinab, wo unter der Lehmdecke mächtige Schieferschichten zu Tage kamen. Und überall an den Hängen auf beiden Seiten, die schier unzugänglich schienen: kleine Ranchos, Ansiedlungen, Pflanzungen. Hier war der Weg recht gut, und schon glaubten wir, unserm Ziel nahe zu sein. Aber noch lag das letzte, das schlimmste Stück vor uns; über eine Stunde ging es steil hinunter über Geröll, das aus lauter spitzen Steinen bestand. Natürlich stieg ich ab und verwünschte dieses greuliche Kalkgebirge, das für Pferdehufe und Menschenfüsse gleich entsetzlich ist.

12*

Wir dankten Gott, als wir endlich die stattliche, gemauerte, von einem Holzdach geschützte Brücke erreichten, die das breite Bett des Flusses überspannt, an der Stelle, wo er sich seinen Weg durch eine Felsschlucht sucht. Er bestand jetzt nur in einem dünnen Wasserfaden.

Chiantla ist ein sauberes, verschlafenes Nest. Früher war es Distriktsort, welche Würde jetzt auf das benachbarte Huehuetenango übergegangen ist. Seitdem wächst in Chiantlas Strassen Gras. Seine Bedeutung liegt in einem wunderthätigen Marienbilde, dessen Fest am 8. September (Mariä Geburt) mit einem jener grossen Jahrmärkte verbunden ist, zu denen von weit und breit die Besucher herbeiströmen, teils der Muttergottes,



Der Fluss von Chiantla

teils des Marktes wegen. Natürlich war früher auch ein Kloster am Orte, und Thomas Gage erzählt, dass es den Mönchen nur durch die Gaben, so man der Madonna darbrachte, möglich wurde, ihr Dasein zu fristen, und wie der Pater nicht litt, dass er, den man für einen Heiligen hielt, die Geschenke zurückwies, die man ihm brachte, weil sie einen gar so willkommenen Beitrag zum Lebensunterhalt lieferten.

Die Indianer, die den Mais und andere Lebensmittel von der Sierra herabbringen, halten hier ein paar Stunden ihre Waren feil und ziehen dann weiter nach Huehuetenango, so dass am Nachmittage nur zu haben ist, was die Reihe ärmlicher Tienden an dem von einem stattlichen Re-

gierungspalast und der grossen Kirche begrenzten Platze bietet. Uebrigens erwies sich der Lebensunterhalt für Mensch und Tier als recht teuer. Der Arriero, der uns von Comitan aus mit zwei Tieren begleitet hatte, ging von hier zurück. Wir mussten Ersatz suchen; Hufeisen waren verloren gegangen, kurz, mancherlei veranlasste uns, einen Rasttag einzuschieben, der für uns und unsere Tiere ganz wohlthuend war. Nur ein Pferd hatte von den Bissen der blutgierigen Vampyre arg zu leiden, die hier so häufig vorkommen, dass Chiantla deswegen berüchtigt ist. Diese Fledermäuse beissen sich mit Vorliebe in dem weichen Fleisch des Pferdehalses fest, während das Tier schläft, und entziehen ihm oft so viel Blut, dass es vor Schwäche unfähig zu voller Arbeitsleistung wird.

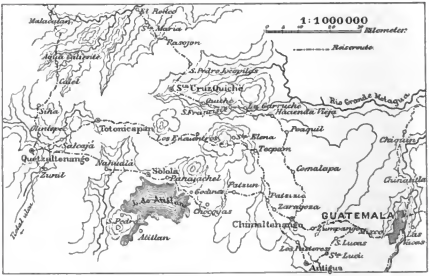
* * *

Sonntag, den 12. April, ritten wir von Chiantla weg aui der guten, tief in das weiche, weisse, mergelige Gestein eingeschnittenen Fahrstrasse, die uns zuerst in das Bett eines Baches führte, der die Stadt im Südwesten umgiebt, ehe er in den Fluss mündet. Dann über eine mässige Höhe, auf der zur Linken der Weg über Chalchitan und Aguacatan nach Nebaj und Chajul abzweigte. Wieder hinunter und hinauf, um den Rand einer tief eingerissenen, steilwandigen Barranca, in das Bett eines andern Baches, der auch dem Flusse von Chiantla zulief, unter dessen steil überhängendem Felsufer aber jetzt nur vereinzelte Wasserlachen standen. Auf dem weiten, ebenen Thalboden, den wir sodann erreichten und dessen harter Lehmboden von kurzer Grasnarbe bedeckt war, mündete von rechts die Strasse von Huehuetenango ein. Zur Seite waren Felder und auf den Höhen Eichengestrüpp. Als wir am Ende des Thalbodens eine kleine Höhe erreichten, blickten wir in einen schönen Kessel hinab, der mit Feldern bedeckt und von Wasseradern durchzogen war, an denen dunkellaubige Fruchtbäume und kleine Farmhäuschen sich reihten. Diese Höhe bildet die Wasserscheide zwischen dem Gebiet des Flusses von Chiapas, der als Rio Grijalva sich ins Meer ergiesst, und dem des Rio Chixoy, dem Oberlauf des Usumacinta, denn der Bach, den wir bald nachher erreichten, der zwischen mässig steilen, wieder von lichtem Eichwald bestandenen Höhen fliesst, hatte nordöstlichen Lauf.

Die Eichen begannen soeben ihre Blatttriebe zu entwickeln, hier und da prangte ein Baum schon in frischem Laubschmuck, zwischen dem die langen, lockeren Blütenkätzchen herunterhingen. Der Boden war trocken und kahl, mit abgefallenem Laube bedeckt. Nur am Bachrand und wo eine Quelle das Erdreich berieselte, spross Gras und Kraut hervor. Das alles gab uns den Eindruck eines warmen, sonnigen Frühlingstages im deutschen Mittelgebirge. Der Weg stieg an der rechten Thalseite in die Höhe, auf schmalem Grat, bald steigend, bald fallend, mit wechselnden

Blicken auf Wald und Feld und welliges Hügelland, aber alle Ferne war verhüllt durch den Dunst der zahlreichen Wald- und Weidebrände. Bald erreichten wir die von Ladinos bewohnte Rancheria S. Lorenzo, deren verstreute Hütten im Halbkreis um eine mächtige Ceiba stehen, diesem prächtigen, breitkronigen Baume, der hier die Rolle unserer Dorflinde spielt.

Die Sonne, die in dieser Jahreszeit nahezu den Zenith erreicht, war hoch gestiegen und brannte heiss, als wir nach kurzer Rast wieder aufbrachen. Mit uns* zugleich zog ein Trupp Soldaten, die ein paar arme Gefangene geleiteten: zwei Ladinos und zwei Indios. Während jene frei und unbeladen daherzogen, trugen die Indianer Last und wurden von



einem Soldaten am Strick geführt. Die bewaffnete Macht sah nicht schlecht aus: Hosen und Jacken von hellblauem Kattun mit weissen Streifen, Strohhut mit gerolltem weissen Nackentuch, eine grosse lederne Patronentasche hinten am Gürtel, die zusammengerollte Schlafmatte auf dem Rücken. Das Bajonnett war vom Gewehr abgenommen und ohne Scheide an der linken Seite in den Gürtel gesteckt. Korporalabzeichen aus rotem Zitz waren mit Sicherheitsnadeln am Jackenärmel befestigt.

Anders als in Mexiko wird in Guatemala bei der Aushebung fürs Militär verfahren. Dort müssen die Gemeinden eine Anzahl Mannschaften stellen und schicken natürlich nicht ihre besten Leute, sondern solche, die sie gern abschieben. Manchmal wird auch eine Anzahl nichtsnutziger

Kerle, zu Polizeistrafen verurteilte Subjekte, aufgegriffen und auf sieben Jahre in irgend ein Bataillon gesteckt. Daher auch die Gepflogenheit, ein Lager dicht mit Doppelwachen zu umstellen, die alle fünf Minuten sich anrufen müssen, da man stets darauf gefasst sein muss, dass eine Anzahl bei der ersten besten Gelegenheit davonläuft. In Guatemala besteht eine Art Milizsystem, die Dienstzeit dauert nur sechs Monate und es sind auch bessere Elemente vertreten.

Hinter S. Lorenzo auf der Höhe erreichten wir wieder den bekannten Föhrenwald, der Boden bestand aus vulkanischem Gestein: Asche und Tuff bildeten feste Bänke mit rauher Oberfläche. Nachdem wir eine Strecke auf der waldigen Höhe entlang geritten waren, näherten wir uns einer tiefen, schmalen Thalspalte, zu der ein steiler Abstieg über Geröll und Steine, über schmale, von Schluchten zernagte Rippen, über weiches, weisses Erdreich hinab führte zu dem Bett des Rio Negro oder Chixoy, der zwischen grossen Felsblöcken schnell dahinströmt. An einem klaren Seitenbächlein konnten wir unsern und unserer Tiere brennenden Durst löschen und überschritten dann den Fluss auf einer Brücke, die — wie überall in Chiapas und Guatemala — nach Art der Brücken in unsern Alpenländern mit hölzernem Schutzdach versehen war. Dort muss man dem Schnee und hier den Regengüssen wehren. Jenseits ging es über felsigen Boden steil bergan, dann etwas sanfter im Walde, in den hier wieder Eichen eingesprengt sind. Von oben sahen wir in das gewundene Thal des Flusses hinab, mit seinen vielen grossen und kleinen, tiefgrünen, klaren Pozos, und Wald, soweit das Auge reicht. Auf der Höhe des Thalrandes zog der Weg entlang. Ueber den waldigen Hängen erhob sich der hohe Kamm der Sierra Madre, leider verschleiert durch den Dunst, der ein Produkt der trockenen Hitze und der schon erwähnten Wald- und Weidebrände ist.

Ein letzter Abstieg brachte uns zur Rancheria Sta. Maria, deren Häuser und Aecker längs dem Ufer eines kleinen Waldbaches zerstreut sind. Hier ist ein Unterkunftshaus für Reisende von der Gemeinde Sta. Cruz Quiché errichtet. Ein luftiger Bau aus Stangen und Reisig und einem Palmblattdach, in zwei Räume geteilt. Wir benutzten das letzte Tageslicht zu einem erquickenden Bade in dem klaren Bache. Inzwischen hatte man Mais und Zacate für unsere Pferde, schwarze Bohnen und Tortillas für uns und die Burschen gebracht. Draussen loderte ein Feuer, um Kaffee und Schokolade zu kochen. Wie oft hatten wir über die Carga geseufzt, die so mühselig vorwärts gebracht wurde und sich gar manches Mal als Hemmschuh erwiesen hatte, aber in Nachtquartieren wie dieses lernt man die Segnungen eines mit Küchengeräten und einigen Vorräten gefüllten Tompiates wohl schätzen, freut man sich der Decken, die das Lager erträglicher machen. Mit dem frohen Gedanken, dass uns nunmehr nur noch

wenige Tagereisen von unserm vorlaufigen Ziele, der Stadt Guatemala, trennten, legten wir uns auf dem Rasen, der den Boden der Hütte bildete, zur wohlverdienten Ruhe.

* * *

Der nächste Reisetag bot wenig Abwechslung, die Landschaft wies keine neuen Züge auf. Allmählich führte uns der Weg in die Höhe, auf eine durchaus von Aeckern und Weiden eingenommene Ebene, den Anfang der grossen zentralen Hochfläche, seit alter Zeit das Land der Quiché-Indianer. Die zerstreuten Hauser, die wir hier antrafen, gehörten zur Rancheria Pasojon. Hier rasteten die Soldaten, die wir schon am vergangenen Tage getroffen hatten, und so zogen wir weiter bis zu dem sauberen Gehöft Los Pozuelos, das seinen Namen ein paar Wasserlöchern verdankt, die nahebei im Grunde einer Schlucht sich befinden. Wie selten und kostbar hier auf dem Hochlande in der trockenen Zeit oft das Wasser ist, wurde uns sehr deutlich, als wir in Sonnenbrand und Staub auf schattenloser Strasse eine Stunde nach der andern dahinzogen und alle Rinnsale ausgetrocknet fanden. Nur in einer Felsverticfung standen ein paar Tümpel einer braunen, von Larven und Insekten wimmelnden Flüssigkeit, die unsere Tiere nicht verschmähten, sondern gierig soffen. Wir aber fanden erst kurz vor unserm Ziel in einem Bachbett einen dünnen, klaren Wasserfaden und unter den spärlichen Bäumen an seinem Ufer ein wenig Schatten. Das Wässerlein floss südwärts und also wohl schon dem Rio Grande Motagua zu.

Drüben ragte auf weitem, ebenem Plan die hohe, weiss getünchte Kirche von S. Pedro Jocopilas empor und zu den Seiten des Weges begannen sich die Zeichen zu mehren, dass wir einem grösseren Zentrum uns näherten: Häuser, Gehöfte, die überall an den belebten Verkehrswegen aufgeschlagenen, primitiven Buden, in denen Flaschen jeder Form und Grösse den durstigen Reisenden locken. Oft findet man hier sogar bayerisch Bier, das freilich kaum mehr ein erfrischender Trunk zu nennen ist, aber doch gern getrunken wird. Nachdem der letzte Hügel überwunden war, lag in weiter fruchtbarer Ebene die Stadt Santa Cruz Quiché vor uns.

* * *

Wenige Leguas von Sta. Cruz entfernt liegen die Ruinen von Utatlan, der alten Feste der Quiché, über deren Eroberung durch Pedro de Alvarado dieser selbst und Bernal Diaz, der ihn begleitete, ausführliche Berichte geschrieben haben. Hier spielte sich dasselbe blutige Drama ab, das Cortes in Mexiko aufgeführt hatte: Kampf und Niederlage, Verrat, Flucht und schliesslicher Sieg der Spanier, der mit Taufe der Häuptlinge, Zerstörung des festen Platzes sein Ende fand. Wir haben die Ruinen von

Utatlan nicht gesehen. Wir hofften wiederzukommen. Und da wir jetzt müde und abgespannt waren, dachten wir dann mit frischeren Sinnen und wacheren Augen der alten Stadt unsern Besuch zu machen. Aber leider führte uns der Verlauf unsrer Reise nicht wieder hier vorüber.

Utatlan war ein hervorragend fester Platz, auf allen Seiten durch steilwandige Schluchten geschützt, nur auf Felspfaden mühsam zu erreichen. Die Bevölkerung wohnte auf der weiten fruchtbaren Fläche zerstreut. Sta. Cruz ist eine spanische Gründung, eine neue Stadt, die nach dem alten, von den Conquistadoren überall befolgten Grundsatz, bestimmt war, die Indianer zu sammeln, was sowohl ihre Christianisierung als auch ihre Niederhaltung erleichterte, ja eigentlich erst ermöglichte. Heute ist es von Ladinos bewohnt, die Indianer wohnen in dem wenige Leguas entfernten Dorf Quiché, das daher mit mehr Recht seinen Namen führt.

Sta. Cruz ist ein freundliches Städtchen: in hellen, bunten Farben angemalte oder weiss getünchte Häuser, die Einzäunung der Gehöfte aus grossen Lehmziegeln sauber hergestellt. Die übliche Plaza mit der üblichen Umgebung. Und — last not least — ein richtiges Hotel, Gran Hotel Vera Paz. Natürlich kein internationales Schweizergasthaus, sondern ein landesübliches, in dem den veränderten Verhältnissen angepassten spanischen Stil. Aber es gab gute Betten und gutes Essen. Ja, man wird ganz abscheulich materiell und schätzt den Komfort um so höher, je weniger man davon hat.

Hier zweigt die Strasse nach Coban, dem Hauptort der Provinz Vera Paz, ab. So war denn auch das Hotel voll von Reisenden und schon lange vor Sonnenaufgang wurde es lebendig. Die Tiere wurden aus den Ställen gezogen, um ihren Mais zu erhalten, dann wurde bei Fackelschein gesattelt und geladen: ein lebhaft bewegtes, eigentümliches Bild.

Von der Stadt aus, musste zuerst die im Osten sie umgebende Barranca passiert werden, dann ging es auf ebenem Wege weiter über die gut angebaute Fläche, vielfach an Weilern und Gehöften vorbei. Vor ihnen fielen uns mehrfach die reihenweis aufgepflanzten Blütenschäfte der Agave auf, über deren Bedeutung wir im Unklaren blieben. Waren es Ueberreste eines österlichen Festschmuckes, oder vielleicht Wirtshauszeichen, ähnlich unserm grünen Kranz?

* * *

Zeitig erreichten wir das Indianerdorf Quiché, das nur eine Legua vom Orte der alten Königstadt K'umarcaah entfernt liegt. Es schien irgend ein Fest gefeiert zu werden, denn Trommel und Chirimiya, die uralte indianische Rohrflöte, tönten ununterbrochen aus den Häusern, und Gruppen festlich gekeideter Indianer zogen auf der Gasse vorüber. Die Tracht ist eigenartig und farbenprächtig. Die der Weiber in dem überall noch ge-

bräuchlichen alten Schnitt, aber die Farben des über und über rot und gelb gestickten Hemdes stechen prächtig ab von der bräunlichen Haut und dem indigoblauen Rock, der von breitem Gürtel oberhalb der Hüften festgehalten wird. Vielleicht sind die eingestickten Muster der Huipiles noch alt, denn im Gegensatz zu Blumen, Vögeln und andern Verzierungen spanisch-europäischen Stils, die in vielen Gegenden den Indianerinnen ausschliesslich als Vorbilder dienen, bestanden sie hier in Zackenbinden. Die Männertracht dagegen erinnert im Schnitt lebhaft an Spanien. An Stelle des sonst von den Indianern getragenen weissen, langen, weiten Beinkleides ist eine an den Seiten offene Kniehose aus dunklem Wollstoff getreten, die von breitem Gürtel gehalten wird. Dazu kommt ein kurzes andalusisches Jäckchen. Als Verzierung, die vorn auf der Brust in bunter Wollstickerei ausgeführt wird, fiel uns häufig eine Sonne oder ein Wirbelkreis auf. Vielleicht spielen auch hier indianische Motive mit. Wieder ein Beispiel, wie verschiedenartig die Volkstracht beeinflusst wird, bald unterliegt die Form, bald nur der Zierrat den Veränderungen, die von aussen eindringen. Leider stoben alle Indianer beim Anblick meines Apparates davon, und sie witterten ihn, obgleich ich ihn hinter einem Pfeiler genügend geborgen glaubte. Sowie sie in die Nähe kamen, setzten sie sich in einen Trab, dem auch mit dem Momentverschluss nicht beizukommen war.

Der Festtag hatte für uns die Annehmlichkeit, dass es frisches Fleisch gab. Als wir über den hohen Preis, den uns die Frau für ein Frühstück abverlangte, unser Befremden ausdrückten, meinte sie: es seien die gleichen Preise wie im Hotel Vera Paz in Sta. Cruz. O schnöder Einfluss europäischer Kultur!

* * *

Ackerflächen, Wiesentäler zwischen sanft geneigten Höhen, Weideland. Der Boden bestand aus dem fruchtbaren, sandig-lehmigen, augenscheinlich durch Verwitterung vulkanischen Materials entstandenen Erdreich, das für diese Hochebene typisch ist. Zwar kann das Land nicht bewässert werden, doch fällt im Sommer Regen genug, um den Mais zur Reife zu bringen und auch Weizenbreiten geben Ernte.

Uns kam hier, wie auch anderwärts in ähnlichen Höhenlagen, die ein gesundes, nicht erschlaffendes Klima haben, wieder und immer wieder der Gedanke, wie viele Bauernfamilien wohl hier mühelos vom Ertrag des Feldes leben könnten. So oft wir aber dergleichen äusserten, versicherte man uns, dass eine europäische Kolonisation aussichtslos sei. Als Grund wurde einerseits die Geringwertigkeit der Produkte der kalten Lagen, andererseits die Bedürfnislosigkeit des eingeborenen Arbeiters, mit der kein Europäer wetteifern könne, angegeben. Beide Gründe haben mich nie überzeugt. Erstens giebt es nicht genug eingeborene Arbeiter, um

alles Ackerland in Arbeit zu nehmen. Sodann müsste doch das im Lande gebaute Getreide und andere Erzeugnisse der Landwirtschaft den Wettbewerb mit den von Nordamerika eingeführten Produkten aufnehmen können. Und schliesslich denke ich mir den hier angesiedelten Bauer nicht als Handelsmann, der, zu Wohlstand gelangt, nach Europa zurückkehrt, sondern als einen Menschen, der die Scholle, die ihn nährt, lieb-



Der Rio Motagua bei La Garruche

gewinnt und zufrieden ist, dass sie ihn gut und reichlich nährt. Vielleicht aber giebt es solche Leute nicht, die um dieses Zieles willen auswandern. Sollte es nicht der Mühe lohnen, hier einmal Versuche in dieser Richtung zu machen?

Nachdem wir eine Weile in dieser Senke entlang geritten waren, hob der Weg sich wieder bis zum Kamm eines Höhenzuges, der mit

lichtem Wald bedeckt war. Der Pfad war hart und eben wie ein Parkweg. Zu beiden Seiten schweifte der Blick über welliges Waldland. Aber die Ferne war verhüllt, denn auf den Feldern im Thal war man überall dabei, die trockenen Maisstengel und das wuchernde Unkraut umzubrechen, in Haufen zu sammeln und zu verbrennen, um die Aecker zur neuen Aussaat vorzubereiten. Rauch und Dunst lagerte über der Landschaft. Nur zur Rechten hob sich die mächtige, bewaldete Sierra, die das jenseitige Ufer des Rio Grande bildet, dem wir uns näherten. Bald erreichten wir die stattliche Hacienda S. Francisco. Jenseits derselben kamen wir in geschlossenen Kiefernwald, stiegen aui dem linken Flussufer allmählich hinunter und erreichten die in tiefer Thalspalte, unmittelbar am Flusse gelegene Rancheria La Garruche, unser für heute vorgesehenes Nachtlager.

Nach dem heissen, staubigen Tagesmarsch freuten wir uns des herrlichen Rastplatzes, wenngleich er durchaus keine Bequemlichkeiten bot. Wir mussten unter einem sogenannten Arrierodach, einem auf vier in den Boden gerammten Pfählen ruhenden Palmblattdach, das notdürftigen Schutz gegen Tau und Regen gewährte, unser Lager aufschlagen. Für die Pferde war ausser Mais nur etwas Gras zu haben, das unsere Jungen aber erst schneiden gehen mussten. Ein Potrero, in den wir die Pferde während der Nacht stellen konnten, war auch mager, das trockene Maisstroh, das sie so gern fressen (hier »rastrojo« genannt), war auf dem Felde schon alles verbrannt. So gaben wir schon am Abend Mais, was eigentlich gegen alle Reiseregeln ist, weil Mais, wie die Leute sagen, »heiss ist«; eine Ausdrucks- und Anschauungsweise, die aus der Arzneikunde des 16. Jahrhunderts stammt. Auch die Menschen mussten sich an spärlichem Nachtmahl genügen lassen.

Ein paar Hütten, ein paar Ackerstückchen liegen in dem von hohen bewaldeten Hängen eingeschlossenen engen Thal, durch das der schnelle, rauschende Fluss mit prächtig grünem Wasser zwischen hohen Granitblöcken dahinfloss; bald kleine Kaskaden bildend, bald hinter mächtigen Steinen zu tiefen, klaren Pozos sich stauend. Am Ufer die schirmförmigen Kronen des Baumes San (einer Caesalpiniacee), die überschüttet waren mit den aus einem Bündel weisser Staubfäden gebildeten Blüten. Ein erfrischendes Bad in dem wirbelnden, schäumenden Wasser und die romantische Schönheit des Platzes entschädigte uns für manche Entbehrung. Ein paar lasttragende Indios zündeten nicht weit von uns in einem Busch ihr Feuer an, jenseits der Brücke nächtigten andere, nach uns gekommene Reisende unter einem zweiten Schutzdach.

* * *

Der nächste Morgen sah uns zeitig über die Brücke reiten und dann am rechten Ufer den steilen Weg aus dem tief eingesenkten Flussbett

hinaufziehen. Häufig nötigten uns die von Seitenbächen tief eingerissenen Schluchten zu Ab- und Anstiegen. Hier, unter überhängenden Felsen, sprosste viel frisches Grün, Farren und Bignonien, sonst ringsumher der lichte Wald von Kiefern und Eichen, der uns schon tagelang begleitete. Auf den ebenen Terrassen leuchteten Zuckerrohr-Pflanzungen, an den steilen Hängen zogen sich windbewegte Bananenstauden in die Höhe, überall da, wo in einem Riss ein wenig Wasser herniederrinnt. Diese Kulturen gehören zur Hacienda Vieja, deren Gebäude und Felder noch höher hinauf gelegen sind. Von hier aus gelangt man nach Ueberschreitung



Brücke und Arrierodach bei La Garruche

eines Höhenzuges in ein Paralleltal des Rio Grande. Auf der Höhe des jenseitigen Ufers, auf schöner ebener Terrasse, erreichten wir die regelmässig angeordneten Häuser des neuen Ortes Poaquil. Dieses Dorf wurde erst vor zehn Jahren an der Stelle der Hacienda Nueva angelegt. Es herrschte reges Leben auf der weiten Plaza, da am Ausbau des Gemeindehauses eifrig gearbeitet wurde. Die Mitte des Platzes nahm ein grosses Brunnenbecken ein, an seinen vier Ecken standen kleine strohgedeckte Häuschen, die Kapellen vorstellten, in denen der Ortsheilige an bestimmten Festen aufgestellt und verehrt wird. Eine Sitte, der wir häufig begegneten. Selbst in Dörfern, die keine Kirche besitzen, findet man

manchmal einen Platz, auf dem ein Kreuz steht und eine Glocke unter einem Schutzdach aufgehängt ist und dessen vier Ecken durch kleine Kapellen bezeichnet sind. Hier diente die eine noch als Schuppen für die zum Bau nötigen Luftziegel. Die Aufseher liefen eifrig hin und her und schienen es, gegen alle Landessitte, mit der Förderung der Arbeit eilig zu haben.

Die Frauen trugen zu ihrem dunkelblauen Rock ein dunkelbraunes Huipil mit verschiedenfarbigen Streifen, die Achseln aber und die über die Arme fallenden Teile mit gelber und roter Stickerei bedeckt, so dass eine malerische, reizvolle Wirkung erzielt wurde, die uns lebhaft an die Farbengebung altperuanischer Mumiengewänder erinnerte. Die Zusammenstellung war ähnlich der in Quiché, nur noch leuchtender.

Seit wir den Boden von Guatemala betreten hatten, waren wir dadurch überrascht worden, dass wir in jedem grösseren Dorfe eine Schule, meist einen Schulmeister für die Knaben und eine Lehrerin für die Mädchen antrafen, ja häufig war auch ein reger Schulbesuch vorhanden, was von den viel spärlicher vorhandenen Schulen Mexikos nicht behauptet werden kann. Trotzdem haben wir uns nicht davon überzeugen können, dass die allgemeine Volksbildung in Guatemala auf einer höheren Stufe stehe als in Mexiko. Es mag vielleicht sein Gutes haben, die jüngere Generation an regelmässigen Schulbesuch zu gewöhnen, ob aber noch nennenswerte weitere Ergebnisse zu verzeichnen sind, scheint zweifelhaft. In Chiantla hatten wir die Erfahrung gemacht, dass nach einem vierjährigen Unterricht die Knaben Gedrucktes unvollkommen lesen und die Drucklettern mühselig nachzumalen gelernt hatten. Die sehr Begabten kamen dann nach einiger Zeit soweit, ihren Namen schreiben zu können. — In Poaquil hatten wir — während die Frau Schulmeisterin uns ein Frühstück zubereitete — Gelegenheit, etwas vom Unterricht mit anzuhören. Eine Schar schwarzäugiger hübscher Kinder sassen in der Klasse ziemlich artig beisammen; der Lehrer ging ab und zu und dozierte dabei gelegentlich ein Viertelstündchen, d. h. er mühte sich mit der grammatischen Analyse eines Satzes ab, unter Anwendung gelehrter Bezeichnungen seiner Teile, und das vor Kindern, die in der Schule erst Spanisch lernen sollen, da sie von Hause aus nur indianisch sprechen! Wie schade um den Aufwand von Zeit und Geld, der doch bei richtiger Anwendung so viel Nutzen stiften könnte. Das heisst, was das Geld anbetrifft, so ist das so eine Sache, denn sobald es knapp wird, sind die Schulmeister die ersten, denen das Gehalt nicht gezahlt wird. Die Mädchen habe ich immer nur in Handarbeiten unterrichten sehen. Und obgleich man über den Nutzen feiner Perl- und Seidenstickereien in Indianerdörfern auch seine eigene Ansicht haben kann, so sind sie immer noch verwendbarer als grammatikalische Analyse.

* * *

Ein ziemlich langweiliger Weg durch Busch und Wald brachte uns auf eine neue, gut angelegte Fahrstrasse und auf ein Plateau, auf dem, von Barrancas umgeben, der Ort Comalapa liegt. Das ansehnliche Städtchen besitzt eine stattliche Kirche mit alten, geschnitzten und bemalten Holzaltären und lebensgrossen Figuren, sowie eine Anzahl Gemälde aus alter und neuer Zeit. Der Platz davor mit den vier Eckkapellen ist von Mauern umgeben; nord- und südwärts davon ziehen die Strassen. Der grösste Teil der Einwohner ist indianisch, die Tracht der Frauen ähnlich wie in Poaquil. Die jungen Mädchen tragen das Haar lang herabfallend, von einem roten Bande gehalten, was besonders anmutig aussieht. Wir fanden einen ganz hübschen kleinen Meson mit leidlicher Unterkunft und gutem Essen, aber in der dazugehörigen Tienda war ein Branntweinausschank, und betrunkene Männer und Weiber lärmten die ganze Nacht hindurch. Später hörten wir, dass die Leute von Comalapa sich überhaupt keines sonderlichen Rufes erfreuen.

Nachdem das tiefe Thal des Rio Pisoya, eines Nebenflusses des Rio Grande, durchschritten war, öffnete sich von den Höhen seines rechten Ufers endlich der Blick auf die Ebene von Guatemala. Wäre es weniger dunstig gewesen, so hätten wir von hier aus die Stadt erblicken können. Im Südosten erhoben sich die beiden mächtigen Vulkankegel des Fuego und des Agua.

Zwar scheint es, als ob man nun schnurstracks auf ebenem Wege bis zur Hauptstadt reiten könnte, aber welcher Irrtum! Die ganze Fläche ist von Barrancas durchsetzt und zerrissen, die bald durchquert, bald umgangen werden müssen. Man hat an verschiedenen Stellen versucht, durch Anpflanzung von Agaven den Rutschungen und Abspülungen der Barranca-Wände Einhalt zu thun, aber mit geringem Erfolg. Eine Weile nützt es wohl, aber bald stürzen die Pflanzen mitsamt dem Erdreich in die Tiefe und der Spalt frisst weiter. Tumuli treten zur Seite des Weges auf und Scherbenhaufen bezeugen, dass hier schon in alter Zeit Siedelungen waren. Plötzlich wird eine mächtige Barranca sichtbar mit steilen Wänden und weit vorragender, scharf ausgenagter Rippe. Nachdem sie umgangen war, ritten wir auf die Stadt Chimaltenango zu, auf entsetzlich staubiger Strasse, der grossen Poststrasse von Guatemala nach Quezaltenango. Die grosse, saftreiche Wassermelone, die wir einem uns begegnenden Indio abkauften, bot herrliche Labe. In Chimaltenango gab es ein neu gebautes, hübsches, von einem Deutschen gehaltenes Hotel mit einem sauber und ganz europäisch gedeckten Tisch.

Auf unsern müden Pferden, selber müde, auf breiter, schattenloser Fahrstrasse zur Mittagszeit langsam sich fortbewegen zu müssen, gehört nicht gerade zu den Freuden des Daseins. Aber nachdem der Ort Las Tejas passiert ist, bei dem die Strasse nach Antigua abzweigt, giebt ein

Obelisk dem Wanderer die frohe Kunde, dass er nur noch neun Leguas bis zur Hauptstadt zurückzulegen hat.

Jenseits einer Barranca kamen wir zu dem ziemlich schmutzigen Indianerdorf Zumpango, wo es von Arriero-Herbergen wimmelte; auch einige Posadas gab es, aber alles sah so wenig einladend aus, dass wir trotz unserer Müdigkeit weiter ritten. Links öffnete sich ein weites Thal mit den Gebäuden und Aeckern einer grossen Hacienda. Wir zogen zwischen Maisfeldern weiter und sahen vor uns zu beiden Seiten eines tiefen Risses die beiden freundlichen Ortschaften S^ta^ Maria und Santiago. Im ersteren fanden wir ein sauberes kleines Unterkunftshaus, wo wir uns mit dem angenehmen Bewusstsein zur Ruhe legten, morgen bei guter Zeit in Guatemala zu sein.

Erfreulicherweise konnten wir am nächsten Tage bei dem schon genannten Dorfe Santiago die staubige, sonnige Fahrstrasse verlassen und bis Mixco den alten Reitweg benutzen, der viel kürzer und viel hübscher ist. Er ist zu beiden Seiten mit hohen Hecken eingefasst, durch deren Lücken zur Rechten der Kegel des Volcan del Agua sichtbar wird. Man kommt in eine anmutige Waldschlucht, die den Höhenzug im Westen des Valle de las Vacas — des Thales von Guatemala — durchbricht. Tritt man aus ihr heraus, so hat man dieses ganze Thal vor sich und in ihm, auf sanft gewellter Fläche weit hingebreitet, die weissen Häuser der Stadt, Kuppeln und Türme. Die Ränder der tiefen Schluchten, die sie von allen Seiten umgeben, sind von grünem Buschwerk umzogen, dass sie dem Auge verbirgt, bis man dicht vor ihren Abstürzen steht.

Unmittelbar zu Füssen aber hatten wir das reizende Dörfchen Mixco: die Kirche mit hohem Turm, die Plaza, die Häuser wie aus einer Spielzeugschachtel. Es ist ein Indianerdorf, dessen Einwohner Pokomam sprechen, und beherrschte vielleicht einst das ganze Thal, wozu es seiner Lage nach trefflich geeignet scheint. Der von mir so oft erwähnte Thomas Gage war hier am Ende des 17. Jahrhunderts Pfarrer.

Der Ort liegt malerisch am Bergabhang, von dem herab eine Schlucht zum Thal sich zieht. Auf ihren hohen Rändern liegen überall Häuschen und Gehöfte, von deren Umzäunungen und Mauern blühendes Zeug herniederhängt. Diese Barranca mussten wir in ihrer ganzen Länge durchreiten, jetzt wieder auf der Poststrasse, und auf ihr blieben wir, bis die Stadt erreicht war. In der Ebene ziehen sich zu beiden Seiten des Weges Landhäuser und Weideplätze hin, von hohen Mauern umgeben und hinter diesen tauchen eine Anzahl grosser und kleiner Hügel auf — Grabstätten oder Hausfundamente der alten Thalbewohner, die heute als »Miradores« (Aussichtspunkte) bezeichnet werden. Die hohen Mauern verwehren es, diese interessanten alten Stätten näher zu besichtigen.



Barranca bei Chimaltenango



Volcan del Agua vom Wege zwischen Chimaltenango und Mixco

Endlich mehren sich die Häuser und der Verkehr; das obere Ende der Barranca, die die Stadt im Westen umzieht, ist erreicht, der Weg biegt um. Noch eine Strecke geht es auf breiter, staubiger Landstrasse weiter durch die südliche Vorstadt, an dem Fort vorüber, das mit seinen angemalten Quadern einem Spielzeug vom Weihnachtsmarkt gleicht und sicher keinem von aussen anstürmenden Feinde gefährlich werden kann. Aber wie manchen Unglücklichen hat hinter diesen kindischen Mauern der Hass und die Furcht der Machthaber von der Art eines Rufino Barrios erschiessen oder zu Tode prügeln lassen.

Doch die düsteren Gedanken konnten nicht aufkommen in dem Gewühl und Getriebe, das uns umflutete, als wir in die Strassen einritten, das uns fast grossstädtisch erschien, die wir uns seit länger als drei Monaten des Strassenlärms entwöhnt hatten. Es war endlich Wahrheit geworden: wir waren in Guatemala.



Strassenbild aus Guatemala
Nach einer in Guatemala erworbenen Fotografie



Vor der Markthalle in Guatemala
Nach einer in Guatemala erworbenen Fotografie

ACHTER ABSCHNITT.

Die alte und die neue Hauptstadt.

Santiago de los Caballeros. — Doña Beatrix de la Cueva. — La Antigua Capital de Guatemala. — La Ermita. — Ankunft in Guatemala. — Pension Berger. — Reina Barrios. — Militärisches. — Neues Pflaster und Stiefelzwang. — Paseo. — Die Bäder von Jocotenango. — Carmen. — Deutschtum. — Markt und Indios. — Weibertracht. — Museum. — Krankenhaus. — Betrachtungen. — Nach Antigua. — Eindruck. — Kaffee. — Bäder. — Altertümer. — Finca Pompeya. — Die Sammlung Alvarado.

Als die Spanier in das schöne Thal am Abhange des Volcan del Agua kamen, fanden sie dort eine starke Quelle; nach ihr nannten die mexikanischen Soldaten die Stätte Almolonga — wo das Wasser sich bewegt — nach ihr gaben die Spanier dem Berge den Namen, im Gegensatz zu dem andern, benachbarten, den sie Volcan del Fuego nannten, weil eine Rauchwolke über seiner Spitze stand. Bei Almolonga wurde eine Stadt gegründet mit dem Namen Santiago de los Caballeros: das war die Ahne des heutigen Guatemala und entstand im Jahre 1524. Sie schien unter keinem glücklichen Sterne geboren, denn es wird von mancherlei Missgeschick berichtet, das ihre Bewohner und deren Herden traf. Nicht das geringste Uebel scheint ein schlechter Arzt gewesen zu sein, der in einem Jahre mehr Leute unter die Erde brachte, als die Eroberung der Provinz Guatemala gekostet hatte. Das grösste Ungluck aber traf die Stadt, als nach dem Tode des Pedro de Alvarado seine Gattin, Beatrix de la Cueva, sich die Würde des Statthalters anmasste. Ueber den Stolz und die Hoffart dieser Dame, darüber, dass man einer

Frau ein solches Amt überliess, das zu verwalten doch so viele würdige Männer gern bereit gewesen wären, zürnte der Himmel. Er öffnete seine Schleusen und schüttete drei Tage und drei Nächte das Wasser wie mit Kannen herunter, dass alle Häuser unterspült wurden. Doch nicht genug damit. Es folgte ein Erdbeben, wodurch der Berg derart erschüttert wurde, dass seine Spitze abbrach und sich ein Wasserstrom von oben her ergoss und die unglückliche Stadt unter Felsgestein und Wasserfluten in einen Trümmerhaufen, in ein Leichenfeld verwandelt wurde. Das war im Jahre 1541 am 11. September.*)

Aber den Spaniern gefiel es in dem herrlichen Thal am Fuss des Vulkanes, das die Indianer Panchoy nennen. Sie bauten eine neue Stadt, einige Leguas thalabwärts, wo man sich vor den Tücken des Berges sicher wähnte. Aber was dort durch Wasser zu Grunde gegangen war, das erlag hier dem Feuer, das im Vulkan sein unheimliches Wesen trieb. Zwar widerstand die Stadt an dieser Stelle länger als zwei Jahrhunderte den Erdbeben, endlich aber wurde sie durch einen heftigen Stoss so arg zerstört, dass man sich zu einer Verlegung entschliessen musste. Während ihres zweihundertjährigen Daseins hatte die Stadt, die heute unter dem Namen La Antigua — d. i. La Antigua Capital de Guatemala — bekannt ist, ein sehr eigentümliches Aussehen gewonnen. Jedesmal, wenn ein bedrohliches Schwanken die Gemüter erzittern liess, begann man die Heiligen anzurufen, und dem Heiligen, bei dessen Namen die Erschütterungen aufhörten, wurde eine neue Kultusstätte geweiht. So kommt es, dass Antigua an Klöstern, Kirchen und Kapellen reicher war, als irgend eine andere Stadt, und durch die Ruinen dieser teilweise mit feinem Kunstsinn ausgeführten Bauten ein ganz besonderes Gepräge erhielt.

Es mag den Bewohnern nicht leicht geworden sein, das reizende Thal zu verlassen, von dem man sehr wohl begreift, dass es die Spanier zur Ansiedlung lockte: die fruchtbare vulkanische Erde; verschiedene, reichlich Wasser führende Bäche, eine gesunde und geschützte Lage und der herrliche Kranz von Bergen ringsumher — das alles fordert auf, hier Hütten zu bauen. Wo jetzt Kaffeepflanzungen ein kümmerliches Dasein fristen — denn Antigua liegt für erspriesslichen Kaffeebau viel zu hoch und zu trocken — wogten zur Zeit, als die Spanier zum ersten Mal ihren Fuss ins Thal setzten, reiche Maisfelder. Denn an Siedelungen fehlte es nicht, da auch die Eingeborenen sehr wohl die Vorzüge der Gegend zu schätzen wussten. Und die gefahrdrohende Nähe feuerspeiender Berge hat noch nie und nirgends die Ansiedler abgeschreckt, die Vorteile auszunutzen, die ihnen die üppige Fruchtbarkeit des vulkanischen Bodens bietet.

*) Remesal, Historia de la Provincia de S. Vicente de Chyapa y Guatemala. Madrid 1619.

13*

Wie die Indianer heute noch das Thal von Antigua Panchoy, d. i. im See, nennen, obgleich kein See dort ist und in historischer Zeit auch nicht dort war, so sprechen sie auch heute nie von der jetzigen Stadt Guatemala, sondern von der Ermita. Eine Ermita stand hier auf der mässigen Anhöhe im Nordwesten der heutigen Stadt, von wo man einen schönen Blick ins Land geniesst.

Hierher wurde im Jahre 1775 die Stadt verlegt und hier hat sie sich gut entwickelt und darf heute einen stattlichen Platz unter den Städten des spanischen Amerika beanspruchen. Mit Schönheit ist sie nicht gesegnet; sie entbehrt des intimen Reizes der Kleinstadt, ohne sich doch zu einer Grossstadt entwickelt zu haben; sie ist nüchtern und langweilig.

* * *



Strasse in Guatemala
Nach einer in Guatemala erworbenen Fotografie

Staub und Sonne waren tagelang unsere steten Begleiter gewesen, und staubig und sonnig war auch die lange, breite Vorstadtstrasse, durch die wir bei unserer Ankunft nach Guatemala hinein reiten mussten. Erst bei dem kleinen Fort, das so aussieht, als wäre es aus Pappe für den Weihnachtstisch gemacht, beginnt die eigentliche Stadt. An dieser Stelle

ist ein grosser Markt und wir mussten erst durch sein Gewühl hindurch unsern Weg finden. Auf Fragen nach dem Hotel Español, das man uns empfohlen hatte, wusste natürlich niemand Auskunft zu geben. Was war uns in Oaxaca und auch unterwegs nicht für Rühmens gemacht worden von der eleganten Stadt! Vor der Hand schauten wir vergeblich nach irgend etwas aus, was nicht in jeder grösseren mexikanischen Provinzstadt ebenso gewesen wäre, ja bedeutend schöner und besser, z. B. das Pflaster. Die Leute auf den Strassen machten einen merkwürdig europäisch langweiligen Eindruck. Keine Reiter in der kleidsamen mexikanischen Tracht, auf



Im Patio der Pension Berger

reichen Sätteln, mit hohen breitkrämpigen Hüten, sondern englische Sättel, europäisch korrekte Kleidung.

Durch lange gerade Strassen, von einstöckigen Häusern eingefasst, ging es dem Mittelpunkte einer jeden spanisch-amerikanischen Stadt, der Plaza, zu. Ein paar Herren, die wir deutsch sprechen hörten und um Auskunft baten, musterten uns misstrauisch und fertigten uns sehr kurz ab. Das war uns auch noch nicht begegnet. Aber wir sahen freilich heruntergekommen und fremdartig genug aus auf unsern müden Gäulen, mit grossen mexikanischen Hüten, mein Mann mit verwildertem Haar und Bart. Einen vertrauenerweckenden Eindruck werden wir kaum gemacht haben, denn

als wir endlich das Hotel erreicht hatten, verweigerte man uns die Aufnahme, zuerst unter dem Vorwande, dass man den uns begleitenden Hund nicht im Hause dulden könne. Und als wir versicherten, dass er bei den Pferden bleiben würde, hiess es kurzweg, man habe kein Zimmer frei. Also zogen wir vor ein deutsches Haus, wo unser Aeusseres nicht solchen Anstoss erregte, als bei dem stolzen Spanier. Aber ich empfand eine lebhafte Schadenfreude, als ich diesen nach einigen Tagen auf der Strasse traf, nachdem ich mich wieder ein wenig zivilisiert hatte, und er mich ebenso erstaunt als höflich grüsste. — Das waren unsere ersten Eindrücke in Guatemala.

Wir empfanden bald den Wunsch, die laute Ungemütlichkeit und das schlechte Essen des teuren Hotels mit behaglicheren Verhältnissen zu vertauschen und fanden, was wir suchten, in einer französischen Familie, die aus Mann, Frau und deren Schwester bestand.

Sie hatten ein hübsches neues Haus, nicht weit von der Plaza de Armas, gerade gegenüber dem im Bau begriffenen neuen Regierungspalast gemietet und eine Pension darin eingerichtet. Das Haus war in dem üblichen Stil, der für warmes Klima der bewährteste ist: es gruppierte sich um zwei Höfe. Um den vorderen, der mit Büschen und Blumen geschmückt war, zogen sich offene Säulengänge, auf die sich die Thüren der Zimmer öffneten — es waren fünf —, die an Fremde vermietet wurden. Im Querflügel befand sich die »Sala«, die hier als Speisesaal diente, und um den hinteren Hof, in dem der laufende Brunnen das nötige Wasser spendete, lagen die Wirtschaftsräume und die beiden Zimmer der Wirtsleute.

Keine Hausform kann sich wohl einer solchen Verbreitung und Langlebigkeit rühmen, als diese. Nachdem sie sich das ganze Mittelmeergebiet erobert hatte, begleitete sie die Spanier auch in die neue Welt. Und wenn man versuchen wollte, für städtisch-europäische Bedürfnisse in warmen Ländern eine Hausform zu finden, so müsste es gerade diese sein. Es ist ganz unbegreiflich, dass die Nordamerikaner, in völliger Verkennung der gegebenen Verhältnisse und in ihrem Streben nach Gleichartigkeit, auch nach tropischen Städten ihre Bauart, die auf möglichste Raumausnutzung berechnet ist, zu übertragen versuchen.

Monsieur Berger machte Geschäfte — manchmal machte er auch keine — die Frauen besorgten die Wirtschaft so gut oder schlecht sie konnten. Es war auch noch ein Dienstmädchen vorhanden, die manchmal sogar Zeit fand, unser Zimmer aufzuräumen. Aber es war entschieden besser, sich darauf nicht zu verlassen. Im ganzen war es ein behaglicher Aufenthalt, zu dem wir nach grösseren Unternehmungen gern wieder zurückkehrten, und wohin wir, wenn es uns unterwegs schlecht ging, sogar mit gewissen Heimatsgefühlen zurückdachten, trotz der Legionen von Flöhen, die einem das Leben schwer machten und trotz der Gerüche nach

Bacalao (Stockfisch), mit dem unsere Wirte und ein Teil ihrer Gäste einmal die Woche ihre südfranzösischen Gaumen erlabten.

Da wir zu verschiedenen Malen, und stets einige Wochen, in Guatemala weilten, bekamen wir ein Bild von der Stadt und lernten das Leben kennen, das die Fremden dort zu führen pflegen, während wir mit den Einheimischen wenig in Berührung kamen. Das pflegt ja auf Reisen häufig so zu sein, in den Städten ist der Fremde auf Gasthausleben angewiesen, wo er eben auch wieder Fremde trifft. Ganz anders ausserhalb der Städte, wo die



Eine Hauptstrasse in Guatemala
Nach einer in Guatemala erworbenen Fotografie

Gastfreundschaft den Reisenden in nahe Berührung bringt mit den Landesbewohnern und ihren Sitten, ja wo das bezahlte Nachtquartier doch oft noch den Stempel der Gastfreundschaft trägt, besonders in einfachen Kulturzuständen. Dazu kommt, dass man in Ländern mit Halbkultur in vieler Beziehung ausserhalb der Städte sich materiell besser befindet. Nur zu häufig trifft man in den grossen Städten das Bestreben, Landesübliches, Erprobtes und daher Gutes hintenan zu setzen und statt dessen europäische Sitten und Gebräuche einzuführen, für die oft alle Vorbedingungen fehlen. All das trägt nicht dazu bei, den Aufenthalt an solchen Orten zu einem

angenehmen zu gestalten. Ich liebe die grossen Städte nicht und verweile nicht gern in ihnen, und Guatemala bietet dem Fremden wenig. Ich will mich also mit einigen kurzen Bemerkungen begnügen.

* * *

Wie schon erwähnt, lag unsere Wohnung nur wenige Schritte von der Plaza de Armas, dem grossen, schönen Hauptplatze der Stadt entfernt. Das grosse Rechteck ist mit geschmackvollen Gartenanlagen geschmückt, unter deren Schatten es sich hübsch ruhen lässt. Die eine Seite des Platzes ist — wie üblich — von der stattlichen Kathedrale eingenommen. Vor den Fronten der anstossenden Seiten ziehen sich Lauben hin; der Kirche gegenüber liegt — wie ebenfalls üblich — das Regierungsgebäude, ein langes, völlig schmuckloses, ebenerdiges Haus. Aber dahinter, mit der Vorderseite der Seitenstrasse zugewendet, erhob sich, fast vollendet, ein stattlicher neuer Regierungspalast, den der junge Reina Barrios, der damals Präsident der Republik war, errichtete. Ich weiss nicht, ob er die Vollendung des Unternehmens noch gesehen hat, denn wenige Jahre später fiel er durch ruchlose Mörderhand, nachdem er aus einem Bürgerkrieg als Sieger hervorgegangen war. Es war schade um ihn, denn er war keiner der Schlechtesten, die auf einem mittelamerikanischen Präsidentenstuhl gesessen haben. Dachte er auch an seinen eigenen Vorteil, so war er doch auch bestrebt, seinem Lande zu nützen, und hatte für mancherlei Interesse. Sein Steckenpferd war die Verschönerung seiner Hauptstadt und das Militär. Täglich um die Mittagstunde wurde auf der Plaza Wachtparade abgehalten, bei der er niemals fehlte. Wie überrascht waren wir, hier plötzlich deutsche Uniformen anzutreffen, nur trugen die Infanteristen Artilleriehelme und umgekehrt. Fraglich scheint mir allerdings, ob diese für ganz andere klimatische Verhältnisse berechnete Ausstattung für Guatemala gerade die passendste war. Vermutlich hatte ein spekulativer Kopf ausgemusterte preussische Uniformen aufgekauft und in Mittelamerika an den Mann gebracht. Ich nehme aber an, dass die armen Kerle nur in der Garnison in den dicken Tuchhüllen schwitzen mussten, da wir unterwegs Soldaten in leichter, heller Kattunjacke und Strohhut angetroffen hatten.

Seine Verschönerungsgelüste bethätigte der Präsident zur Zeit als wir nach seiner Residenz kamen dadurch, dass in allen Strassen das Pflaster der Bürgersteige erneuert werden musste, auch wo es noch ganz gut und dienlich war. Es sollte aber durchweg gleichmässig aus einem Kunststein hergestellt werden, den eine Aktiengesellschaft verfertigte, zu der er gehörte, und deren Gedeihen ihm in landesväterlicher Sorge am Herzen lag. Ebenso wie das Aufblühen einer unter seinem Protektorate erst kürzlich gegründeten Schuhfabrik, der zuliebe eine Verordnung er-

gangen war, dass jeder Mann der Republik Stiefel tragen müsste, wofern er als vollgiltiger Staatsbürger gelten wollte. Ich weiss nicht, wie sich die Indios zu dieser Verordnung verhielten, nur kann ich versichern, dass es immer noch barfüssige giebt.



Aber ohne Einfluss bleibt solch zivilisatorischer Eifer nicht auf einfache Gemüter. Schon nach wenigen Tagen waren unsere beiden braunen Jungen, Turibio und Cornelio, nicht wiederzuerkennen: die hübschen, breitrandigen, mexikanischen Hüte waren ebenso verschwunden, wie die be-

quemen Sandalen und die losen Blusenhemden. Statt dessen steckten sie in schlecht sitzenden europäischen Kleidern und verlangten gar noch, dass ich sie bewundere, während mir doch ganz traurig zu Sinne war, weil ich wieder einmal vor der Frage stand, warum Kultur und Hässlichkeit oft gar so eng verschwistert sind.

* * *



Barranca im Norden Guatemalas

Nach Süden zu ist die einzige Stelle, wo das Stadtgebiet von keiner Barranca begrenzt wird, sondern mit dem umliegenden Lande in breiter Fläche zusammenhängt, wie auch der beigefügte Plan leicht erkennen lässt. Nach dieser Seite ist daher auch die einzige Möglichkeit einer Ausdehnung gegeben, da die Landbrücke bei der Parroquia vieja im Nordosten zu schmal ist.

Lenkt man die Schritte nach Süden — man kann sich dazu der Pferdebahn bedienen — so kommt man am Bahnhofe vorüber, durch wüstes Vorstadtgelände zum Paseo, dem Nachmittagskorso der eleganten Welt. Dieser Spaziergang ist wirklich hübsch. Seine breiten Fahrstrassen ziehen sich zu beiden Seiten eihes mit Gartenanlagen geschmückten Mittelstreifens in ziemlicher Ausdehnung hin. Freilich hätten in diese Anlagen — wenn sie nun einmal bildhauerischen Schmuck erhalten sollten — nur

grosse, wuchtige Figuren gepasst, statt der niedlichen und süsslichen kleinen Nippes, die man dazwischen aufgestellt hat: die vier Jahreszeiten (was denkt sich wohl der Guatemalteke bei der Darstellung des Winters?), allerliebste Bauernmädchen u. a. m. Wäldchen und vereinzelte Villen bilden den seitlichen Rahmen des Paseo; ein grosser dekorativer Bau, dessen Bedeutung unklar ist, seinen Abschluss.

Was aber das Herrlichste ist, wenn man nach Süden hin aus der Stadt hinausgeht, das ist der Blick auf die drei Vulkane: links der breite, niedrige Pacaya, rechts die schön geformten Kegel des Agua und des Fuego. Freilich muss man nicht an die Majestät der Schneegipfel zurückdenken, die das Thal von Mexiko beherrschen und einen unvergleichlichen Anblick gewähren. Aber es ist doch reizvoll genug, aus der verblauenden Ferne diese charaktervollen Formen herübergrüssen zu sehen, die man für würdig befunden, das Stadtwappen zu bilden.

Am Paseo hatte man auch das Gelände für die Ausstellung bestimmt; dieser Ausstellung, die damals eine brennende Tagesfrage war, von der überall gesprochen wurde, die dann aber so ziemlich ins Wasser fiel und statt des gehofften Gewinnes so manchen Verlust brachte. Die Präsidentschaftswahl stand vor der Thür; Reina Barrios wollte wieder gewählt werden und die »Exposicion« sollte ihm Freunde werben. Mir ist die Geschichte dieser Ausstellung, mir sind all die politischen Fragen, die dabei mitspielten, nur ungenügend bekannt, ich kann daher nichts darüber erzählen. Aber ich weiss, dass man allerlei phantastische Erwartungen daran knüpfte; dass man von einem starken Fremdenstrom fabelte, ohne sich klar zu machen, woher er wohl kommen sollte. Und ich weiss auch, dass diese Fabeln im Lande überall nur zu gern geglaubt wurden. Man änderte sogar der »Exposicion« zuliebe die Zollsätze für eingeführte Waren, sehr zum Schaden der grossen Importhäuser, die empört darüber waren. Die Eröffnung geschah mit grossem Gepränge unter Teilnahme aller Behörden und fremden Diplomaten. Die Offiziere eines deutschen und eines amerikanischen Kriegsschiffes, die auf der Reede vor S. José ankerten, waren heraufgekommen und halfen zur Verherrlichung des Festes. Wir kamen am Abend des Eröffnungstages gerade nach einer längeren Abwesenheit zurück und wurden noch Zeugen der lebhaften Aufregung, in der sich die Stadt befand. Gesehen habe ich die Ausstellung nicht. Die Zeit bis zu unserer Abreise war von längeren Ausflügen, Krankheit, Arbeit vollauf ausgefüllt. Auch hörte man kaum noch davon sprechen. Nur auf dem Dampfer, der uns nach Norden führte, machte eine fesche, temperamentvolle Amerikanerin ihrer Entrüstung über die »Exposicion« Luft, der zuliebe sie die vierzehntägige Seereise von S. Francisco unternommen hatte. Ich glaube, kein zweiter Mensch hatte diesen Leichtsinn besessen.

* * *

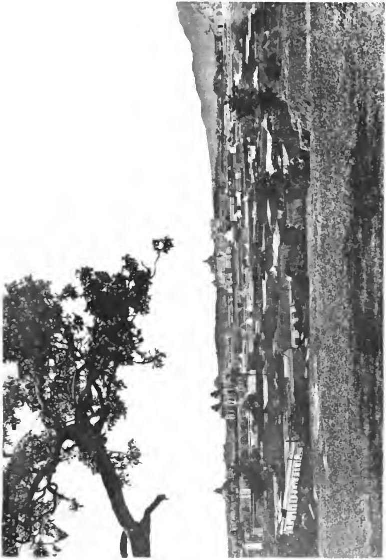
In entgegengesetzter Richtung wie der Paseo und Ciudad Vieja, ziemlich genau im Norden der Stadt, liegt das Dorf Jocotenango, nach dem ebenfalls Pferdebahn führt. Es ist ein freundlicher Ort, der sich unmittelbar der Stadt anschliesst und dessen Häuser sich zum grössten Teile an einer langen Strasse aufreihen. Hier haben sich auch einige Europäer angebaut, die die Stille und frische Luft dem Geräusch und dem Strassenstaub der grossen Stadt vorziehen. Das Land ragt hier wie eine Art Halbinsel in die rings umgebenden Schluchten vor, die überall von Quellen und Flüsschen belebt sind. Steigt man auf steilem Pfade in die Barranca hinab, so kommt man zu einer Stelle, wo man eine schöne,



Marktscene in Jocotenango
Nach einer in Guatemala erworbenen Fotografie

kühle und frische Quelle nutzbar gemacht und in eine Badeanstalt geleitet hat. Grosse ausgemauerte Becken lehnen sich unmittelbar an den bewaldeten Berghang und sind mit dem erquickenden Wasser gefüllt, und es ist nur zu beklagen, dass diese Bäder von Guatemala aus schwierig zu erreichen sind und daher nicht ihrem Werte entsprechend benutzt werden können.

Ueberschreitet man die zweite der vorher erwähnten Landbrücken im Nordosten, so kommt man nach der Parroquia vieja, dem ältesten Teile der Stadt, der sich an den Hügel des Klosters Carmen lehnt, der alten Ermita, nach der die Landbevölkerung noch heute die Stadt benennt. An Sonntagnachmittagen sieht man überall auf der kurzen Grasnarbe,



Blick auf Guatemala vom Cerro del Carmen

die den Hügel bedeckt, Gruppen von heiteren Menschen gelagert. Aber auch an andern Tagen lenkt man gern die Schritte zur kleinen Anhöhe, die eine alte Kapelle und die Ruinen eines befestigten Klosters trägt. Nach einer Seite schweift der Blick von hier aus weit über welliges, grünes Land, nach der andern über die niedrigen Dächer der Stadt, über die sich die Türme der Kathedrale mächtig emporstrecken; weit dahinter aber heben sich wieder die Gipfel der Vulkane in verdämmernder Ferne, am nächsten, am deutlichsten der des Agua. Kein grossartiger Blick ist es, den man von hier geniesst: keine wilden Gebirge, keine tropische Ueppigkeit, nicht die überwältigende Weite des Meeres, noch die Majestät schnee-



Cerro del Carmen

bedeckter Berge — aber die anspruchslose Einfachheit des Bildes verleitet zum Träumen und beruhigt die Seele. Ich glaube, es war kein Zufall, dass ich stets, wenn ich mich des lieblichen Anblickes erfreute, Deutsche dort oben traf.

Nach all dem mag es fast scheinen, als ob ich mich meist in der Umgebung der Stadt bewegt hätte, aber dem ist nicht so. Wenngleich es uns immer wieder ins Freie hinauszog, in die Barrancas hinunter, auf die Hügel hinauf, wenngleich ich zu Pferd, zu Fuss und im Wagen einen Teil der Umgebung Guatemalas kennen lernte, so verbrachte ich doch den grössten Teil der Zeit zwischen den Häusern. Da fällt einem dann

die Menge der mit allen europäischen Bedürfnissen versehenen Läden auf, und dass sie zum weitaus grössten Teil in deutschen Händen sind. In allen besseren Geschäften, auch sofern sie Franzosen oder Spaniern gehören, findet man deutsche Angestellte, oder solche, die deutsch sprechen. Freilich sind das nicht alles Reichsdeutsche, sondern es leben viele Schweizer im Lande, die aber zur deutschen Kolonie halten. Ein anderes deutsch sprechendes Element sind die Deutsch-Amerikaner, die weder ordentlich deutsch, noch gut englisch sprechen und nicht recht wissen, ob



Guatemaltekische Dienstmädchen

es vorteilhafter ist, sich als Deutscher oder als Amerikaner aufzuspielen. Unter ihnen sind viele süddeutsche Juden.

Die kleinen Geschäfte, die Tiendas, sind durchaus in Händen von Ladinas, denen auch fast alle Dienstmädchen, Näherinnen, Plätterinnen und mit sonstigen weiblichen Arbeiten beschäftigte Personen zugehören, und ich habe in diesen Frauen und Mädchen einen sehr arbeitsamen Teil der städtischen Bevölkerung kennen gelernt. Natürlich kann man fast ganz europäisch in Guatemala leben, wenn man nur das nötige Geld dafür ausgeben will, denn das Leben dort ist sehr teuer — viel teurer als in Mexiko.

Zur Zeit als wir in Guatemala waren, mögen die ungünstigen Silberverhältnisse dazu mitgewirkt haben, die Preise in die Höhe zu treiben, denn das Ausland berechnete alle Waren zum Goldwert, Silber wurde von Tag zu Tag wertloser, der »Cambio« bildete ein stehendes Gesprächsthema in allen Kreisen und ebenso die bevorstehende Präsidentenwahl in den Vereingten Staaten, zwei Angelegenheiten, die ja in ursächlichem Zusammenhang standen.

Trotzdem entfalteten die deutschen Kaufmannsfamilien grossen Luxus in ihrer Häuslichkeit, der uns vielleicht nach der langen Zeit der Entbehrungen noch bedeutender erschien. Wie es in den grossen einheimischen Familien in dieser Beziehung aussah, weiss ich nicht. Nur dass ihre Damen grossen Toilettenaufwand trieben und den französischen Modistinnen ordentlich zu verdienen gaben, habe ich gesehen. Allen voran ging die Frau des Präsidenten, eine Amerikanerin aus den Südstaaten, die grosse Verschwendung in Kleidern, Schminken und Haarfärbemitteln trieb, und sich weder beim Publikum, noch — wie man sich erzählte — bei ihrem Manne grosser Beliebtheit erfreute.

Wir fanden freundliche Aufnahme unter den Deutschen. In der Familie des deutschen Gesandten, Herrn von Bergen, kam man uns liebenswürdig entgegen. Herr von Bergen verschaffte uns auch die Regierungsbriefe, die für unsere späteren Unternehmungen notwendig waren. Der deutsche Klub öffnete uns seine Pforten, und sein reichlich ausgestattetes Lesezimmer hat mir über so manche trübselige Stunde hinweggeholfen. Auch von den Altertümern, die sich einer und der andere unserer Landsleute von ihrer Finca mitgebracht, fanden einige Stücke den Weg in unsere Sammlung. Aber wie heitere und freundliche Stunden wir auch in deutschen Familien erlebten, so muss ich doch an dieser Stelle vor allem des Scheuerschen Hauses gedenken. Es wurde von drei Geschwistern bewohnt: ein Bruder war Arzt, ein anderer Kaufmann, die Schwester war Lehrerin und machte die Hausfrau. Gemeinsame Beziehungen von der Heimat her brachten uns schnell einander näher. Wie manchen tieferen Einblick in die fremden Verhältnisse, wie manchen guten Rat, wie viel in heimischer Fröhlichkeit verlebte Stunden verdankten wir den Geschwistern! Wie treu nahmen sie sich unser an mit Rat und That, als mein Mann krank lag!

* * *

Nicht weit von der Plaza de Armas, gleich hinter der grossen Kathedrale, liegt der Nuevo Mercado, die grosse neue Markthalle. Was Guatemala von eigenartigem Leben besitzt, was ihm überhaupt eine eigene Physiognomie giebt, das drängt sich auf diesem engen Raum, fast dem einzigen, wo man Eingeborene in grösserer Zahl sieht. Obgleich sie aus verschiedenen Dörfern kommen, so ist doch eine gewisse Uebereinstimmung

in der Weibertracht zu bemerken. Entschieden vorherrschend sind die dunkelblauen Röcke, die aber gewiss zum kleinsten Teile selbstgewebt sind; da sie auf den Märkten, vor allem in Quezaltenango zum Verkauf kommen, werden sie wohl Fabrikware sein. Auch ist die ursprüngliche Form des Hüftentuches schon rockähnlich geworden, da der Stoff mit seinen beiden Schmalseiten zusammengenäht und nur von mässiger Weite ist. Darüber wird häufig eine grellbunte Schürze von schlechtem,



Indianerweiber
Nach einer in Guatemala erworbenen Fotografie

europäischem dünnen Baumwollzeug getragen. Oft zeigt auch der Rock statt der dunkelblauen, von weissen, quadratisch geordneten Streifen durchzogenen Farbe die grellbunten Streifen. Diese bunten Stoffe kauft man abgepasst in der Markthalle. Nie habe ich in Guatemala oder Chiapas die Frauen mit der Spindel gesehen, die doch für die Frauen anderer Stämme so charakteristisch ist, und als sonderbares Zusammentreffen erscheint es mir, dass auch unter den Altertümern sehr selten Spinnwirtel

angetroffen werden. Die Hemden sind oft reich gestickt, der rote Gürtel ist von beträchtlicher Breite, das Haar von rotem oder buntem Wollband durchzogen. Die Rasse ist klein und unschön.

Was in der Markthalle feil geboten wird, ist das gleiche wie auf so vielen andern Märkten Mexikos und Guatemalas. Nur vermisst man die Fülle kleiner Erzeugnisse einer formen- und farbenfrohen Hausindustrie, wie sie z. B. den Markt von Oaxaca so anmutig beleben. Früchte und Gemüse kommen massenhaft zum Verkaui und sind das Einzige, was in



Marktscene in Jocotenango
Nach einer in Guatemala erworbenen Fotografie

Guatemala billig ist. Andere landwirtschaftliche Erzeugnisse, wie z. B. Butter, werden bestimmten Abnehmern in die Häuser gebracht oder unter der Hand verkauft. Ja, man kann gute frische Butter in Guatemala haben, aber sie ist sehr teuer und wird auch nicht regelmässig zur Stadt gebracht.

Ueberhaupt war mir der Mangel all der kleinen brauchbaren Dinge, die der Mexikaner so hübsch zu verfertigen weiss, schon seit längerer Zeit aufgefallen. Der Markt in S. Cristobal in Chiapas war der letzte, wo ich noch mancherlei davon gesehen hatte. Aber hier gab es nichts dergleichen:

keine Tompiates, keine Ayates, keine Morales, kein Iztle. (Tompiates sind weiche, runde Körbe, aus Palmstroh geflochten; Ayate ein grobes, gitterartiges Gewebe aus Agavefaser; Morales heissen grosse und kleine, flache, aus Stroh geflochtene Taschen, die zu allem möglichen dienen, die grossen z. B. dazu, den Pferden den Mais zu geben. Iztle ist der sehr dauerhafte Bindfaden aus Agavefaser.) Besonders bei der Ausrüstung zur Reise entbehrten wir all diese Dinge sehr, da sie ungemein praktisch und zu vielerlei Zwecken dienlich sind. In Guatemala sind sie alle von teurer europäischer Ware verdrängt. Nicht einmal anständigen einheimischen Tabak gab es zu rauchen. Man erzählte uns, dass durch eine unzweckmässige Steuer der Tabakbau gänzlich zu Grunde gerichtet sei. Was man im Lande bekam, war ungleichmassig, meist schlecht. In der Hauptstadt gab es überall aus Europa importierte Zigaretten.

* * *

Guatemala hat viele Kirchen, Schulen, öffentliche Gebäude, die sowohl gemeinnützigen, als auch wissenschaftlichen Zwecken dienen. Ich lernte das Krankenhaus kennen, als ich einen jungen Deutschen dort besuchte, der sich im Getriebe der Zuckerpresse arg verletzt hatte. Freilich bekam ich bei diesen flüchtigen Besuchen keinen intimen Einblick in die Einrichtungen, doch war der Eindruck, den ich empfing, ein durchaus freundlicher. Alle Säle und Zimmer öffnen sich auf grosse Höfe mit laufenden Brunnen, so dass für Luft überall gesorgt ist. Auch unser junger Freund war durchaus zufrieden. Ueber die Kunst der einheimischen Aerzte kann ich nicht urteilen. Sie wird wohl nicht gleichwertig sein; manche haben im Auslande studiert und man rühmte mir ihr Wissen.

Im Erdgeschoss des Universitätsgebäudes ist die öffentliche Bibliothek untergebracht, mit hübschen behaglichen Arbeitsräumen. Wir hatten eigentlich gehofft, von den verschwundenen Archiven aus Chiapas hier etwas zu entdecken, da sich Nachrichten finden, dass man vieles von S. Cristobal hierher gebracht habe. Doch fand sich nichts dergleichen; dagegen einige beachtenswerte sprachliche Sachen.

Ein umfangreiches Bauwerk ist das »Instituto«, das ehemalige Jesuitenkolleg, das Hörsäle, zur Universitat gehörige Schulen und Sammlungen enthält. Hier sollte angeblich auch die Altertumssammlung zu finden sein. Im Jahre 1892 war Guatemala auf der Historischen Ausstellung in Madrid ganz stattlich vertreten gewesen. Von dort war die ganze Sammlung nach Chicago gegangen und wir hofften, sie hier wiederzufinden und — da wir nun im Lande so mancherlei gesehen hatten — sie mit doppeltem Vergnügen zu studieren. Nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen gelang es uns, den Direktor der Sammlungen anzutreffen, einen liebenswürdigen Herrn, der in seinem naturwissenschaftlichen Gebiet trefflich Bescheid wusste und uns auch be-

reitwilligst durch die betreffenden Abteilungen führte. Auf unsere Frage nach Altertümern meinte er, da wäre der Degen des Alvarado vorhanden. Und nachdem wir ihm endlich begreiflich gemacht, was wir zu sehen wünschten, wurde uns der verblüffende Bescheid: »¿Coleccion de antiguëdades? ya no hai; se acabó!«*) Es ergab sich, dass die Sachen aus Chicago nicht wieder zurückgekommen waren, vermutlich dort verkauft worden sind. Es fanden sich noch ein paar defekte Skulpturen aus Coban, einige der eigentümlichen, mit Zacken besetzten Schalen, wie sie im Amatitlansee gefunden werden und etlicher wertloser Kram. Das war die Altertumssammlung des Nationalmuseums von Guatemala.

* * *



Der Volcan del Agua von Antigua aus

So habe ich mancherlei gesehen und kennen gelernt, aber doch lange nicht genug, um ein abschliessendes Urteil über Guatemala fällen zu dürfen. Ich mag das schon nicht, weil ich fürchten müsste, ungerecht zu werden, denn behaglich habe ich mich dort eigentlich niemals gefühlt. Ich bin nie recht warm und heimisch geworden, während mich in Mexiko stets so ein wohliges Gefühl erfasste, als ob ich nach Hause käme. Worin dieser Unterschied begründet sein mag, habe ich mir vergeblich klar zu machen versucht. Vielleicht liegt es daran, dass Mexiko alter Kultur-

*) »Sammlung von Altertümern? die giebt es nicht mehr; sie ist alle!«

14*

boden ist; es hat dort alles viel mehr Physiognomie und Charakter; es hat eine Fülle intimer Reize, die selbst vom allermodernsten Leben noch nicht völlig verwischt sind, während Guatemala nüchtern und langweilig ist. Vielleicht wäre das alles anders, wenn es nicht ein widriges Geschick aus dem schönen Thale von Panchoy vertrieben hätte! Was nützt es, darüber zu grübeln, was hätte werden können, wir müssen es nehmen, wie es geworden ist. Und in dem herrlichen Thale am Fusse des Agua liegt heute La Antigua, die romantische Vergangenheit des modernen Guatemala.

* * *



Der Volcan del Agua vom Wege nach Antigua

Dorthin führte uns zunächst der Weg. Dort, jenseits der Vulkane, in dem heissen Küstenstrich des Stillen Ozeans, lag ja das Gebiet, das uns nach Guatemala gezogen hatte: S[ta.] Lucia Cozumalhuapa. Vorerst allerdings hatten unsere Pläne dadurch eine wesentliche Aenderung erfahren, dass wir noch einmal zur mexikanischen Grenze zurückzukehren gedachten, um das Gebiet von Chaculá näher zu erforschen, und das musste so bald als möglich geschehen, damit wir die in jenem Gebirgsstrich verhältnismässig trockenen Sommermonate noch zur Arbeit benutzen konnten. Da aber die zu diesem Unternehmen nötigen Vorbereitungen, vor allem die unentbehrlichen Regierungsbriefe, nicht so schnell beschafft

werden konnten, benutzten wir die Zeit zu einem orientierenden Ausflug in die lockenden Gefilde des Kaffees. Wir hatten von Herrn Keller, dem Chef eines grossen Bankhauses und Vertreter einer hamburgischen Plantagen-Gesellschaft, eine freundliche Empfehlung für eine halbwegs zwischen Antigua und Sta. Lucia gelegene Besitzung eben jener Gesellschaft erhalten, und so sassen wir denn am Sonntag, den 3. Mai, in aller Herrgottsfrühe im leichten Wägelchen, das uns nach Antigua bringen sollte, wohin wir die Jungen mit den Pferden schon vorausgeschickt hatten.

Die Regenzeit hatte auf dem Hochlande noch nicht eingesetzt und es gab Staub genug zu schlucken; auch das Busch- und Laubwerk am Wege sah noch grau aus. Trotzdem war die Fahrt auf meist guter Strasse anmutig und an hübschen Blicken reich; zuletzt, da man stracks dem mächtigen Kegel des Volcan del Agua entgegenstrebt, wahrhaft grossartig. Nachdem man die endlose und staubige Vorstadt, die den südwestlichen Teil der Hauptstadt bildet, durchfahren hat, führt die Strasse ein langes Stück über die Ebene hin. Auf dieser Strecke fiel uns die Menge der Obsidiansplitter, Messerchen, Pfeilspitzen auf, die man im Erdreich am Wege sieht. Offenbar haben hier ausgedehnte alte Abbildungen bestanden. Plötzlich senkt sich der Weg in eine Schlucht, überschreitet einen Fluss auf steinerner Brücke, um sich dann in gleichmässiger Steigung nach Mixco hinauf zu heben. Von dem Abhang, der zur Thalsohle hinabführt, hat man einen wunderhübschen Blick auf das malerische Dorf, das sich an einem Riss im Berge hinanzieht, stufenartig übereinander geschoben, um in der alten Kirche und ihren Anbauten zu gipfeln. Leider ist man hier zu weit vom Orte entfernt, um eine fotografische Aufnahme machen zu können, und von keiner andern Stelle ist der Anblick auch nur annähernd so reizvoll, wie von dieser.

Die Strecke zwischen der Stadt und Mixco ist stets ausserordentlich belebt von Indianern, die ihre Ware zu Markte tragen. In der bekannten »Indian file«, d. h. im Gänsemarsch, kommen sie hintereinander im kurzen Zuckeltrab an. Die Frauen tragen die Last auf dem Kopfe und lassen die Arme frei herunterhängen, die bei der trippelnden Bewegung lebhaft hin und her pendeln. Mit ihren engen, kurzen, bunten Röcken und den lose überfallenden, oft reich gestickten Hemden, nehmen sie sich bei dieser schnellen Gangart ungleich anmutiger aus, als wenn sie auf der Strasse oder in der Markthalle mit stumpfem Ausdruck neben ihren Körben hocken. Es ist kaum glaublich, wie dieser kurze Trab fördert und welch lange Strecken ununterbrochen auf diese Weise zurückgelegt werden.

In Mixco machen die Post und alle Wagen, die des Weges kommen, zum ersten Male Halt. An der Stelle, wo die Fahrstrasse nach Antigua mit scharfer Biegung nach rechts sich von dem kürzeren Reitwege trennt, der steil über die Höhe durch den Ort, an der Kirche vorüber führt, liegt

eine ärmliche Tienda, die für bescheidene Frühstücksansprüche genügt. Etwa eine Fahrstunde weiter wird S. Rafael erreicht, ein ganz idyllisches Plätzchen, eine Art Forsthaus und Gartenwirtschaft. Die Strasse führt hier in mässiger Höhe über eine waldige Schlucht hin, in deren Grunde sich Wasserwerke befinden. An der der Berglehne zugewandten Strassenseite ist ein Garten, in dem lauter europäische Blumen blühen, während sich drüben in der Schlucht einheimischer Blütenflor breit macht. Im Gärtchen stehen mehrere Gebäude. Heitere Gesellschaften machen Ausflüge hierher,



Kirchenruine in Antigua
Nach einer in Guatemala erworbenen Fotografie

wo man gute Bewirtung findet; ja, während der heissen Zeit verbringt hier mancher ein paar stille Wochen der Sommerfrische.

Bald wird die Passhöhe überschritten, und nun geht es ziemlich stark bergab auf einer Strasse, deren weicher, vulkanischer Boden von dem Wagenverkehr vollständig zermahlen ist. Infolge davon ist es stets unbeschreiblich staubig. Als ich einmal im März dieses Weges fuhr, versetzten mich die dichten Staubwolken in nicht geringe Aufregung; ich sass im leichten Wägelchen, das weit schneller rollte als die schwerfällige, sechs-

spännige Postkutsche, die leider vor uns fortgefahren war. Ich hörte das Ungetüm dicht vor mir, es blieb aber so absolut unsichtbar, dass wir fortwährend fürchteten, aufzufahren. Wo der Grund härter wird und der Staub sich ein wenig verzieht, wird man gewahr, dass man dem Agua ein gut Stück näher gerückt ist. Inzwischen ist der auf kahler, sonniger Fläche gelegene Ort S. Lucas passiert worden, und kurz vor Antigua macht der Wagen noch einmal eine kurze Rast in dem kleinen Orte Sta. Lucia. Noch ein recht staubiges Stück und die ersten Vorstadthäuser sind erreicht.

Antigua ist eine der merkwürdigsten Stätten, die ich je betreten habe; nirgends liegt die melancholische und romantische Stimmung moderner Ruinen so nahe neben dem heiteren, frisch pulsierenden Leben der Gegenwart. Wenn man durch die Vorstadt über die Brücke eines kleinen Flüsschens kommt, so biegt der Weg in eine Ruinenstrasse ein, aber gleich danach führt er durch eine der prächtigen, breiten, von alten, schattigen Amate-Bäumen gebildeten Alleen, die den Ort reizvoll durchziehen und umgeben. Die Raumverhältnisse des Hauptplatzes, der auch den Kern der heutigen Stadt bildet, sind gross, aber nichtsdestoweniger vergisst man keinen Augenblick, dass Antigua heute eine Kleinstadt ist. Das fruchtbare, schöne Thal ist zum grossen Teil — zumal nach der Seite der Vulkane hin — von Kaffeekulturen erfüllt, aber das Klima ist wenig für solche geeignet. Antigua liegt eigentlich schon über dem Höhengebiet des Kaffees, das man gewöhnlich zwischen 400 m und 1400 m angeben hört. In Antigua soll es sogar manchmal Nachtfröste geben. Doch von solchen hat auch der Kaffee von Coban an weniger geschützten Stellen gelegentlich zu leiden, trotzdem sind die dortigen Pflanzungen berühmt und sehen herrlich aus. Was den Pflanzungen im Thale Panchoy wenig zuträglich zu sein scheint, ist die verhältnismässige Trockenheit dieses Striches, der durch die hohen Vulkane von den feuchten Winden des Weltmeeres abgeschnitten ist. Sicher ist, dass von dem Kaffee von Antigua überall mit einem gewissen geringschätzigen Achselzucken die Rede ist, und auch unsere Laienaugen sahen sehr wohl den Unterschied zwischen den volllaubigen, dunkelglänzenden Büschen am jenseitigen Fusse des Fuego oder in den immer feuchten Geländen Cobans und den trockenen Besen von Antigua.

Antigua ist auch Badeort. Eine halbe Stunde Fahrt auf guter, schattiger Strasse führt zu einer Schwefelquelle, über deren therapeutische Eigenschaft ich allerdings kein Urteil habe, die aber, wie alle heissen und schwefelhaltigen Quellen, sich grosser Beliebtheit bei den Ladinos erfreut. Sie ist Privateigentum; ihr Besitzer hat sie in ein Bassin gefasst, einen hübschen Bau darüber errichtet, das Ganze mit anmutigen Gartenanlagen umgeben und erhebt von den Badelustigen einen mässigen Preis für die Benutzung. Noch eine halbe Stunde weiter sind kalte Bäder. Hier ist

eine schöne, klare, frische Quelle, die am Abhange entspringt, in bedeckte Zellen geleitet. Das erfrischende Bad, der liebliche Ausblick ins Thal und zu den Bergen hinüber sind Erquickungen für Leib und Seele. Doch sind es die Schwefelbäder, die ganze Familien zur »Temporada« — wir würden Sommerfrische sagen — nach Antigua führen, wo während der heissen Monate, März und April, oft nur mit Mühe ein Unterkommen in den Gasthäusern zu finden ist.

Die ersten Male stiegen wir im Hotel Rojas ab, wo sehr gute Unterkunft zu haben ist. Unser einziger Kummer war jedesmal, dass der junge



Kirchenruine in Antigua
Nach einer in Guatemala erworbenen Fotografie

Rojas, der abends den Stall abschloss und den Schlüssel abzog, weil er sonst keine Verantwortung für die Pferde übernehmen zu können erklärte, zu den landesüblichen Langschläfern gehörte und also an einen frühen Aufbruch niemals zu denken war, was einige Male recht unangenehme Folgen für uns hatte. Bei meinem letzten Aufenthalt in Antigua bekam ich im Hotel Central das letzte leere Zimmer, da teils wegen der Zeit der Temporadas, teils wegen eines in dem benachbarten Dorfe S. Felipe stattfindenden Kirchenfestes alles überfüllt war. Aber auch hier war ich recht gut aufgehoben und traf Bekannte von der Küste und vom Hochland. Auffällig war mir, wie wenig die verschiedenen





Die Steine von El Portal

Familien miteinander verkehrten. Wer sich nicht von früher her kannte, liess es bei den üblichen Höflichkeitsformen bewenden. Man denke nur, was sich in kleinen europäischen Badeorten für geselliges Leben entwickelt!

Für uns aber gab es hier noch andere Interessen, die mit dem Kaffee, den Bädern und den Kirchen-Ruinen nichts zu schaffeu hatten: es gab Altertümer. Uns waren bisher keinerlei vorgeschichtliche Reste aus dieser Gegend bekannt, und wir waren begierig, zu erfahren, in welchem Stile sie sein möchten. Es war daher eine Ueberraschung, als wir fanden, dass alles, was von grösseren Steinsachen vorhanden war, ganz im Charakter der Skulpturen von Sta. Lucia Cozumalhuapa war; wie überhaupt alle Altertümer, die wir späterhin auf dem Wege von hier bis zur Küste hinunter antrafen, diesen Stil zeigten.



Steinkopf einer Eule in Los Pastores bei Antigua

Die in der ganzen Gegend reich begüterte Familie der Herreras, eine der wohlhabendsten im Lande, hält es für eine Ehrenpflicht, die auf ihren Besitztümern zu Tage kommenden Reste der Vorzeit zu sammeln und vor Schaden zu behüten. Da sie ausserdem ihre Freude an den Dingen haben, veräussern sie auch nichts davon und wir mussten uns mit Abklatschen und Fotografien begnügen. Sowohl in der dicht bei der Stadt gelegenen Finca El Portal, am Fusse der Vorberge des Fuego, als in der an der Strasse nach Chimaltenango gelegenen Mühle Los Pastores fanden wir grosse, wohlerhaltene Steinköpfe vor. In Los Pastores hatten wir ausserdem noch das Vergnügen, einen biederen deutschen Landsmann, Herrn Hans Schmidt, zu begrüssen.

Sodann aber bildete die grosse Sammlung des Don Manuel Alvarado einen starken Anziehungspunkt. Diese gewann noch ein besonderes Interesse dadurch, dass die Stücke alle auf einem eng begrenzten Gebiet, auf der am Abhang des Agua gelegenen Finca Pompeya, teils bei den Pflanzungsarbeiten, teils durch systematische Ausgrabungen ans Licht gekommen waren. Diese Finca liegt oberhalb des Städtchens, das heute den nichtssagenden Namen Ciudad Vieja (alte Stadt) führt, und das das ursprüngliche Guatemala, die unselige Stadt Santiago de los Caballeros, jene Niederlassung der Spanier war, die durch das herniederstürzende Wasser zerstört wurde. Von dieser Finca bietet sich ein herrlicher Blick



Steinkopf aus der Sammlung Alvarado von der Finca Pompeya

über das fruchtbare Thal, und es waren hier alle Vorbedingungen für eine grosse Stadt und eine dichte Bevölkerung gegeben. Die hier gesammelten Dinge sind teils mächtige Steinbilder, die in ihrer Haltung fast Sphinxen gleichen; Köpfe jener seltsam charakteristischen Art, die ein Menschenantlitz zeigen, das aus dem geöffneten Rachen eines Ungeheuers herausschaut; eine bedeutende Anzahl von Steinbeilen, Mahlsteinen und verschiedenen Steinwerkzeugen. Teils sind es Thongefässe von becherartiger, schlanker Form; meist einfach, manche jedoch schön und in seltsamer Weise bemalt; ja, auch Hieroglyphengefässe fanden sich darunter. Auch Schalen, kleinere Thonsachen und eine Reihe jener kleinen Zierlichkeiten — Schmucksachen, gut erhaltene Messerchen und Pfeil-



Gartenhof mit Steinköpfen im Hause Alvarado

spitzen, Amulette, Spinnwirtel und dergleichen mehr — die die Freude des Sammlers sind.

Diese Sammlung konnten wir später erwerben, kurz, ehe wir das Land verliessen. Damals war mein Mann krank, er litt noch an den Folgen des heftigen Fiebers, das er sich in Copan oder Quiriguá zugezogen hatte. Da der Abschluss der Verhandlungen wegen des Ankaufs drängte und sich dergleichen schriftlich schlecht machen lässt, zumal wenn Käufer und Verkäufer über den Preis nicht derselben Meinung sind, so machte ich mich auf und fuhr allein hinüber. Don Manuel freilich glaubte nicht an die Krankheit und meinte, ich wäre gekommen, weil Frauen beim Handel zäher seien. Nun, an Zähigkeit fehlte es ihm auch nicht, ja er war mir entschieden in dem Punkte über. Aber schliesslich kamen wir zu einem befriedigenden Abschluss. Nun gings ans Packen,



Becherförmige Thongefässe der Sammlung Alvarado

aber Hilfe gabs nicht, weil alle Leute zum Feste nach S. Felipe zogen; Kisten waren nur in ungenügender Zahl aufzutreiben, Packmaterial gar nicht zu haben. In dieser Not leistete mir Herr Schumann vom Hause Kraus, Schröder & Co., liebenswürdige Hilfe, wofür ich ihm hier meinen herzlichen Dank sage. Aber trotz all dieser Unbequemlichkeiten war es eine erfreuliche Zeit. In dem hübschen Gartenhof des Alvaradoschen Geschäftshauses plätscherte ein kühler Brunnen, eine alte Frau und ihre Tochter kamen von Zeit zu Zeit zum Plaudern. Freilich hatte ich mancherlei von Neugier und unnützen Ratschlägen zu leiden von all den Leuten, die im Hause aus- und eingingen. Aber dagegen wird man in jenen Ländern bald abgestumpft. Als einige Tage später mein Mann kam, fuhren wir täglich zu der kühlen Quelle hinaus, und diese im Verein mit der reinen und trockenen Luft von Antigua förderten seine Genesung merkwürdig schnell.



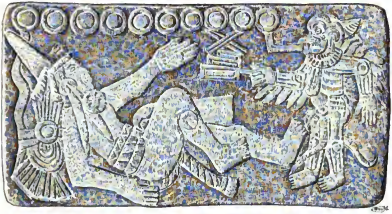
Der Fuego und Acatenango von Antigua aus

Mit herzlichem Vergnügen denke ich an die Tage in Antigua zurück, an die klaren Morgen, wo die dunkle Masse des Fuego fast drohend in die Strassen herniederschaute, an die umwölkten Abende, wenn ich von meinem Fenster aus Wolken und Abendlicht auf der Spitze des Agua ihr Wesen treiben sah; an die Ritte und Fahrten in der Umgebung, an klares Wasser und schattige Bäume.

Wie schade, dass hier nur noch »La Antigua« liegt!



Jicaras von Antigua



Stein von Sta. Lucia Cozumalhuapa, im Museum für Völkerkunde zu Berlin

NEUNTER ABSCHNITT.

Am Fusse der Vulkane.

Die Sta. Lucia-Steine im Museum zu Berlin. — Am Südabhange des Fuego. — Neue Verhältnisse. — Die Waldschlucht. — Elektrisches Licht. — Die Ranchos und ihre Insassen. — Los Diamantes. — Frau Müller und ihre Veranda. — Landschaftliches. — Steinsessel in Chuchú. — Los Tarros und Palo Verde. — Abschied von unsern Pferden. — Pantaleon. — S. Juan Perdido. — Sta. Lucia Cozumalhuapa. — Die hohen Kaffeepreise. — Escuintla. — Amatitlan. — Weibertracht von Palin. — Die Steine von Palo Verde. — Noch einmal Sta. Lucia. — Turibio und Cornelio. — Mein Leben und meine Arbeit in Sta. Lucia.

Im Lichthofe des Museums für Völkerkunde zu Berlin liegen mächtige Steinplatten, mit herrlichen, rätselvollen Reliefdarstellungen geschmückt; steht ein grosses steinernes Opferbecken und andere sonderbare Steinbilder: sie alle miteinander sind bekannt als »die Santa Lucia-Steine«, und das Museum hat allen Grund, auf diesen Besitz stolz zu sein, dessen Erwerbung der Energie seines Leiters, Adolf Bastian, zu danken ist und der thatkräftigen Unterstützung, die er seinerzeit in Guatemala bei dem deutschen Gesandten von Bergen, dem deutschen Gelehrten Dr. Berendt und dem deutschen Ingenieur Napp fand.

Diese Steine waren Ende der fünfziger Jahre entdeckt worden. Anfang der sechziger Jahre wurden sie zum ersten Male von einem Europäer — dem österreichischen Arzte Dr. Habel — gezeichnet, beschrieben

und nach Kräften gegen drohende Zerstörung geschützt. Wenige Jahre vorher hatte man sie bei Anlegung eines Cafetales bei der noch jungen Ansiedlung Sta. Lucia Cozumalhuapa, zwischen dem Südfusse des Fuego und der Küste des Stillen Ozeans, entdeckt. Etwa fünfzehn Jahre später sah sie Adolf Bastian und erwarb sie für das Berliner Museum.

Nun sind aber nicht alle Steine, die Habel, Bastian und Berendt dort bei Sta. Lucia gesehen haben, nach Europa gekommen, und auch sie haben lange nicht alle gesehen, von denen ihnen erzählt worden ist*). Was war natürlicher, als dass uns ein unwiderstehlicher Drang nach Sta. Lucia zog? Hatten wir doch, ihm folgend, die Reise von Mexiko nach Guatemala unternommen. Der Ort ist heute leichter zu erreichen, als es vor zwanzig und dreissig Jahren der Fall war: von der Eisenbahn, die die Stadt Guatemala mit dem Hafen von S. José verbindet, zweigt in Escuintla eine Linie ab, die vorläufig in Sta. Lucia endet, aber in der Richtung über Patulul weiter geführt werden soll, um vielleicht in fernen Zeiten sich einmal mit einer mexikanischen Tapachula-Linie zu treffen.

Wir aber wählten fürs erste den Reitweg, um ein besseres Bild von der Gegend zu bekommen; konnte doch auch unterwegs noch manches zu finden sein. — Wie Antigua die oberste Grenze des Kaffeebaues bezeichnet, so Sta. Lucia die unterste. Hier gedeiht schon Cacao und Vanille und es ist für einen ergiebigen Kaffeebau zu heiss und zu feucht. Der Kaffee liebt am meisten jene herrlichen Gegenden der Tierra templada an dem Abfall der Gebirge nach der Küste zu. Und durch diese von der Natur so reich bedachte, von den Menschen wohlausgenutzte Region ging unser Weg. In den grossen Besitzungen, durch die er fuhrte und die zum grössten Teil in deutschen Händen sind, haben wir viel heitere Ruhetage verlebt, aber auch manche Förderung für unsere Arbeit und unsere Gesundheit erfahren, und wir denken mit Freude und Dank an die dort verlebte Zeit zurück. So wird mir's niemand verargen, wenn ich in dem schönen Landstrich zwischen Antigua und Sta. Lucia ein wenig verweile.

Am 6. Mai ritten wir von Antigua fort und dachten bei guter Zeit die Finca S. Andres Osuna zu erreichen, die nur sieben Leguas (etwa sechs Meilen) entfernt sein sollte. So schien es uns nicht allzu schlimm, dass der junge Rojas wieder einmal die Zeit verschlief und wir erst um sieben Uhr aufbrechen konnten. Der Weg führte durch Ciudad vieja in der breiten Senke zwischen den beiden Vulkanen hindurch, und bald hinter dem Dorfe Alotenango, von wo aus Stoll und Maudsley im Jahre

*) Einer ist leider für immer verloren: als er auf der Reede von S. José verladen werden sollte, riss das Tau und er versank in die Fluten. Diesen kennen wir nur aus einer Berendtschen Zeichnung.





Im Cafetal bei S. Andres Osuna

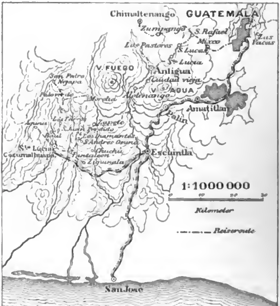
1882 ihre Besteigung des Fuego unternahmen, nahm uns der üppige Pflanzenwuchs einer feuchteren und wärmeren Zone auf. Aber der Weg zog sich merklich in die Länge, es ergab sich, dass die Entfernung 12 Leguas betrug, und eine halbe Stunde ehe wir unser Ziel erreichten, kurz nachdem wir die grosse Pflanzung von El Zapote hinter uns gelassen hatten, gerade inmitten der herrlichsten Gegend, eines von Mahagonibäumen und andern Riesen gebildeten Waldes, entlud sich ein heftiger Gewitterregen, der erste des Sommers, der uns gründlich durchnässte. Bananenhaine, Kaffeepflanzungen, der gute Zustand der Strasse, die rechts und links abzweigenden Wege zeigten, dass wir uns wieder einer grossen Hacienda naherten, und bald waren die ersten Häuser von S. Andres Osuna erreicht, wo wir von dem Vertreter des Hauses, Herrn Linse, freundlich bewillkommt wurden.

Alle Verhältnisse hier waren neu für uns. In Mexiko waren wir nie in das Gebiet der grossen Kaffee-Hacienden gekommen. Auf unserer ersten Reise steckten wir einen grossen Teil der Zeit in den dichten Wäldern der Huaxteka, die noch ihrer Umwandlung in Plantagen harren, und vermutlich — trotz der Bahn nach Tampico — noch ein Weilchen harren werden. In Tancanhuitz freilich wurde auch Kaffee gebaut, aber es waren kleine Gärten, die den dortigen Ladinos gehörten; von einem planmässigen Anbau, einer geschäftlichen Ausbeute war gar keine Rede. Die grossen Besitzungen, die wir damals kennen lernten — bei Cuernavaca, in der Huaxteca, auf dem Wege nach Oaxaca — bauten alle Zuckerrohr, und nur bei unserm sehr flüchtigen Aufenthalt in Orizaba sahen wir grosse Kaffeegärten. Diesmal aber waren wir nur in Chiapas, zwischen Tonalá und Cintalapa, und dann wieder im mexikanisch-guatemaltekischen Grenzgebiet auf grossen Hacienden gewesen. Keine von diesen lag in der Kaffeeregion: es wurde Mais gebaut, in etwas tieferen Lagen auch Zucker, und Vieh gezüchtet. Auch waren ihre Besitzer durchaus Mexikaner und Guatemalteken. Hier nun waren Deutsche die Herren; der Kaffeebau wurde rationell betrieben, alle Errungenschaften der Neuzeit zu seiner Verwertung benutzt.

Ein Cafetal gehört zu den malerischsten Anlagen, die die Landwirtschaft aufzuweisen hat. Da die Pflanzen weder zu grosse Sonnenglut, noch zu heftigen Regen vertragen, so müssen sie geschützt werden, entsprechend der Lage mehr oder weniger dicht. Wo man hochstämmigen Wald zur Anlage der Pflanzung roden muss, lässt man einige breitkronige, nicht zu dicklaubige Bäume als Beschattung stehen. Vielfach werden Bananen zum Schutze verwendet, deren Früchte zugleich als Nahrungsmittel für die indianischen Arbeiter dienen. Man hat daher bei Kaffeepflanzungen nie den langweiligen Eindruck der Regelmässigkeit, wie ihn etwa eine Baumwollenpflanzung, eine Zuckerrohrplantage, ein Agavefeld machen, sondern man meint immer

durch Haine zu reiten, die zwar zum grössten Teil aus dem schönen dunkellaubigen Strauch mit weissen Blüten und roten Früchten bestehen, aber doch im grossen und ganzen gemischten Bestand zeigen.

Vom Berge herunter zog sich eine schmale tiefe Schlucht, an deren Grunde floss ein klares frisches Wasser, das man halbwegs eingefangen und in einen Kanal geleitet hatte, der die beiden benachbarten Hacienden S. Andrés und Los Diamantes, die er von einander schied, mit der nötigen Wasserkraft für die Maschinen versah. Aber auch die Menschen wurden des belebenden Elements froh und hatten sich mitten in dem stark



strömenden Wasser in der Nähe des Hauses ein erfrischendes Bad eingerichtet.

Diese enge, mit üppigstem Pflanzenwuchs erfüllte Schlucht führt uns mitten in die wunderbare, sinnberückende Pracht tropischer Vegetation, die für diesen Küstenabfall gerade so bezeichnend ist, wie für den nordwärts dem Golf zu gelegenen. Es ist weniger die Farben- als die Formenfülle, die das Auge fast verwirrt und berauscht. Zwischen den von Schlingern und Schmarotzern vollständig verdeckten mächtigen Stämmen drängen sich die zierlichen Wedel der Baumfarne, die breiten Blätter der

Coyolli-Staude mit ihren roten Blüten. Ueberhaupt ist rot fast die einzige Farbe, die neben dem Grün auftritt, so dass die auffallend geringe Blütenmenge durch Leuchtkraft ersetzt, was ihr an Buntheit fehlt.

Die Besitzer dieser Hacienden oder, wie man in Guatemala stets sagt, Fincas (ein Ausdruck, der in Mexiko ausschliesslich von kleinen Besitztümern gebraucht wird) leben sehr europäisch; die maschinellen Einrichtungen, das elektrische Licht, die mit Veranden im Schweizerstil umgebenen Wohnhäuser, die Verpflegung — all das bedeutete in unsern Augen, die monatelang nur an landesübliche, einheimische und oft recht ärmliche



Rancheria von S. Andres Osuna

Verhältnisse gewöhnt worden waren, einen hohen Grad von Wohlleben. Das elektrische Licht, diese neueste Kulturblüte, war übrigens für mich stets eine Quelle des Aergers; denn während nach des Altmeisters Vogel Ausspruch sonst die ganze Welt zur Nachtzeit eine Dunkelkammer war, gab es hier kaum ein Fleckchen, um fotografische Platten umlegen zu können, da die elektrischen Lampen auf den »Patios« — den zum Trocknen des Kaffees dienenden zementierten Terrassen — die ganze Nacht hindurch ihr strahlendes Licht verbreiten, um den Wächtern ihr Amt zu erleichtern; denn die zum Trocknen ausgebreiteten Bohnen sind gar angreifliche Ware. Als ich in meiner Not in S. Andres einmal mitsamt meiner roten Laterne

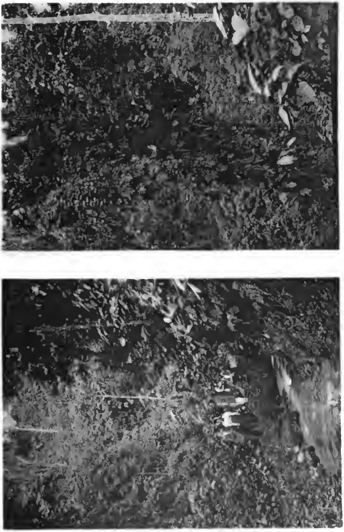
unter einen auf niedrigen Pfählen ruhenden alten Schuppen kroch, meinte der indianische Wächter, es trieben dort unheimliche Geister ihr spukhaftes Wesen und es gelang nur schwer, ihn von meiner Leiblichkeit zu überzeugen.

Wie bei uns zu Lande die Dörfer in der Nähe der Gutshöfe liegen, so dort die Rancherien bei der eigentlichen Hacienda. Meist sind es ganz neue, nach den augenblicklichen Bedürfnissen entstandene Niederlassungen, die dem Ethnologen späterer Zeiten manch harte Nuss zu knacken geben werden. Die Arbeiter sind zwar durchweg Indianer, da aber die Plantagen häufig in dünn bevölkerten, manchmal in ganz menschenleeren Gegenden angelegt werden, so sucht man die Leute von überall herbeizuziehen. Es bestehen da Verhältnisse, die an unsere Sachsengängerei erinnern. Doch



Wohnhaus in Los Diamantes

ausser diesen Gelegenheitsarbeitern, die zur Zeit der Ernte gemietet werden, braucht der Betrieb einen Stamm von Arbeitern, und dieser ist in der zur Hacienda gehörigen Rancheria angesiedelt. Auf diese Weise entstehen neue Dörfer, deren Bewohner oftmals eine Musterkarte verschiedener Indianerstämme und Sprachen aufweisen. Diese Indios werden meist durch Vorschüsse gewonnen, die sie abarbeiten müssen, wodurch sie in ein sehr enges Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Herrn geraten, das häufig zu einem lebenslänglichen wird und von Leibeigenschaft nur dem Namen nach verschieden ist.



In der Schlucht bei Los Diamantes

Oft sind die Rancherien gross, gut und regelmässig angelegt. In S. Andres war man im Begriff, neue Arbeiterhäuser in regelmässigen Reihen in der Nähe der Hacienda zu errichten. Sie waren sauber und wetterfest, aber natürlich war die neue Anlage lange nicht so malerisch, als die alten Rohrhütten zwischen hohen Palmenbäumen. Ein neues Wohnhaus wurde gebaut und der Grundstein zu einer Kirche gelegt. Als wir ein halbes Jahr später wiederkamen, wohnte im neuen hübschen Hause bereits Herr Keller mit seiner liebenswürdigen jungen Frau und die Kirche war fast vollendet.



Der Fuego von Los Diamantes aus

In der Luftlinie ist Los Diamantes keine Bogenschussweite von S. Andres entfernt, aber der Bach, der beide trennt, hat eine tiefe und breite Kluft in das Erdreich gerissen, die in weitem Bogen umgangen werden muss. Nirgends führt eine Brücke über den Bach, der in trockener Zeit auf flachen Trittsteinen leicht zu überschreiten ist, aber zur Regenzeit mächtig und sprudelnd dahin schiesst.

Als wir die Kaffeepflanzungen von Los Diamantes betraten, schienen uns wirklich die weissen Blüten wie Edelsteine aus dem dunklen Laube entgegen zu leuchten. Ein gut gehaltener Fahrweg führte in sanfter Steigung vom Bache aufwärts bis zur Höhe des Hauses. Es war klein und bescheiden, aber die Aussicht von seiner Veranda wundervoll; über

15*

sanft gewelltes, grünes Land, aus dem ein einzelner Fels, der Peñon von Ziquinalá, wie eine Landmarke hervorragte, reichte der Blick bis zum Stillen Ozean, der wie ein breites, silbern leuchtendes Band den westlichen Horizont begrenzte. Nach der Landseite hin überragte der Fuego in düsterer Majestät den Rancho. Gerade vor dem Hause war ein von mächtigen Bäumen beschatteter Platz, auf dem ein grosser Wochenmarkt abgehalten wurde, ein Vorrecht, nach dem alle grösseren Dörfer streben. — An der Ecke gegenüber befand sich eine grosse, sehr gut eingerichtete Tienda, die bei der Nähe von Escuintla — bis wohin während der trockenen Zeit auch Ochsenkarren verkehren können — stets mit guten Dingen versehen war, die allen möglichen Bedürfnissen genügen konnten: da gab es echtes Bier, Kleiderstoffe, Seife, Lichte, Konserven, Brot.

Auch diese Finca gehörte einer Hamburger Gesellschaft, als deren Vertreter Herr Fritz Müller, ein Schweizer, hier wirtschaftete. Seine Frau wusste sich mit der eigenen Findigkeit der richtigen Berlinerin in den gegebenen Verhältnissen prächtig zurecht zu finden und das denkbar beste daraus zu machen. Sie baute Gemüse, hatte ihren Hühnerhof und machte ihren Bedarf an Butter selbst. Aber sie war auch eine flotte, mutige Reiterin und führte ihr Wägelchen wie eine Amerikanerin sicher über die schlechtesten Wege. Dabei stand sie mit allen Leuten im Rancho gut. Die Arbeiter, die die Freude der »niña« für Blumen und Tiere kannten, brachten ihr mit, was sie Schönes in den Waldschluchten des Fuego fanden, und auf der Veranda wuchs es unter freundlicher Pflege lustig weiter; es gab dort stets einen Flor der herrlichsten Orchideen zu bewundern. Sehr ergötzlich war ein zahmes Wildschwein, ein »pecari«. Ein Indio hatte es jung eingefangen, und es hatte sich so an die Köchin gewöhnt, dass es ihr überall hin folgte und der klappernde Klang seiner feinen, harten Hufe lustig auf der Holztreppe zu hören war. Während unserer Anwesenheit brachte einmal ein Mann zwei allerliebste, ganz junge Gürteltiere, die wir mit nach Deutschland nehmen sollten, wozu ich jedoch keinerlei Neigung verspürte. Seltsamerweise haben wir dort nie den hübschen, behenden Nasenbär gesehen, den »tejon«, der in den Wäldern der Huaxteca sein lustiges Wesen treibt und dort als zahmes Haustier in den Gehöften zu finden ist.

Manch heitere Stunde haben wir in dem traulichen Winkel dieser Veranda verlebt und zu diesen gehörte auch der Abend, an dem durch einen glücklichen Zufall sieben Landsleute sich hier zusammenfanden, um bei deutschem Bier und deutschen Liedern der fernen Heimat zu gedenken. Verwundert mag der alte Feuerberg den fremdartigen Melodien gelauscht haben, den heiteren und traurigen Weisen, die bis in späte Nachtstunde zu ihm emporklangen.

* * *



Aussicht von der Veranda in Los Diamantes



Ruhestündchen auf der Veranda

Wir hatten, seit wir Antigua verlassen, nicht viel von Altertümern gesehen. Zwei grosse, ungefüge Steine, die ziemlich roh behauen waren und Zapos (Kröten) vorstellten, lagen auf dem Rande eines der grossen Patios in S. Andres, und unter der Veranda des Hauses hatte man einen ebenfalls ziemlich roh gearbeiteten Affenkopf aufgestellt, einen »Mono«, wie dort fast alle figurlichen alten Darstellungen genannt werden, auch wenn sie menschliche Formen zeigen. Auch in Los Diamantes war ausser einem ziemlich schlechten, affenartigen Steinbild, dessen Fundort nicht einmal feststand, nichts vorhanden. Herr Keller erinnerte sich aber, in der benachbarten kleinen Finca Chuchú früher einige Sachen gesehen zu haben und ritt mit uns hinüber. Der Besuch erwies sich immerhin als erfolgreich, da wir zwischen allerlei Gerümpel zwei merkwürdige, dreibeinige, sogenannte Steinsessel hervorzogen. Die Bedeutung dieser Gerate als Sessel vermag ich nicht recht anzuerkennen, da ich nicht begreife, wie die kleine, leicht nach aussen gewölbte obere Fläche als Sitz dienen kann. Uebrigens werden solche Steine nicht allzu häufig gefunden. Wir erhielten später mit der Sammlung des Herrn Thom noch einen aus Tecpam und mehrere mit der Sammlung Alvarado.


Dreibeiniger Steinsessel
($^1/_4$ der nat. Grösse)

Eines Tages hatte unser Wirt irgend eine Veranlassung, nach der Hacienda Los Tarros zu reiten und machte uns den Vorschlag, ihn zu begleiten, den wir gern annahmen, da Los Tarros als Fundort von Altertümern mehrfach erwähnt wird. Es war ein herrlicher Ritt, ganz geeignet, von der Schönheit des Landstriches ein Bild zu geben; über umbuschte, blühende Hügel, über kristallklare, rauschende Bäche, an deren Ufern die zierlichen Wedel der Baumfarne nickten, durch Wald und Kaffeehaine; durch dunkle Hohlwege und lichtgrune Zuckerrohrfelder; über alte Flussbetten und sanfte Abhänge, die von einer Schlingpflanze mit grünen Teppichen übersponnen waren.

Los Tarros ist eine sehr grosse Besitzung und gehört einer einheimischen Familie. Rancho und Wohnhaus sind in grossem Stile angelegt. Vor dem Hause haben die Pflanzungen einen parkartigen Anstrich. In ihrer Mitte liegt ein kolossales Springbrunnenbecken, an dem die vorüberziehenden Herden ihren Durst stillen. Vermutlich sind zu seiner Herstellung Steine der alten Konstruktionen verwendet, von denen Habel spricht, denn Steine sind hier in der Ebene nicht gerade häufig.

Von Altertümern gab es nichts mehr; was frühere Reisende hier gesehen oder wovon sie gehört hatten, war alles nach Pantaleon gebracht worden. Ein hübsches Thongefäss wurde uns gezeigt, wovon man sich



Wochenmarkt in Los Diamantes

aber nicht trennen wollte. Aehnliche sind in der Sammlung Alvarado vorhanden. Aber man wies uns nach Palo verde, wo wir alte Steinidole finden würden. Wir folgten dem Winke und nahmen bei der Rückkehr nach Los Diamantes den kleinen Umweg über Palo verde.

Durch Potreros und Wald ging der Ritt zum Rio del Tigre oder Sacjahá, einem herrlichen Gebirgswasser, das zwischen der prachtvollen Vegetation seine klaren, sprudelnden Wellen ergiesst. Jetzt war er ziemlich zahm, als wir aber ein halbes Jahr später, zu Ende der Regenzeit wiederkamen und ihn täglich durchreiten mussten, war er tief und reissend und es bedurfte grosser Vorsichtsmassregeln, um unsere Papierabdrücke sicher hinüberzubringen. — Der kühle Platz am frischen Wasser, unter einem schattenspendenden Baume, war verlockend bei der Hitze des Tages. Wir stiegen ab, um zu frühstücken. Bei der Gelegenheit zeigte sich freilich, dass Bananenblätter kein genügender Schutz gegen Hitze sind, denn die herrliche Butter, die wir von Los Tarros mitgenommen hatten, hatte sich in zerlassene verwandelt, für die eine Satteltasche entschieden nicht der richtige Behälter war.

Vom Flüsschen aus ist der Rancho von Palo verde in zehn Minuten erreicht. Wir trafen den Besitzer an, einen alten Guatemalteken, der nicht recht begriff, was wir suchten. Aber wir fanden gleich im Hofe einige skulpierte Steinstücke herumliegen, von denen das eine einen Jaguarkopf vorstellte. Nach mancherlei Fragen erfuhren wir, dass auf dem zu Palo verde gehörigen Grund und Boden, im Walde, nicht weit von dem Wege, den wir soeben gekommen waren, noch mehr Steine liegen sollten, aber nur einige Vaqueros könnten mit Sicherheit die Stelle zeigen. So wurde das auf ein andermal verschoben.

Für diesmal aber ging unsere Zeit zu Ende, und wir mussten daran denken, nach Sta. Lucia hinunter zu reiten. So sassen wir denn eines Tages wieder reisefertig auf unsern Pferden — zum letzten Male. Wir hatten sie hier verkauft, denn ehe sie wieder für eine lange, beschwerliche Reise tauglich waren, mussten sie sich gründlich erholen, was am besten geschieht, wenn man sie eine zeitlang in einem Potrero (eingehegten Weideplatz) frei weiden lässt. Obgleich ich mich oft über die zunehmende Trägheit und den Eigensinn meines Gaules geärgert hatte, empfand ich doch ein wehmütiges Gefühl bei der Trennung; hatten wir doch ein volles halbes Jahr hindurch so manches Leid, so manche Freude miteinander geteilt: gutes und schlechtes Nachtquartier — aber meistens schlechtes; reichliches und mageres Futter — aber öfter mageres; Hitze und Kälte; Ebene und steiles Gebirge — aber häufiger dieses. Es war uns eine Beruhigung, zu wissen, dass die Tiere in gute Hände kamen.

Unterhalb Los Tarros, in der Richtung nach Sta. Lucia liegen die alten Kirchenruinen von S. Juan Perdido, ein Wahrzeichen, das uns deutlich

vor Augen führt, wie schnell in diesen tropischen Waldländern die Ansiedlungen verschwinden. Wir dürfen uns nicht wundern, dass wir nicht wissen, welches Volk die herrlichen Denkmäler hinterlassen, die wir überall in diesem Striche treffen, dass ihre Städte und Niederlassungen gänzlich verschwunden sind: wir müssen uns vielmehr freuen, dass wir überhaupt noch Spuren ihres Daseins finden, wenn Ortschaften weit jüngerer Zeit bis auf zerfallene Kirchenreste dahingegangen sind. In spanischer Zeit muss hier ein volkreicher Ort bestanden haben, der die Anlage einer ziemlich bedeutenden



Kirchenruine von S. Juan Perdido

Kirche verlangte, die wir heute in den Ruinen von S. Juan Perdido vor uns sehen. Wir wissen aber nichts von diesem Orte als seinen Namen; wie dürfen wir erwarten, von einer so fernen Vergangenheit genaueres zu erfahren? Wenn der Mensch seiner Hände Werk hier nicht ununterbrochen gegen die übermächtige Lebenskraft der Natur verteidigt, so sind die Spuren seiner Thätigkeit nur zu bald verwischt, verschlungen von der Tropenwildnis, die das Gebild von Menschenhand hasst.

Unser Weg führte weiter über Pantaleon, die grosse Besitzung der Herreras, wo eine beträchtliche Anzahl von Steinidolen angesammelt ist.





Gruppe von Steinfiguren in Pantaleon

Alle fruheren Reisenden kannten und erwähnten sie und sie sind mehrfach abgebildet und beschrieben worden. Doch ist ihre Zahl im Laufe der Jahre beträchtlich gewachsen, da man alle Funde der Nachbarschaft, auch die von Los Tarros und von S. Juan hier vereinigt hat. Die Stücke sind in einem pyramidenartigen Aufbau zusammengetragen, dazwischen hat man Grünes gepflanzt und ein Springbrunnen wirft einen erquickenden Strahl vor der Gruppe hoch empor. Das ist unstreitig sehr hübsch und malerisch, leider aber trägt es zur schnelleren Zerstörung der Steine bei. Der Springbrunnen machte es unmöglich, die ganze Gruppe fotografisch aufzunehmen; ich musste mich mit Teilen begnügen und auch das erschwerte der Widerschein des Wassers und der Stand der Sonne.

Allgemach schien der Wald sich zum Park zu wandeln. Man baut bei Sta. Lucia noch Kaffee, aber der grossen Hitze wegen braucht er viel Schutz. So hat man im Walde nur das Unterholz entfernt und statt seiner Kaffeesträucher gepflanzt, aber die malerische Wirkung ist unstreitig gelungener als die wirtschaftliche. Der Ort selbst liegt vom Walde eng umschlossen, was ein erdrückendes Gefühl hervorruft. Es ist sehr heiss hier unten und Fieber häufig; Cacao und Vanille wächst wild.

Ein Gasthof war vorhanden, wie man ihn hier erwarten konnte, nur etwas schmutziger als landesüblich. Das Essen war nicht schlecht und es war ein fortwährendes Kommen und Gehen: man merkte den Einfluss der Eisenbahn. Ingenieure, Hacendados, Kaufleute benutzen bis hierher die Bahn und besteigen hier die Pferde, um nach den Fincas zu gelangen. Kaffee war die Parole; Kaffee stand hoch im Preise, und alles war davon durchdrungen, dass er immer weiter steigen würde; niemand schien daran zu denken, dass er mit grösserer Wahrscheinlichkeit einmal herunter gehen könne. Ueberall waren neue Plantagen entstanden, wurden andere angelegt. Die Fortsetzung der Bahn wurde vermessen, kleine Schienenstränge, die den Anschluss der grossen Hacienden vermitteln, wurden gebaut; elektrische Anlagen wurden gemacht, Maschinen aufgestellt. Die Ingenieure hatten Arbeit, die Hacendados hatten Geld, und ihre Frauen kauften den mit Uhren, Schmuck und andern schönen Dingen im Lande umherziehenden Kaufleuten nur zu gern ihre blitzenden Waren ab.

Unser Gasthauszimmer hatte einen kleinen hölzernen Balkon, wenige Fuss über der Strasse gelegen, wo es nach des Tages Last und Hitze ganz angenehm zu sitzen war. In der Nähe war eine Festlichkeit gewesen: ein reicher Mann hatte seinen Namenstag gefeiert. Der Santo wurde über die Strasse getragen, Raketen flogen in die Luft. Ohne Knallen und Branntwein giebt es kein Fest im spanischen Amerika. Allmählich wurde es ruhig. Da, horch! welch' sonderbare Töne! Fast klang es wie Trompeten, fast auch wie das Geschrei von einer ungeheuren Schar von Riesen-

gänsen. Aber dort, wo es herkam, lagen Sümpfe, und es waren Brüllfrösche, die sich des schwülen Frühlingsabends freuten und die beginnende Regenzeit mit Gesang willkommen hiessen.

* * *

Zunächst hatten wir nur negative Erfolge zu verzeichnen. In den meisten Berichten über die Sta. Lucia-Funde ist nur dieser Name erwähnt, als nähere Bezeichnung steht in Dr. Berendts Briefen: Peor-es-nada. Nun wechseln die Namen kleiner Fincas häufig; ein neuer Besitzer, dem der alte Name nicht gefällt, wählt eben einen andern, und so war es uns denn bei der kurz bemessenen Zeit dieses ersten Besuches nicht möglich, die gesuchte Oertlichkeit ausfindig zu machen. Eine Empfehlung an Don Vicente Castellanos, auf dessen Grund und Boden sich Altertümer befinden sollten, führte uns nach seiner Finca Adelina. Das Haus lag auf einer Lichtung im Walde. Don Vicente war nicht anwesend, nur ein alter Mayordomo, ein freundlicher Mann, der uns einige kleine Thonsachen, die hier gefunden worden waren und deren Don Vicente in seiner Stadtwohnung noch etliche besitzen sollte, schenkte. Von Skulpturen wusste er nichts. Ein Stein mit Figuren hätte früher im Walde gelegen, wäre aber nicht mehr da. Der Wald war herrlich, Cacao und Vanille wuchsen darin, im Schutze des schönen Blütenbaumes, der die »Mutter des Cacao« genannt wird, aber wir waren sehr enttäuscht.

Es blieb nichts übrig, als diesmal unverrichteter Sache nach der Hauptstadt zurückzukehren, und zwar mit der Bahn. Durch Wald und Busch und weite Strecken, die von Schlingpflanzen mit grüner Decke überzogen sind, führt die Bahn nach Escuintla. Hier und da sieht man Hügel, die ganz das Ansehen von künstlichen haben, und es sind auch seiner Zeit beim Bahnbau mancherlei hübsche Stücke: Thongefässe und anderes gefunden worden. Die amerikanischen Ingenieure aber schenkten sie ihren Freunden, behielten sie als Andenken, oder verkauften sie. Und so wurde in alle Winde verstreut, was nicht zerschlagen worden.

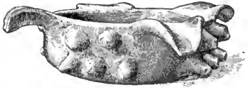
Escuintla ist eine hübsche, freundliche Stadt, die sich ihrer Quellen wegen früher eines grossen Rufes als Badeort erfreute. Die Temporadas sollen sehr vergnügt gewesen sein. Der häufigen Fieberepidemien wegen ist der Besuch stark zurückgegangen. Der Ort hat aber auch ohne dies Bedeutung als Mittelpunkt eines reichen Haciendagebietes, wovon das grosse, luftige Hotel Zeugnis ablegte. Freilich war die Wirtin ein Drache. Wir empfanden die Luft als frischer und weniger drückend wie in Sta. Lucia, was seinen Grund in der höheren Lage des Ortes hat und wohl auch darin, dass der dicke, feuchte Wald nicht so nahe herantritt.

Von Besonderheiten Escuintlas wüsste ich nur die herrlichen, grossen Schwimmbassins zu rühmen, die von Quellen gespeist werden, und die



Cafetal bei S^ta^ Lucia Cozumalhuapa

Eisfabrik, die ihr köstliches Erzeugnis täglich nach der Hauptstadt hinaufschickt. — Wir besuchten im Krankenhaus unsern Burschen Turibio, der unterwegs erkrankt war und von S. Andres aus mit einem Ochsenkarren hierher gebracht wurde. Dann aber hielt uns nichts mehr und wir setzten unsere Fahrt nach Guatemala fort. Der Glanzpunkt dieser Eisenbahnstrecke ist der Amatitlan-See, dessen Südufer die Bahn fast in seiner ganzen Ausdehnung umzieht. Eine Reihe grossartiger Landschaftsbilder zieht an dem Reisenden vorüber. — Mächtige Berge umrahmen den See, die in dem Vulkan von Amatitlan ihren Höhepunkt erreichen. Heisse Quellen entspringen im See, ziemlich nahe der Bahn. Man sieht deutlich den Dampf über dem dunklen Wasserspiegel. Das Städtchen Amatitlan liegt an der Westspitze des Sees, wo ein klares Flüsschen seinen Abfluss bildet. Vom Grunde des Wassers sind verschiedentlich alte Thongefässe eines ganz eigentümlichen Stils empor gefördert worden. Es sind ziemlich flache, aber dicke, schwere Schalen, an ihrer Aussenseite mit Zacken besetzt. Diese Zackenzier kommt freilich auch anderwärts vor — besonders haben wir sie an Chaculá-Gefässen gefunden —, trotzdem sind die Schalen von Amatitlan durch Form und Material so charakteristisch, dass man sie sofort unter andern Altertümern herauskennt. — Zwischen Escuintla und Amatitlan liegt die Station Palin, wo sich die von Deutschen betriebenen Elektrizitätswerke befinden, die sowohl die Hauptstadt als auch die grossen Hacienden, von denen wir soeben zurückkehrten, mit Licht versorgen. Die Frauen von Palin tragen eigenartige Hemdchen, deren Schnitt sonst eigentlich nur in der heissesten Küstengegend gefunden wird: sie haben weiten Halsausschnitt und sind so kurz, dass sie nur die Brüste bedecken. Auf ziemlich lockerem Gewebe von grobem Baumwollfaden sind Brust und Rückenteil sehr reich in blau und rot bestickt. Das Blau hat einen eigentümlich matten, hellen Ton, der mir sonst nirgends begegnet ist, da die Indianerinnen eigentlich die kräftigen, grellen Farben bevorzugen. Zu dem dunkelblauen Rock wird ein sehr breiter, roter Leibgurt getragen.



Schale aus dem See von Amatitlan
(1/4 der nat. Grösse)

* * *

Nahezu ein halbes Jahr war vergangen, als wir am Sonntag, den 1. November, wieder unter strömendem Regen in Los Diamantes einritten, wo des Feiertags wegen lebhaftes Markt- und Festtreiben herrschte.

Wir meinten, es hätte uns noch ein letzter Gruss der abziehenden Regenzeit getroffen, denn oben in Guatemala regnete es nicht mehr. Aber es fiel Tag für Tag gegen Abend oder während der Nacht starker Regen, von heftigem Gewitter begleitet, und wir brachten eine ganze Woche unthätig zu, weil die Wege noch sehr schlecht, die Bäche stark angeschwollen, und an Moldierarbeiten bei dieser Nässe gar nicht zu denken war. Aber die kleinen Ausflüge in die Umgegend, die hübschen Bäder in der klaren, von Zuckerrohr umrahmten Quelle, die ein halbes Stündchen vom Hause entfernt war, die Besuche bei Kellers in S. Andres — all das war nur geringer Trost für die erzwungene Ruhe. Endlich schien es besser zu werden.



Jaguarkopf am Wege zwischen Palo verde und Los Tarros

Ein starkes Erdbeben während der Nacht, das alles vom Lager aufscheuchte, wurde als gutes Anzeichen, als eine Art Krisis betrachtet. Und wenn mir auch der Zusammenhang zwischen dem Grollen des Vulkans und dem Regenwetter nicht recht einleuchten wollte, so muss ich doch bestätigen, dass es sich wirklich aufzuklären begann und wir endlich nach Palo verde reiten konnten.

Dort war bald der Vaquero gefunden, der uns zu den Steinen führen sollte. Es ging wieder über den Rio Sacjahá, in der Richtung auf Los Tarros zu, aber bald bogen wir vom Wege rechts ab, in den Wald hinein, ein dichter, ziemlich trockener Wald. Wo wir vom Wege abbogen, lag

ein grosser behauener Stein, der einen vom Alter und allerlei schädlichen Einflüssen arg mitgenommenen Jaguarkopf vorstellte. Ein paar hundert Schritte waldeinwärts bot sich ein Anblick, der unser Herz vor Freude hüpfen machte: da lagen drei prachtvolle grosse Monolithen, auf ihrer Oberfläche mit Skulpturen geschmückt, die an künstlerischerVollendung den Sta. Lucia-Reliefs nicht nachstanden. Man erzählte uns, dass zur Zeit, als die grossen Steine nach Berlin geschafft wurden, der Ingenieur Napp daran gedacht habe, auch diese hier fortzuführen. Regierungswechsel, Einspruch des Besitzers scheinen ihn daran verhindert zu haben. In der That zeigten die Steine Spuren der



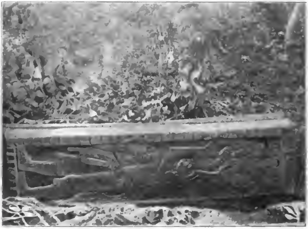
Stein von Palo verde ($^1/_{20}$ der nat. Grösse)

begonnenen Arbeit zum Zwecke der Absägung der behauenen Oberfläche. Auffallend scheint nur, dass Berendt, der gewissenhaft alle Skulpturen, die er sah und deren Fortführung in Frage kommen konnte, abzeichnete, diese Steine nicht gezeichnet hat. Heut wäre eine Ausfuhr so grosser Denkmäler nicht mehr möglich, da sie gesetzlich verboten ist, und wenn auch dies Gesetz fortwährend missachtet wird, so dürfte dies doch nicht so öffentlich vor sich gehen, wie es in einem solchen Falle notwendig geschehen müsste.

Wieder drängten sich die alten, so oft gestellten, nie beantworteten Fragen auf: wo kommen die Steine her? wie kommen sie in diese Lage? was bedeuten sie? wer hat sie geschaffen? Sie sind bestimmt, aufrecht

zu stehen, das ergiebt erstens die Darstellung und zweitens das unbearbeitete Stück am Fussende, das zum Eingraben in die Erde bestimmt ist. Aber haben sie jemals aufrecht gestanden? Nichts spricht dafür; denn wenn sie gewaltsam, sei es durch Menschenhände, sei es durch Naturgewalten, gestürzt worden wären, so wären sie kaum unbeschädigt geblieben, und doch zeigten sie, nachdem die Moos- und Erdschicht, die sie bedeckte, entfernt worden war, tadellose Erhaltung.

Wir begaben uns sofort an die Arbeit und begannen Papierabdrücke zu nehmen. Mit Hilfe eines Feuers, das wir vor der nassen Molde anzündeten, brachten wir das Papier zum Trocknen. Was während unserer Anwesenheit nicht trocknen wollte, wurde durch ein Dach aus Stangen



Stein von Palo verde (1/30 der nat. Grösse)

und Bananenblättern vor drohendem Regen geschützt. Was fertig war, wurde auf eine aus Hölzern zusammengebundene Bahre gelegt, deren vordere und hintere Enden mein Mann und der Bursche fassten, während ich im Schritt mit den drei Tieren voranritt.

Für die Dauer war diese Art des Transportes den etwa anderthalb Meilen langen Weg bis Los Diamantes nicht durchzuführen. Und so folgten wir einer freundlichen Aufforderung und siedelten nach der Finca Morelia über, wo wir unserm Arbeitsfelde bedeutend näher waren. Morelia, ebenfalls deutscher Besitz, liegt dem Fuego ganz nahe, hat infolge davon ein weit kühleres Klima; die Nächte waren sehr frisch. Wir verlebten auch hier einige angenehme Tage mit den deutschen und schweizer Herren, die die Finca bewirtschafteten. Das Haus war ein erst vor kurzem aus

Chicago fertig bezogenes Holzhaus, geräumig und bequem. Es lag auf einem Hügel, an dessen Fuss sich der malerische Rancho hinzog. Abends, nach der Arbeit kamen die Kranken, um sich kurieren zu lassen, was einer der Herren ganz trefflich besorgte. Es war eine Anzahl Leute darunter, die an Elephantiasis oder einer ähnlichen Krankheit zu leiden schienen.

Endlich, nach mehrtägiger Arbeit, waren unsere Abklatsche fertig. Aber ausser den drei Stelen waren noch zwei andere Steine am Orte. Den einen hatten die Leute stets als »Mesa« bezeichnet, und in der That glich seine grosse, runde, glatte Oberfläche einem Tisch. Da er nur wenig über das Erdreich hervorragte, begannen wir ihn auszugraben. Es



Stein von Palo verde (1/30 der nat. Grösse)

zeigte sich, dass der Stein ziemlich tief im Boden steckte und es kam eine grosse steinerne Krabbe zum Vorschein. Schliesslich war noch ein mächtig und tief ausgearbeiteter Reptilkopf vorhanden, der aber auch nicht aufgerichtet stand, sondern lag. So hatten wir auf engem Raume bei einander sechs schöne Stücke gefunden. Wie viele mögen noch in der Nähe verborgen liegen!

Da wir keine Möglichkeit hatten, unsere Papierformen zu verpacken, so machte es einige Schwierigkeiten, sie nach Guatemala zu schaffen. Bis nach Sta. Lucia trug sie ein Indio auf einer Rückenkraxe. Von dort setzten wir uns damit in den Packwagen, wozu uns zum Glück die amerikanischen Bahnbeamten die Erlaubnis gaben.

Diesmal erging es uns in Sta. Lucia besser. Wir hatten herausgebracht, dass Peor-es-nada heute den Namen Bilbao führte und dass dort noch skulpierte Steine zu sehen seien. Man zeigte uns drei mächtige Felsblöcke, die nur mit ihrem oberen Teil aus der Erde hervorragten. An Arbeiten war aber auch diesmal nicht zu denken. Der Kaffee-Ernte wegen waren keine Leute zu haben, und es mussten doch die Steine ausgegraben und Sträucher und Bäume beseitigt werden, wozu wir auch vom Besitzer noch gar nicht die Erlaubnis hatten. Ausserdem regnete es immer noch, woran auch ein starkes Erdbeben nichts änderte. So hiess es, noch zum dritten Male wiederkommen.

* * *



Steinerne Krabbe bei Palo verde

Und ich kam zum dritten Male, aber allein. Mein Mann hatte eben erst einen heftigen Fieberanfall überstanden, so dass es für ihn nicht ratsam schien, sich dem heissen, feuchten Klima von Sta. Lucia auszusetzen; unser Aufenthalt in Guatemala aber neigte sich seinem Ende zu. So blieb nichts übrig, als dass ich versuchte, was ich allein fertig bringen könne. Die Erlaubnis von Don Sinforoso zu allen Arbeiten, die zur Freilegung des grossen Steines notwendig sein würden, war eingeholt; auf die freundliche Unterstützung der beiden jungen Deutschen in der

Ferrateria durfte ich rechnen; unser Mozo war zuverlässig — kurz, ich konnte getrost hinunterfahren.

In Escuintla ist Wagenwechsel und Mittagsstation. Das landesübliche Essen, das in einer luftigen Halle aufgetragen wird, kann vollauf befriedigen und es entwickelt sich ein unterhaltendes Treiben. Ich hoffte, eine Nachricht aus Sta. Lucia vorzufinden, ob mich ein Pferd am Bahnhof erwarten würde. Die Nachricht war natürlich nicht da. Aber ich traf unsern früheren Burschen Turibio, der nach dem Hafen wollte, um sich nach der



Steinerner Reptilkopf von Palo verde

Heimat einzuschiffen. Turibio sowohl als Cornelio hatten uns, seit wir das erste Mal von Sta. Lucia nach Guatemala zurückgekehrt waren, auf keiner weiteren Reise mehr begleitet. Turibio wegen der Krankheit, die ihn ins Krankenhaus nach Escuintla gebracht hatte, und von der er später durch Dr. Scheuer vollständig geheilt wurde; Cornelio, weil er an Fieber litt und vor einer zweiten längeren Reise Angst hatte. Beide waren aber in Guatemala geblieben und hatten Arbeit gefunden. Wir hatten sie öfter gesprochen, auch ihre Korrespondenz mit Tehuantepec

besorgt. Man hatte ihnen von dort geschrieben, dass sie doch zurückkommen möchten, da man ihre Arbeit in der Familie nötig habe; denn dort sah es schlimm aus: die Regenzeit war wenig ergiebig gewesen, die Maisernte missraten und alle Lebensmittel im Preise gestiegen. Turibio hatte erst noch mit seinem Meister — einem Tischler — vierzehn Tage auf einer Finca in S. Salvador gearbeitet und konnte einige Ersparnisse mit nach Hause nehmen, sah wohl aus und hatte arbeiten gelernt; die Fremde war ihm gut bekommen. Nicht so dem hübschen, flinken Cornelio. Er verdiente ein gutes Stück Geld, aber alles vertrank er und hängte es an Weiber, so dass er uns schon um Unterstützung gebeten hatte. Wir gaben ihm Geld zur Heimreise, aber er dachte nicht an die Heimat, obgleich sein Vater ihm bis Tapachula entgegengekommen war. Dass ich nicht weiss, was aus ihm geworden ist, und annehmen muss, er sei gestorben oder verdorben, gehört zu den trüben Erinnerungen der Reise.

* * *

Wie es mir in Sta. Lucia erging, mögen Briefe erzählen:

Sta. Lucia Coz., 10. Februar 97, abends.

. . . . Da ich in Escuintla keine Nachricht wegen des Pferdes erhalten hatte, war meine Ueberraschung doppelt angenehm, als es mich am Bahnhofe erwartete. Ein Ochsenkarren, der irgend eine Carga gebracht hatte und nun leer zurückfuhr, lud für sechs Real mein Gepäck und Pancho auf. Zuerst schien mirs etwas unheimlich, mutterseelenallein auf einem wildfremden Gaule zu reiten. Er erwies sich aber als ein frommes und fleissiges Tierchen, das einen sehr angenehmen Pass geht. Leider werd' ich es nicht so oft benutzen können als ich wohl möchte, denn sein Herr, dem ich natürlich gleich meinen Dankbesuch abstattete, braucht es selbst. Er nahm übrigens nichts bezahlt, sondern war mit der Ehre zufrieden. Ich habe ein Zimmer bei Doña Carolina gemietet (ihren weiteren Namen weiss ich nicht), die eine Tienda hat und ein grosses Haus. Das Zimmer ist luftig, mit einer Thür nach dem Hofe; es steht eine gute Lona darin, ein Stuhl und ein Tisch mit einem Waschbecken. Es ist reinlich und ruhig. — Hier ist es dick bewölkt, als ob die Regenzeit bald beginnen wollte, also abends und morgens ganz erträglich; in den Mittagsstunden aber soll es furchtbar heiss sein. W. (einer der oben erwähnten Deutschen) ist fieberkrank, Don Sinforoso auf einer entfernten Finca; hoffentlich hat er dem Verwalter Bescheid gesagt. Morgen kann ich ohnehin nicht zu arbeiten anfangen, denn da heute Fiesta ist, so sind morgen wahrscheinlich alle Arbeitskräfte unbrauchbar. In Agunà sollen prachtvolle Steine sein. Wenn ich hier fertig bin und ein Pferd geliehen bekomme, möchte ich hinreiten, es sind nur wenige Leguas. Wie mir scheint, werde ich in einer Woche kaum alles schaffen können. Zwischen hier und Pantaleon



Der grosse Stein von Sta. Lucia Cozumalhuapa

sollen auch noch Steine liegen: man spricht von einem »Potrero del Idolo«, der zu Pantaleon gehört, und von einer Finca »El Castillo«, die unserm Freunde Don Vicente gehört. Aber genaues ist natürlich nicht zu erfahren. Ohne Pferd ist man ganz hilflos und kann sich nicht umthun.

11. Februar.

.... Heute war ein fauler Tag, der mit Vorbereitungen verging. Der Verwalter war verständigt: hier gab es also keine Schwierigkeiten. Aber Arbeitskräfte konnte er nicht stellen, da alle Leute weit weg sind »para rozar« (d. h. ihre Felder vom Unkraut und frisch aufgeschossenem Gestrüpp zu reinigen und zur neuen Saat vorzubereiten). Im Gemeindehaus, wo ich auf meinen Brief pochte, hat man mir aber zu morgen früh drei Indianer versprochen. Da die Sonne jetzt sehr scharf brennt, braucht nicht viel heruntergehauen zu werden, um das Papier zum Trocknen zu bringen. Aber das untere Stück des Steines muss ausgegraben und ein Stück Drahtzaun beseitigt werden. Den Adlerstein habe ich noch nicht gefunden. (Es sollte nämlich ein zweiter, dem bei S. José versunkenen ähnlicher, vorhanden sein.) Wenn ich am Dienstag in Bilbao fertig werde, will ich am Mittwoch nach Aguná; auch über Steine bei Patulul hat mir ein amerikanischer Ingenieur Notizen versprochen. Diesen Herrn hab' ich neulich bei Tisch im Hotel kennen gelernt, wo mich zwei einheimische Damen, mit denen ich zusammen esse, zu seinem Beistand aufriefen: der Unselige konnte nämlich trotz mehrjährigen Aufenthaltes im Lande so gut wie gar kein Spanisch, und das wenige, was er konnte, verstand kein Mensch. So was kann einem Deutschen entschieden nicht geschehen.

Heut traf ich zu meiner Ueberraschung Turibio wieder, den ich unten im Hafen wähnte. Die Ueberfahrt sei jetzt so teuer, dass er laufen wolle. So will er denn von hier nach Tapachula. Dort wäre er ja schon halb zu Hause und würde auch weiter kommen. Er war schlecht auf Cornelio zu sprechen.

Pancho benimmt sich sehr gut. Als ich gestern aus dem Hotel kam, wo ich meine Abendschokolade getrunken hatte, wartete er draussen auf mich, da der Fiesta wegen so viel Betrunkene auf der Strasse unterwegs seien.

Als ich heute nachmittag auf der Strasse war, kam ein indianisches Leichenbegängnis mit Kerzen tragenden Frauen und einem Klageweibe. Zehn Schritte hinterher ein elender Clown auf einem Klepper, der in den üblichen jämmerlichen Versen das »publico galan« in den Zirkus locken wollte. Kein Mensch schien den schreienden Gegensatz zu empfinden: man lachte ebenso über das Geheul des alten Weibes, wie über die Mätzchen des Hanswursts. Gerade so gut hätte man über beides weinen können.

16*

12. Februar.

Heute ganz früh zog ich mit meinen drei Arbeitern aus. Es dauerte über vier Stunden, ehe wir das Ungetüm von Stein freigelegt hatten, denn er steckte noch eben so tief in der Erde als er darüber hinaus ragte. Natürlich ist die frisch ausgegrabene Hälfte viel besser erhalten als die andere. Schade, dass Du ihn nicht siehst; er ist wirklich »muy galan«. Er ist ungefähr 3,75 m lang und 3,50 m breit, so dass ich ihn in zehn Teilen abzuformen gedenke, die dann immer noch reichlich gross werden. Da es am Nachmittage sehr heiss war und sich stark bewölkte, so lohnte es nicht mehr anzufangen, da doch nichts fertig geworden wäre. Morgen denk' ich früh an die Arbeit zu gehen. Ob es lohnt, die beiden andern Steine abzuformen, weiss ich nicht. Von Steinen zwischen hier und Pantaleon weiss kein Mensch etwas. Wenn ich nur ein Pferd hätte!

* * *

Der Brief vom folgenden Tage klingt sehr niedergeschlagen. Die Grösse des Steines und seine schräge Lage machten mir, da ich sehr klein bin, wirklich Kummer, denn ich konnte beim besten Willen die mittleren Teile nicht erreichen. Endlich kam Pancho auf den guten Einfall, eine Art Gerüst zu bauen: wir steckten zwei starke, gabelförmige Aeste zu beiden Seiten des Steines in die Erde und legten einen andern quer darüber. Auf diesem konnte ich hocken, während mir der Bursche die eingeweichten Papierblätter zureichte. Auch war das Papier, das man uns nachgeschickt hatte, ziemlich hart und arbeitete sich sehr schwer. Ich kroch am Abend jenes ersten Arbeitstages recht betrübt auf meine Lona. Aber schon am nächsten kehrte mir der Mut zurück.

* * *

14. Februar.

Drei Molden sind fertig! Eine habe ich wegen der sonderbaren Einknickung, die der Stein links unten hat, in zwei Teilen machen müssen; eine andere hat auf dem Transport gelitten, so dass ich ein Stück davon noch einmal machen muss. Kurz und gut, ich sehe ein, dass ich zur Bewältigung des Ungeheuers sicher sechs Tage gebrauchen werde.

Da im Hotel sehr spät aufgestanden wird, gehe ich mit Pancho zusammen zu einer Frau, wo viele Arrieros frühstücken. Dort bekomme ich sehr gute Schokolade und lockeres »Pan de huevos«. Dann wandern wir nach Bilbao — eine gute halbe Stunde bis zum Stein — und das Klopfen geht los. Pancho ist nur zum Wasser holen und Papier einweichen zu gebrauchen, und selbst das gelingt ihm nicht immer. Auch beim Lackieren kann er helfen. Nach einem Abschnitt muss ich ausruhen, da ich wie aus dem Wasser gezogen bin; der Schweiss rinnt mir über die



Stein-Relief bei Sta. Lucia

Augen. Nach einer Viertelstunde kann ich weiter arbeiten. Um 11 Uhr gehe ich nach Hause: waschen, umziehen, frühstücken, die Abdrücke vom Tage vorher nähen und lackieren. Dann Comida (Mittagbrot). Ein Viertelstündchen wird geplaudert. Dann geht's nochmal nach Bilbao, um das abzuholen, was am Vormittag gemacht wurde und inzwischen getrocknet ist, denn da der Stein ausserhalb des eingehegten Cafetales liegt, könnte doch eine neugierige Kuh oder ein Vogel meine mühsame Arbeit respektlos über Nacht verderben. Wir legen die trockenen Papierformen auf ein paar Stangen, Pancho fasst vorn an, ich hinten, und so ziehen wir zum Gaudium der Leute nach Hause; erst durch den Wald, dann bei den einzeln stehenden Gehöften der Indianer vorbei, zuletzt durch die Strassen. — Abends geh' ich noch einmal in den Gasthof, um eine Schokolade zu trinken, wobei ich meist noch eine Ansprache finde, und falle schliesslich todmüde auf mein Lager. Ich bin froh, dass mir das Klima nichts thut. J. und K. (zwei Deutsche) haben auch leichte Fieberanfälle.

* * *

Da sich die Arbeit in die Länge zog, kam mein Mann herunter, um mir zu helfen, bekam aber in der feuchten Schwüle sofort wieder einen Fieberanfall und musste schleunigst zurückfahren. Auch unserm braven Pancho, meinem bisher getreuen Helfer und Wächter wurde die Sache langweilig. Er hatte schon lange Sehnsucht nach der Heimat — ich werde mich im nächsten Kapitel genauer mit ihm zu beschäftigen haben. Nach Aguná wollte er nicht mit: da sei Fieber und der Verwalter sei gestern gestorben. Ich glaube, er band mir ein Märchen auf, aber er wollte eben nicht. Ausserdem war kein vernünftiges Pferd zu haben. Unter diesen Umständen und da auch die Zeit drängte, gab ich alle meine weiteren Pläne auf: Patulul, Aguná, Castillo, Potrero del Idolo sanken ins Reich der Träume zurück und harren auf einen andern, der sie erlöst.

Endlich war mein Stein fertig abgeformt. Ich nahm noch eine Fotografie, die leider nicht nach Wunsch geriet; denn da ich durchaus keinen Abstand gewinnen konnte, musste ich die Aufnahme auf zwei Platten machen, deren eine nicht mehr tadellos arbeitete. Zudem geht ein Stacheldraht quer über das Bild, und die linke untere Ecke ist von einem Baumstamm verdeckt. Trotzdem gebe ich es hier wieder, weil doch die Hauptsache, die prächtige Reliefdarstellung ziemlich gut zu sehen ist.

Ein zweiter, nicht ganz so grosser Felsblock mit Figuren lag mitten in einer Kaffeepflanzung, ein paar hundert Schritt vom ersten entfernt. Er zeigte zwei Figuren, aber ich konnte ihn nicht fotografieren und auch keinen Papierabdruck davon nehmen, da unmittelbar vor ihm ein Kaffeestrauch stand, den der Verwalter durchaus nicht entfernen wollte, obgleich

ich ihm den Wert einer fünfmaligen Ernte der Pflanze anbot. Don Simoroso aber war immer noch auf seiner entfernten Finca. Ein dritter Stein wurde schliesslich noch fotografiert. Er war kleiner, das Relief zierlicher und mehr abgerieben. Auch er steckt noch ein gut Stück in der Erde.

Ohne Arbeiter, mit einem heimwärts strebenden und daher unwilligen Diener blieb mir nichts übrig, als am 21. Februar meine Thätigkeit einzustellen und von Sta. Lucia Abschied zu nehmen. Man trägt aber immer eine stille Liebe im Herzen zu einem Orte, an dem man im Schweisse seines Angesichts gearbeitet hat.



Dorstenia contrajerva L. (Los Diamantes, Schlucht Cucunya)



Pachyrhizus palmatilobus Benth. (zwischen Huaxac kanal und Quen-Santo)

ZEHNTER ABSCHNITT.

Chaculá.

1. Juni bis 1. Oktober 1896.

Aufbruch. — Unsere Tiere. — Pancho. — Regenzeit. — Der Atitlansee. — Ein schlimmes Nachtquartier. — Maskentänze. — Quezaltenango. — Reise. — Huehuetenango. — Die alte Feste Zac-uleu. — Huaxac kanal. — Unsere Wohnung. — Don Antonio Romero. — Unsere Nahrung. — Unsere Arbeiter. — Bei der Arbeit. — Die Höhlen. — Die alte Stadt. — Ein Tagewerk. — Der Weg nach Quen-Santo. — Die Cueva de los Pajaros. — Seltsame Lektüre. — Von Schlangen und Pferden. — Von Wunden. — In der Hacienda. — Andachten. — Freie und Hörige. — Yalomhohoch. — Nach Comitan. — Chincoltic. — Kein Fortkommen. — Don Antonios Streich. — Endlich! — Rückreise. — Der Zypressenwald. — Sta. Elena. — Ein Aussichtspunkt. — Tecpam Guatemala. — Herrn Thoms Sammlung. — Die Mühle. — Ein Blick auf Guatemala.

Die Hinreise.

Nach langer mühsamer Reise waren wir in Guatemala eingezogen und ich will freimütig eingestehen, dass mich der Gedanke nicht mit Begeisterung erfüllte, ein gut Stück des Weges nach verhältnismässig kurzer Zeit in umgekehrter Richtung wieder zurückzulegen, bis nahe zur mexikanischen Grenze, dorthin, wo uns die alten, heimischen Götter zum ersten Male wieder gnädig zugelächelt, nachdem sie so manchen Tag ihr Antlitz vor uns verhüllt hatten.

Viele Wege führen nach Rom und manche nach Chaculá, und wir nahmen für den ersten Teil bis Chiantla den Weg über Quezaltenango,

der zwar ein wenig weiter, aber viel schöner, ja an landschaftlichen Reizen so reich ist, wie wenig andere.

Unsere Pferde waren verkauft, unsere Mozos waren krank. Wir mussten also die Karawane erueuern. Mein Mann hatte für sich ein hübsches Maultier erstanden, dem ich an dieser Stelle einige warme Worte der Anerkennung zollen muss. Diese Mula war schön, kräftig und ging einen gleichmässigen langen Schritt. Dabei war sie gutmütig und durchaus nicht störrisch oder eigensinnig, wie Mulas pflegen. Nur ging sie ungern durchs Wasser und konnte beladene Indianer nicht leiden, dagegen lernte sie sehr bald botanisieren, d. h. sie blieb ruhig neben dem Pflanzenbündel stehen, wenn mein Mann abstieg, um Pflanzen einzulegen. Ich hatte es nicht ganz so gut getroffen. Mein Pferdchen war ein Kind der Ebene und in dieser ging es prächtig auf unbeschlagenen Hufen. Sobald wir aber ins Gebirge kamen und es beschlagen werden musste, ging es stolperig und unsicher, was bei den durch Regen schon glatt gewordenen Wegen und in dem Kalkgebirge eine unbehagliche Sache war. Als wir unser Ziel erreicht hatten, konnte ich es gegen einen starken, sicheren Grauschimmel Eduard Kanters von der Trinidad eintauschen. Man verzeihe mir, dass ich so lange bei den Tieren verweile, aber wer da weiss, was ein gutes Reittier in jenen Ländern bedeutet, wird mirs nicht verargen.



Pancho

Die braune Mula, der Grauschimmel und das brave Tier des Mozo sind uns treue Gefährten gewesen, bis wir das Land verlassen haben.

Ein guter Mozo war in der Hauptstadt schlechterdings nicht aufzutreiben. Es giebt in den umliegenden Dörfern genug Leute, die sich gut zum Bedienen der Pferde eignen, aber zu persönlichen Dienstleistungen sind sie nicht zu gebrauchen. Man vertröstete uns auf Quezaltenango und dort fanden wir auch nach langem vergeblichen Suchen Pancho. Er war ein Mexikaner aus S. Cristobal. Was ihn veranlasst hatte, über die Grenze zu gehen, haben wir niemals mit Sicherheit herausgebracht. Wahr-

scheinlich war er desertiert, wenn er nicht was Schlimmeres auf dem Gewissen hatte. Er war anstellig und anhänglich, nur wenn er betrunken war — und niemand wird sich darüber wundern, dass er es manchmal war, weit eher darüber, dass er es selten war — schimpfte er. Er behandelte die Tiere gut, konnte auch ein wenig kochen und war sehr anstellig. Nur den Indios gegenüber fühlte er sich, mehr als uns recht war, und behandelte sie von oben herab, als ob er ihr Herr wäre und sie ihm unbedingt zu gehorchen hätten. Für ihn waren sie »gente sin razon«, wie sie in den



Der Atitlan-See mit dem Vulkan S. Pedro

Zeiten der spanischen Herrschaft von ihren Herren in kindischer Ueberhebung genannt wurden.

So reisten wir denn am 1. Juni von Guatemala ab in Begleitung eines Arrieros, der uns mit einigen Packtieren und seinem Mozo nach Quezaltenango brachte. Von Antigua nach Quezaltenango führt eine fahrbare Poststrasse und es besteht — mit Ausnahme der schlimmsten Regenzeit — ein regelmässiger Verkehr. Aber es giebt ausserdem einen Reitweg, der zwar nicht näher, aber bei weitem schöner ist, und diesen wählten wir. Er zweigt erst in Patzizia, einem grossen Indianerdorf, von der Strasse ab, die bis dahin ziemlich eben und langweilig über Chimaltenango und Zaragoza führt. Wir hatten schon von der beginnenden Regenzeit zu

leiden und kamen ziemlich nass am Ziele unseres ersten Tagemarsches, in Patzun, an. Die berühmte tägliche Regelmässigkeit der Regenperiode, nach der man angeblich seine Uhr stellen kann, besteht durchaus nicht überall. Im allgemeinen kann man sagen, dass es an der Küste regelmässiger regnet als im Gebirge, und dass die Niederschläge im Beginne des Sommers unregelmässiger verlaufen. Es müssen aber auch die Windverhältnisse in Rechnung gezogen werden. Ja, es tritt mitten in der Regenzeit eine trockene Periode von einigen Wochen ein — die Canícula — auf die man aber nicht mit allzu grosser Bestimmtheit rechnen sollte, wenn man keine Enttäuschungen erleben will.

Wohl ist der Wald der Tropen herrlich in der Fülle seiner Formen; herrlicher die Gehänge der Berge, wo zur Form auch Farbe und rieselndes Wasser sich gesellen. Von wundervoller Herrlichkeit und Grösse aber ist die Landschaft, durch die der zweite Reisetag uns führte. Hoch über dem Ufer des tief eingesenkten Sees von Atitlan geht der schmale Reitweg. Hin und wieder umfasst das Auge die ganze weite Fläche, ahnt die vielen Buchten und Winkel, schwelgt in den machtvollen Linien der Berge, der Vulkane Atitlan und S. Pedro, und schweift über die Einsenkungen zwischen ihnen hinüber bis zu dem schimmernden, leuchtenden Streifen am Horizont: dem Weltmeer. Manchmal schiebt sich ein Vorsprung zwischen den See und den Weg, und dieser senkt sich ein wenig, dann taucht der Blick in waldige Schluchten und zwischen den dunkeln Seitenwänden blitzt das Wasser hindurch. Einsam, in stiller Grösse, ruht die Landschaft zu unsern Füssen: kein Fahrzeug furcht die metallene Fläche, kein freundliches Haus blickt aus dem dichten Ufergrün. Die wenigen Ortschaften am See sind teils in Buchten versteckt, teils liegen sie eine Strecke landeinwärts, von Wald und Hügel verborgen. Diese Einsamkeit, diese Stille erhöhen den Eindruck der Grösse, des Friedens, den jede unberührte Natur auf den Menschen macht. Aber dieser Friede ist trügerisch. Der See ist tückisch — daher seine Stille; die Berge sind thätige Vulkane. Jetzt lagen vereinzelte Sonnenstrahlen über der Fläche und zerrissene Wolken wehten über den Gipfel des S. Pedro. Aber wunderbar muss auch das Schauspiel sein, wenn der Berg Feuer auswirft und der See aufgewühlt zu seinen Füssen schäumt. Diese wundervolle Unberührtheit ist es ja, was wir von Kultur überall eingeengten Europäer bei uns zu Hause stets vergeblich suchen, was immer mehr und mehr Sehnende in die höchsten und gefährlichsten Alpenhöhen und in ferne Länder treibt. Hier ist kein Hotel neben dem Krater des Feuerberges errichtet, keine Dampfpfeife stört die Ruhe der Luft, keine Touristen belästigen den andächtig Geniessenden. Höchstens das »Adios Patron« eines beladenen Indios, oder der Gruss eines einsamen Reiters schlägt an sein Ohr.

Wir dankten den Regengöttern, dass sie uns den Genuss dieses Reisetages nicht verkümmert hatten. Es begann erst zu regnen, als wir schon das schützende Dach des Meson von Sololá erreicht hatten.

Von Sololá aus kann man in einem allerdings sehr starken Tagemarsch Quezaltenango erreichen. Doch als es bereits um ½2 Uhr wieder zu regnen begann, beschlossen wir, in dem grossen Indianerdorf Nahualá zu bleiben. Es ist nicht nur ein grosses, sondern auch ein reiches Dorf, und seine Einwohner bilden eine kleine Insel im Staate, wie das bei grossen, geschlossenen Indianer-Gemeinden nicht selten ist. Sie haben durch Zahlung



Blick auf den Atitlan-See

einer grossen Summe ihre Militärpflicht abgelöst (ob allerdings bei Bürgerkriegen, mit denen ja hier leider immer gerechnet werden muss, der jeweilige Machthaber diese Befreiung berücksichtigt, mag billig bezweifelt werden); sie zahlen ausserdem jährlich eine Summe für die Vergünstigung, keinen Branntwein-Ausschank in ihrem Dorfe zu dulden. Nur einmal im Jahre darf dies Gift in unbeschränkter Menge hereingebracht werden, denn einmal muss jedermann über die Stränge schlagen, und das ist am Tage ihrer Fiesta, dem grossen Tage einer jeden Gemeinde, sie sei gross oder klein, Dorf oder Stadt. Für Nahualá ist dieser grosse Tag Corpus Christi, und wir hatten das Unglück, gerade an diesem Tage dort ein-

zutreffen. Es gehört wirklich nicht zu den Annehmlichkeiten des Reiselebens, an einem Festtage in einem Indianerdorfe zu übernachten. Im Pfarrhause waren so viele Gäste, dass kein Winkel frei war, auch im Innenraum des Schulhauses war nicht unterzukommen. Nur eine Ecke unterm Dach des Gemeindehauses war noch frei, und in der Nähe ein regengeschütztes Plätzchen für die Reittiere, die wir bei diesem Zusammenfluss von Menschen natürlich nicht aus den Augen lassen durften. Mit Mühe und Not brachten wir die Schulmeistersfrau dazu, etwas für uns zu kochen; ihr Mann war betrunken wie das ganze Dorf, die Köchin ebenfalls, die Töchter waren in der Kirche. Noch schwieriger war es, Futter für die Pferde zu beschaffen. In den Häusern war entweder niemand, weil alle Insassen den Tänzen zuschauen wollten, oder sie waren alle so betrunken, dass nichts mit ihnen anzufangen war. Der Pfarrer hatte selbst alle Hände voll zu thun, der Secretario war nicht zu finden, der Schulmeister unzurechnungsfähig, alle andern waren Indianer und also gegen die Fremden von vornherein misstrauisch. Dazu goss der Regen in Strömen nieder. — Als Entschädigung für all das Unbehagen mochte es gelten, dass wir die Festtänze mit ansehen konnten, die im Patio des Pfarrhauses aufgeführt wurden. Es waren Maskentänze, wie sie in vielen Indianerdörfern zu finden sind. Zweifellos ist die Gewohnheit solcher Tänze in ununterbrochener Folge von früheren Zeiten her fortgeführt worden. Aber wie es die Mönche so trefflich verstanden haben, an Stelle der alten Gottheiten überall die christlichen Götter und Heiligen zu setzen, so haben sie auch die alten Tänze der neuen Religion dienstbar gemacht, und so dienen heute sowohl wie in alter Zeit die Maskentänze zur Erhöhung der kirchlichen Feste. Ueber die Bedeutung und den Inhalt des Tanzes konnte ich nicht ins reine kommen; einen Zusammenhang mit dem Frohnleichnamsfeste wusste ich nicht herauszufinden. Teufelsmasken, auch andere derbkomische Masken spielten eine Hauptrolle beim Tanze, der ernst begann und aui burleske Art endigte. Vielleicht würde sich beim genaueren Studium dieser modernen indianischen Maskentänze noch mancher Anklang an längst vergangene Zeiten auffinden lassen.



Indianerin aus der Umgegend von Quezaltenango.
Nach einer in Quezaltenango erworbenen Fotografie

Der Lohn für das ungemütliche Nachtlager blieb aus: am nächsten Tage begann es schon am frühen Morgen zu regnen. Es waren nur sechs

Leguas bis Quezaltenango, aber »leguas largas«. Ein hohes Gebirge war zu uberschreiten, das gewiss herrlich war, aber im dichten Nebelregen sahen wir nur schattenhaft Bäume und Busche an uns vorüber ziehen. Unsere Tiere waren mude und hungrig, wir waren nass und kalt, so gingen wir, um uns zu wärmen, den grössten Teil des Weges zu Fuss und sassen erst im Thale wieder auf. Als wir bei den deutschen Gastfreunden abstiegen, waren wir wie aus dem Wasser gezogen.

Während der folgenden Woche, die wir in Quezaltenango zubringen mussten, schien die Sonne wie zum Hohne blank und lustig ins Thal. Freilich, die dunklen, schweren Wolken, die am Gebirge hingen, liessen nichts gutes erwarten; und wirklich -- kaum waren wir ein paar Stunden



Cerro Quemado vom Wege nach Almolonga

zur Stadt hinaus — so begann es wieder zu regnen. Aber jetzt verfügten wir über ein paar tüchtige Regenmäntel, die wir in einem der grossen Importgeschäfte hatten erwerben können.

Quezaltenango — die Quiché-Indianer nennen es Xelahuh — steht an zweiter Stelle unter den Städten der Republik Guatemala und ist eine Rivalin der Hauptstadt, die es gewiss bald überflügeln würde, wenn es eine Eisenbahnverbindung zur Küste hätte. Auch hier nehmen unter den vielen grossen Importgeschäften die deutschen den ersten Rang ein. Aber nicht nur mit europäischen Waren jeglicher Art wird von hier aus das Land in weitem Umkreis versorgt, auch für mancherlei indianische Bedürfnisse ist Quezaltenango der grosse Markt, z. B. für den derben Baumwollstoff, aus dem die dunkelblauen Weiberröcke bestehen, und für

die Masken, die zu den Festtänzen gebraucht werden. Hier kreuzen und treffen sich viele grosse Strassen und Wege, die nach der Küste hinunter, nach Champerico und Retalhuleu, ins Mexikanische hinein, nach Tapachula und Comitan, nach der Hauptstadt und noch in mancher andern Richtung laufen, daher ist stets Bewegung und Leben in der Stadt. Ihre Lage auf unebenem Boden bringt es mit sich, dass sie nicht unerheblich von dem langweiligen Schachbrett-Stil der meisten amerikanischen Städte abweicht.



Der eingestürzte Krater des Cerro Quemado

Ausserdem besteht der überwiegende Teil ihrer Bevölkerung aus Indios. Und so kommt es, dass sie viel mehr charakteristisches Gepräge zeigt als die Hauptstadt. Von welcher Seite des Gebirges man sich auch nähert, überall sieht man beim Herabsteigen den Ort liegen inmitten eines weiten, wohlangebauten Hochthales. Die Felder sind gegeneinander abgegrenzt durch Streifen hohen, in Büscheln wachsenden Grases, wodurch von weitem die Erinnerung an die holsteinischen Knicks hervorgerufen

wird. Im Westen heben sich unmittelbar hinter der Stadt zwei mächtige Vulkane, der Sta. Maria und der Cerro Quemado empor. Der Sta. Maria zeigt die Kegelform eines Vulkanes in seltener Vollendung; der Cerro Quemado aber, der »verbrannte Berg«, bietet das Bild wilder Zerrissenheit. Sein auf einer Seite abgebrochener Krater ragt als scharfer Grat empor. Um seinen Fuss windet sich der Weg nach dem vielbesuchten Schwefelbad von Almolonga, der weiterhin nach S. Felipe und Retalhuleu führt. Ausser den Schwefelquellen und dem malerischen Anblick seines eingestürzten Kraters, haben die Bewohner der Stadt dem Cerro Quemado



Cerro Quemado von Quezaltenango aus

auch das vorzügliche Baumaterial zu danken, das für die Hauser Quezaltenangos zur Verwendung gelangt: ein weisses, trachytartiges Gestein, das an vielen Stellen gebrochen wird.

Infolge seiner hohen Lage, 2500 m über dem Meeresspiegel, herrscht im Thale das ganze Jahr hindurch eine ziemlich kühle Witterung, die in den trockenen Wintermonaten sogar kalt und rauh ist. Das Klima soll sehr gesund und die Stadt von Krankheiten wenig heimgesucht sein. Doch sagte man uns, dass die Indianer haufig an Herzerweiterung litten, vermutlich eine Folge des Tragens schwerer Lasten in dieser Höhe. — Mais und Kartoffeln, Weizen, Gerste und Hafer gedeihen nebeneinander.



Der Sta. Maria und der Cerro Quemado von der Höhe hinter Olintepec aus gesehen

Auf den unbeackerten Flächen sprosst überall das hohe Kaupengras empor, das für die Landschaften zentralamerikanischer Hochebenen charakteristisch ist.

Die Thalebene von Quezaltenango ist klassisches Gelände. Hier stellten sich dem Pedro de Alvarado die Quiché zum Entscheidungskampfe entgegen, im Vertrauen auf ihre Uebermacht und ihre entschlossene Tapferkeit. Aber die Reiterei der Spanier entschied die Feldschlacht. So viele Indianer wurden erschlagen, dass ihr Blut den Fluss von Olintepec rot färbte, und noch heute heisst er bei den Eingeborenen: Kikel-já, der Blutfluss. — Auch im Unabhängigkeitskrieg und in den Bürgerkriegen war Quezaltenango der Schauplatz heftiger Kämpfe und erlangte traurige Berühmtheit durch so manches Standgericht und vielerlei Gewaltthaten.

Es war nicht ganz leicht, einen Arriero für unser Gepäck zu finden, denn alle sind gegen die Küste oder nach der Hauptstadt zu unterwegs, aber nach der Gegend, in die unser Weg führte, mochte keiner gehen. So kam es, dass wir hier länger bleiben mussten als geplant war. Herr Sauerbrey, der Vertreter des Hauses Keller & Cie., war uns die Zeit über ein freundlicher Wirt und half uns getreulich in unsern Nöten. Nicht nur diesmal, sondern auch späterhin, ja noch zur Zeit als wir schon wieder in Europa waren, förderte er unsere Ziele und Zwecke umsichtig und bereitwillig, wofür wir ihm zu grossem Danke verpflichtet sind.

* * *

Auf dem Wege, den wir Mitte Juni von Quezaltenango aus antraten, kehrten wir Mitte September dahin zurück. Er bot nichts sonderlich bemerkenswertes. Die Gegend ist dünn bevölkert und die Natur ziemlich einförmig. Ein guter, fahrbarer Weg führt in mässigem Anstieg nach dem Dorfe Olintepec, an einem Flusse gelegen, der sein Wasser dem Stillen Ozean zuführt. Von Agaven eingefasst, hinter denen Weizen- und Maisfelder sich breiteten, von Karren, Packtieren, Indianern und modernen Gefährten belebt, rief diese Strecke sizilianische Erinnerungen wach. Oberhalb Olintepec geht es scharf in die Höhe, zum letzten Male öffnet sich ein Blick über den Thalkessel von Quezaltenango, prächtig überragt von dem langen Zackenkamm des Cerro Quemado und dem spitzen Kegel des Sta. Maria, die über den Wolken emporsteigen. Die erste kurze Tagereise endete in Zija. Auf dem Wege trafen wir Haferfelder an. Dazu kalter Regen und die scharfe Höhenluft, da war uns wenig tropisch zu Mute.

Von Zija steigt der Weg stetig bis zu einer Höhe von 3300 m. Oben stehen prächtige Edeltannen; die Vegetation erinnert in allen Stücken an die der Llanos zwischen Todos los Santos und Chiantla. Ein schöner Blick öffnet sich in eine hübsche, von hohen bewaldeten Hängen überragte Thalmulde, in der das stattliche Indianerdorf Calel liegt, und ein

langer Abstieg zwischen Weizenfeldern und unkultivierten Grasflächen führt abwärts über einen lehmigen Hang. Dies war eine schlimme Stelle, denn der Lehm war infolge des Regens so glatt geworden, als wäre er mit Seife eingeschmiert, und die Tiere hatten Mühe, vorwärts zu kommen.

Nun ging es durch wechselnde Landschaften hinunter; zuerst im Zickzack über Grashänge; danach durch ein Thal, das mit seinem über Felsen springenden, von Bäumen umsäumten Bach, mit seinen waldigen Hängen und einzelnen Hütten aufs lebhafteste an die Scenerien der Voralpen erinnerte; zuletzt durch Kiefernwald in das tiefe, von den Gewässern in unglaublicher Weise zerrissene Thal von Agua Caliente. Die Hütten des Ortes liegen weit verstreut in dem vielfach verzweigten Thale; das Gemeindehaus und ein primitives Badehaus befinden sich bei der warmen Quelle. In Europa würde dieses klare und heisse Wasser wahrscheinlich grossen Ruf haben und ein eleganter Badeort die Stelle der ärmlichen Rancheria einnehmen.



Indianer mit Tragband
aus der Gegend von Quezaltenango.
Nach einer in Quezaltenango erworbenen Fotografie.

Nadelgehölz bleibt der vorherrschende Zug im Landschaftsbilde, das nicht viel Abwechslung bietet: Kiefernwald, hier und da ein Rancho, Maisfelder und schöne Ausblicke auf ferne Bergketten und waldige Hänge. Die Jornada bis Malacatan war lang, die Wege glatt, die Witterung trübe und regnerisch, die Tiere hungrig und müde und auch wir waren des ewigen Hinauf und Herunter überdrüssig. So stiegen wir bei einem langen Abstieg von den Tieren und ich ging in schnellem Schritt bergab, ohne mich um die andern zu bekümmern. Ich kam unten an und setzte mich wartend am Wegrande nieder. Niemand kam. Ich wartete immer noch und schon stand die Sonne bedenklich tief. Da sah ich endlich meinen Mann, der trübselig die schwarze Mula des Burschen am Zügel führte. Was war geschehen? Der braunen Mula war es eingefallen, dass es gut sei, nach dem langen Tagemarsch ein wenig zu grasen, wobei sie

abseits ging. Als sie merkte, dass man ihr das verwehren wollte, kratzte sie aus, und da ihr eine fremde, grasende Mula in den Weg lief, so fing auch die an zu laufen, und das rote Pferdchen konnte natürlich der Versuchung nicht widerstehen und rannte mit. Und so rasten nun die drei den Weg zurück, den wir gekommen waren, und mein Mann und der Mozo rasten hinterdrein. Meinem Mann ging bald der Atem aus, er kehrte um und schlich in düsterste Gedanken versunken in den beginnenden Abend hinein; und so fanden wir uns. Was nun, wenn die Tiere in den meilenweit sich erstreckenden Wald liefen? Wenn sie einen Liebhaber



Brücke bei Huehuetenango

fanden? Wenn nun Pancho, den wir doch erst seit zwei Tagen kannten, unehrlich war und mit den Tieren durchging? Wenn sie sich bei der wilden Jagd verletzten? Ganz abgesehen von dem schweren Geldverlust — wie sollten wir weiter kommen? Kurz, die Gedanken wurden immer dunkler und der Abend auch. Aber es giebt einen Schutzgeist, der die Reisenden beschirmt, und er führte nach langem, bangem Harren Pancho mit beiden Tieren wieder zu uns zurück: zwei entgegenkommende Leute hatten ihm geholfen, sie einzufangen. Ziemlich spät erreichten wir Malacatan, wo wir uns nach der ausgestandenen Angst das Abendbrot der freundlichen Wirtin trefflich schmecken liessen.

17*

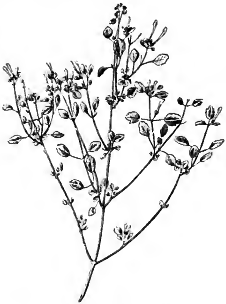
Wir glaubten uns in die heimatlichen Gefilde der märkischen Heide versetzt, als wir am nächsten Tage nach Huehuetenango ritten: Kiefern und schöner, weisser Sand, in den der Sandsteinschiefer durch die atmosphärischen Einflüsse zerfallen ist. Zwischen Malacatan und Huehuetenango scheiden sich die Quellgebiete des Rio Chixoy oder Rio Negro und des Flusses von Chiapas. Diese Wasserscheide hatten wir auf der Reise nach der Hauptstadt zwischen Chiantla und Sta Maria überschritten.

Huehuetenango ist eine freundliche Stadt, eine Zwillingsschwester von Chiantla. Aber durch Verlegung der Jefatura hat man Chiantla die Lebensadern unterbunden, während Huehuetenango sich des Daseins freut. Es ist auf einer Terrasse gelegen, die von Flüsschen und Bächen durchzogen ist, die alle dem Fluss von Chiantla zuströmen. In alter Zeit war es der Hauptort der Mam und nicht weit von der Stadt liegen die Ruinen der Indianer-Feste Zac-uleu, wo sich der letzte König der Mam, Caibilbalam, fast drei Monate lang gegen die Belagerung des Gonzales de Alvarado verteidigte. Und obgleich berichtet wird, dass 1800 Indios in diesen Kämpfen blieben, so zwang doch nur der Hunger die Tapferen, sich den Spaniern zu übergeben. Als Erbauer der Festung wird der Häuptling Lahuhquieh genannt, der sie gegen etwaige Einfälle der Quiché errichtete. 1695 sah Francisco de Fuentes noch so stattliche Ueberreste, dass er ein genaues Bild ihres ursprünglichen Zustandes entwerfen konnte. Heute ist wenig mehr davon erhalten als einige halb zerstörte Pyramiden und wallartige Erhöhungen, deren schräg ansteigende, aus behauenen Steinen aufgeführte Wände mit einer glatten, ehemals rot gefärbten Stuckschicht belegt sind. Heute wächst Gestrüpp auf den Pyramiden; die glatten und die behauenen Steine haben zum grossen Teil willkommenes Material zum Bau des stattlichen Turmes der Jefatura geliefert. Was aber heute noch ebenso ist wie zur Zeit, als so viele Tapfere ihr Leben für eine verlorene Sache dahingaben, das ist die Lage dieser Festung, die sie auch für die Spanier uneinnehmbar machte. Mit bewunderungswürdigem Scharfblick haben die alten Indianer überall die Stellen zu finden gewusst, die durch ihre Lage die Verteidigung erleichterten: vorgeschobene Bergterrassen, breite Hügelrücken, durch Schluchten und Wasserläufe aus dem übrigen Gelände herausgeschnittene Flächen. Dies trifft bei Zac-uleu zu: es liegt am Rande einer von Bächen durchströmten kleinen Ebene, zwischen dem Fluss und einer tief eingerissenen Barranca. Schon jetzt, im Beginne der Regenzeit, ging der Weg zum grossen Teile im Wasser. Was mochten erst die Spanier durchgemacht haben, die Zac-uleu vom Juli bis zum Oktober belagerten!

* * *

Chaculá.

Ich war sehr froh, als wir in der zweiten Hälfte des Juni Chaculá erreichten. Die Reise war beschwerlich gewesen. All das, was sich bei heiterem Himmel so leicht erträgt, wird vom Regen tausendfach verschlimmert. Es ist ein Unterschied, ob man nur müde und heiss und hungrig in ein schlechtes Quartier einrückt, oder ob man auch noch nass dazu ist. Es ist ein Unterschied, ob die Wege nur vermöge ihrer Steilheit und Zerrissenheit schlecht sind, oder ob sie durch den zähen Schmutz, der die Lücken zwischen den Steinen füllt, ganz jämmerlich werden. Es ist ein Unterschied, ob ein lehmiger Hang trocken oder nass ist, ob die Sonne alle Mühsal, allen Hunger hinweg lacht, oder ein trüber Regenhimmel stets mit neuen Güssen droht. Der Gedanke, dass wir von unserm Arbeitsfelde eine Zeitlang festgehalten würden, war so übel nicht, besonders da die Regenzeit hier noch nicht zu ihrer vollen Entfaltung gelangt war. Zehn volle Wochen brachten wir in diesem Erdenwinkel zu, und trotz Anspannung aller Kräfte haben wir erst den Anfang gemacht zu der Arbeit, die hier zu thun ist und hoffentlich auch einmal gethan wird.



Scutellaria Seleriana. Loesener n. sp.
Huaxac kanal

Ueber die Ergebnisse dieser Arbeit zu berichten, ist nicht meine Aufgabe; das ist wissenschaftliches Gebiet und nicht das meine. Ich habe mir nur vorgesetzt, von den äusseren Umständen unserer Reisezeit zu erzählen. So will ich versuchen, ein Bild unserer Leiden und Freuden, unserer Mühen und Erfolge zu entwerfen.

* * *

Es erwies sich bald als gar zu zeitraubend, täglich den schlechten Weg von Chaculá nach Huaxac kanal herunter zu machen, und so übersiedelten wir nach diesem Rancho mit dem poetischen Namen — Huaxac kanal heisst »acht Sterne« —, der am Ende einer flachen, länglichen

Thalmulde gelegen ist. Der grüne Plan ist rings von steinigen, mit lichtem Wald und Busch bedeckten Hügeln eingeschlossen, über die hinweg höhere Ketten ragen. Die kleine Ansiedlung besteht aus einem gut gefugten, auf Pfählen ruhenden Bretterhaus, das als Vorratskammer für den hier geernteten Mais dient. Denn neben dem Weideland waren auch schon kleine Anfänge mit Maisbau und Zuckerrohrpflanzungen im fruchtbaren Thale gemacht. Ausser diesem Hauptbau standen noch sechs Hütten für Arbeiter dort, deren eine uns zum Aufenthalt diente. Die Wände bestanden aus zusammengebundenen Stengeln von trockenem Maisstroh und einem von Holzstangen getragenen Palmstrohdach. Leider war es nicht das berühmte »geflickte«, sondern ein gänzlich ungeflicktes, was in Anbetracht der Jahreszeit höchst unerfreulich war. Da das ganze Karstgebiet unter starkem Windfall leidet, und besonders in die kleine Ebene von Huaxac kanal, über der im Nordosten die Höhen schnell bis zu 1000' und mehr ansteigen, der Wind beständig mit grosser Gewalt stürzt, so hätten wir auch nichts gegen etwas festere Wände einzuwenden gehabt. Das Briefblatt wurde uns unter der Hand fortgeweht und das Umlegen der Pflanzen wurde zu einer Sisyphus-Arbeit. War diese endlich doch trotz flackernder Kerze und Zugluft bewältigt, so mussten wir die Pflanzenpakete sorgfältig in Wachstuch hüllen, da es keine absolut regensichere Stelle im Rancho gab. Um trockenes Papier für das Herbar zu haben, hatten wir ein Gestell aus Stangen und einer Pflanzenpresse aus Drahtgitter hergerichtet, auf dem die Bogen einzeln über dem offenen Feuer getrocknet wurden.

Den Winkel der Hütte, wo das Dach am dichtesten war, hatten wir uns zur Schlafstelle erwählt, ein halbes Dutzend Matten auf die Mutter Erde gebreitet und als Betthimmel die grosse Leinwand ausgespannt, die dazu dient, die Last auf dem Rücken der Tiere während der Reise vor Regen zu schützen. Wenn wir das Licht ausgeblasen hatten und unsere müden Glieder zur wohlverdienten Ruhe streckten, so begann auf diesem Betthimmel über unsern Häuptern der nächtliche Tanz der Mäuse und in unserer Lagerstatt der Reigen der Flöhe und Hühnerläuse und wie das Gesindel sonst alles heissen mag. Bei Südwind kamen noch Mosquitos hinzu. — Einen niedrigen, kleinen Tisch, einen Schemel und einige Bretter, die zur Aufnahme von Vorräten bestimmt waren und an Stricken von den Dachbalken herunter hingen, damit sie für Ameisen unzugänglich wären, fanden wir vor. Und als unsere Hangmatte quer durch den Raum hing, blieb gerade noch genug Platz vorhanden für eine Feuerstelle und für die Steine, Scherben, Schädel, die die Ausbeute unserer Arbeiten waren. In dem kleinen, nach vorn offenen Vorraum, der durch eine einspringende Ecke gebildet wurde, hatte Pancho sein Lager; dort waren auch Sättel und Arbeitsgerät untergebracht. Ein Brett, das an Stricken hing, vertrat die Stelle der Thür.

* * *



Huaxac kanal

In der Hütte, die der unserigen zunächst lag, wohnte Don Antonio mit seiner Familie, und Don Antonio war für uns eine wichtige Person, darum muss ich einige Worte über ihn sagen. Er war eine Zeitlang Mayordomo auf der Trinidad gewesen, und da er, wie man dort zu Lande sagt, ein »hombre curioso« war, d. h. einer, der Gefallen an Dingen findet, die nicht zur täglichen Notdurft gehören, so hatte er den Resten der Alten fleissig nachgespürt und kannte in ziemlichem Umkreise alles,



Don Antonio Romero

was für uns wertvoll sein konnte. Er war zur Zeit ein selbständiger Mann, der vom Besitzer von Chaculá einiges Land gepachtet hatte, ein Haus oben bei der Garita (dem Zollhaus) besass und augenblicklich in der leeren Hütte in Huaxac kanal hauste, wo er Mais baute. Dieser Mann trat für die Zeit unseres Aufenthaltes in der Gegend in unsere Dienste und diente uns treu und zuverlässig; zeigte uns die Wege, beaufsichtigte die Arbeiter, wusste für alles Rat. Nur zum Schluss spielte er

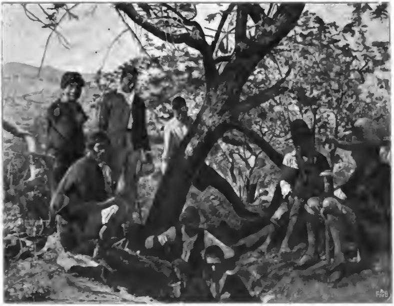
uns einen üblen Streich, von dem ich später erzählen werde, der ihm aber in Anbetracht landesüblicher Sitten verziehen werden muss.

Da es für uns schwierig war, zu wirtschaften, so half uns Don Antonios Frau insofern aus der Not, dass sie uns die Tortillas bereitete und, während wir bei der Arbeit waren, unsern Topf mit Bohnen oder Reis an ihrem Feuer gar kochen liess. Die Verpflegung war überhaupt eine schwierige, nicht immer leicht zu lösende Aufgabe. Mais und Bohnen hatten wir von Herrn Kanter gekauft, und zwar ein Tzontli Mais, d. h. 400 Kolben.

Tzontli ist die altmexikanische Bezeichnung für die Zahl 400, und es ist eine merkwürdige Thatsache, dass Benennungen und Namen in mexikanischer Zunge sich über das ganze, kulturel zwar gleichartige, aber nach Stämmen und Sprachen sehr gemischte Gebiet von Mexiko und Guatemala mit Zähigkeit erhalten haben und von allen gekannt und verstanden werden. Die Namen Comitan und Quezaltenango kennt jeder; Balun kanal dürfte nur im Gebiete der Chiapas-Stämme, Xelahuh nur von den Quiché verstanden werden. Es wäre ein leichtes, eine lange Reihe von mexikanischen Wörtern aufzuführen, die Werkzeuge, Geräte, Früchte, Tiere, vor allem Speisen bezeichnen, die auf dem ganzen, langen Wege von der mexikanischen Nordgrenze bis nach Honduras hin verstanden werden und gewissermassen in den Wortschatz des dort gesprochenen Spanisch übergegangen sind.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu Mais und Bohnen zurück. Der Mais war für die Pferde und für unsere Tortillas; die Bohnen bildeten den Hauptbestand der menschlichen Nahrung. Der Bote, der jede Woche einmal mit Briefen nach Nenton heruntergeschickt wurde und die inzwischen eingelaufene Post mitbrachte, versorgte uns von dort aus mit Kaffee und manchmal brachte er auch Pan dulce mit, wenn nämlich die Frau, die das verstand, gerade einmal gebacken hatte. Brot kennt man ja in jenen Ländern überhaupt nicht. Seine Stelle vertritt die Tortilla, der aus zerquetschter Maismasse ohne jegliche weitere Zuthat hergestellte Fladen. Aber in dengrösseren Orten kennt man die Kunst des Backens sehr wohl und die Frauen stellen ein schmackhaftes sogenanntes süsses Brot oder Eierbrot her, das die Mitte hält zwischen Kuchen und Brot. — Sämtliche übrigen Lebensbedürfnisse mussten aus Comitan bezogen werden, d. h. von jenseits der Grenze. Ein Indianer lief einen Tag hin und einen zweiten zurück, bekam einen Zettel an Lisandro Dominguez mit und einen Ausweis für zufällig ihm begegnende Grenzsoldaten. — Vorzüglich bewährte sich die Erbswurst, die wir aus Quezaltenango mitgenommen hatten, und es war ein grosser Kummer, als sie der Feuchte nicht mehr zu widerstehen vermochte und der verschimmelte Rest fortgeworfen werden musste. Von Zeit zu Zeit ritt Pancho zum Fouragieren auf die im

Umkreise von einigen Leguas gelegenen Indianer-Ranchos. Da brachte er dann eine Flasche voll Schweineschmalz, Panela (rohen, braunen Zucker), manchmal ein Huhn, ein paar Eier, auch Bananen. Einmal schoss der junge Romero, Don Antonios Sohn, ein Reh, und ein anderes Mal Don Eduardo, da gab es frisches Fleisch; aber Wild ist nicht häufig. Einigemal kamen Indios von S. Andres, dem zwischen Nenton und Jacaltenango gelegenen Dorfe, um Palmenblätter zum Flechten von Hüten und Matten und zum Eindecken ihrer Hütten zu holen. Sie brachten von den süssen



Bei der Arbeit in Huaxac kanal

Ananas, den duftenden Mangos, den nahrhaften Aguacates, die in dem heissen Thal des Rio Dolores so üppig gedeihen. Das waren Leckerbissen. — Es mag kleinlich erscheinen, dass ich so lange bei diesen Dingen verweile: für uns bedeuteten sie viel.

* * *

Das Land war wüst und leer, als im vorigen Jahrhundert Leute aus dem in der Sierra gelegenen Dorfe S. Mateo Iztatan einwanderten und sich hier niederzulassen begannen. Deren Nachkommen sind es, die heute in den Ranchos wohnen und die Arbeiterbevölkerung der Fincas bilden,

es ist der den Tzeltal und Zotzil von Chiapas verwandte Stamm der Chuh (spr. Tschuch). Aber die Bevölkerung ist spärlich, und während der ganzen Reise von Guatemala nach Chaculá hatten wir mit Ernst die Frage erwogen, wie es möglich sein würde, Arbeiter für unsere Zwecke zu bekommen. Die Hacendados verfügen nicht über so viele Hände, dass sie etliche davon entbehren könnten, und die freien Leute in den Rancherien arbeiten auch gegen Bezahlung nicht mehr, als zu ihrem Lebensunterhalt nötig ist. Wir hatten schliesslich dem Kommandanten der Garnison von Nenton unser Leid geklagt und dieser hatte uns einen Befehl an die Alcalden der Ranchos von Aguacate, Uxquen und Subajazon eingehändigt, der ihnen aufgab, uns gegen Bezahlung Arbeiter zu stellen. Nun hat der Kommandant von Nenton den Leuten aber nichts zu befehlen, und wir waren in Ungewissheit, was wir ausrichten würden. Don Antonio ritt nach den drei Ranchos und die Alcalden anerkannten die Weisung. So brachte er die frohe Kunde, dass man sich bereit erklärt habe, Arbeiter zu stellen. Wir hatten immer fünf Leute zur Verfügung, die meistens eine ganze Woche hindurch blieben, manchmal nach drei Tagen abgelöst wurden. Ihren Vorrat an Tortillas und Pozol brachten sie mit und davon lebten sie. Das Geld wurde nicht jedem einzelnen ausgezahlt, sondern dem ältesten unter ihnen und der lieferte es seinem Alcalden ab. Denn die Gemeinden leben in gewisser Weise kommunistisch, die Arbeit gehört der Gemeinde und der Alcalde bestimmt, welche Leute sie zu thun haben.

Wir waren mit unsern Indios sehr zufrieden, sie waren willig und geschickt. Freilich, ein so anhaltendes Arbeiten, wie wir das bei unsern Leuten gewöhnt sind, durften wir nicht verlangen oder erwarten.

* * *

Die erste Woche gruben wir in dem Thal von Huaxac kanal einige Hüge' auf; mit wechselndem Glück. Manche enthielten Hohlräume, andere nicht. Manche enthielten Gefässe, andere nicht. Ob wir Gräber oder Hausfundamente vor uns hatten, liess sich nicht immer mit Sicherheit entscheiden. Auch hatte vielleicht ein und der andere Hügel beiden Zwecken gedient, da es bei manchen Indianerstämmen Sitte war, die Toten unter dem Fussboden der Hütte zu bestatten. Im ganzen Thal waren die künstlichen Hügel verstreut, schon von weitem durch schöne Baumgruppen sich anzeigend. Ein Stuck abwärts von unserer Hütte fanden wir die Umfassungsmauern eines Ballspielplatzes; ein Stück thalaufwarts lagen ausgedehnte Ruinen einer hohen Pyramide mit gut erhaltener Treppe und in der Nähe mehrere kleinere Stufenpyramiden. In derselben Richtung noch etwa eine halbe Stunde weiter aufwärts war die »Fledermaushöhle«, in die einzudringen sich unsere Arbeiter anfänglich in abergläubischer



Die Piedra Parada

Furcht weigerten. Da ihnen mein Mann und Don Antonio mit dem Beispiel vorangingen, folgten sie und es wurden aus dem übelriechenden Schmutz der Fledermäuse eine grosse Anzahl Schädel ans Licht gezogen.

Eine kleine halbe Stunde an der südlichen Berglehne hinan und durch eine mit üppigem Graswuchs bedeckte Doline, gelangten wir zur »Piedra parada«, dem aufrechten Stein. Er war, wie ein Denkstein, aufrecht eingegraben, unbearbeitet und ohne jegliche Verzierung, aber an seinem Fusse gruben wir einen sehr grossen, runden, irdenen Topf aus, der Knochen und Asche enthielt. Ein Stückchen oberhalb sprang eine



Künstlicher Hügel mit Bäumen im Llano von Huaxac kanal

bastionartige Mauerung vor und auf ihr gruben wir eine längliche, rechteckige, ausgemauerte Vertiefung auf, die ganz die Form eines Grabes zeigte und in der wir Knochenreste fanden.

Auf der andern Thalseite brachte uns ein etwa ebenso langer Ritt zur »Ventana«, dem Fenster. Da standen wir vor einem in Stufen ansteigenden Bau, in dessen vorderer Mauer ein grosses viereckiges Loch ausgespart war. Was das bedeutete? Wer vermag diese Frage mit Gewissheit zu beantworten? Aber ähnliche Oeffnungen und ein verwickeltes System sehr enger unterirdischer Gänge fanden wir auch an anderer Stelle. Vielleicht bediente sich die Priesterschaft ihrer, um Orakelsprüche zu spenden, um

Räucherwolken aus der Erde aufsteigen zu lassen oder sonst den Gläubigen sinnfällige Aeusserungen einer über- oder unterirdischen Macht zu vermitteln.

Von der obersten Plattform dieser Pyramide aber genossen wir einen herrlichen Blick weit über die grünenden Lande bis zu dem Cerro Ixbul, der die Grenze bildet zwischen den beiden Republiken uud dessen seltsam isolierte Lage es sehr begreiflich macht, dass er in Mythen und Sagen verwebt ist.

Aber unsere Hauptarbeit war nicht in der Thalmulde von Huaxac kanal und ihrer nächsten Umgebung, sondern bei den Höhlen und auf



Kleine Pyramide bei Huaxac kanal

dem Berge unter dem sie lagen. Ein zweistündiger Ritt brachte uns dort hin, da wir jetzt aber gut beritten waren und der Weg eine Reihe von landschaftlichen Schönheiten bot, so empfanden wir das kaum als Unbehagen und beklagten nur den Zeitverlust, der dadurch erwuchs. Wir hatten erwogen, ob es nicht besser sei, unsern Standort bei den Höhlen aufzuschlagen, in einem der wohlgeschützten kleinen Wiesenthäler in der Nähe, aber leider gab es in weitem Umkreis kein Wasser, während das Thal von Huaxac kanal von einem munteren Bergbach durchströmt war, der am tiefsten Punkte des Thales in einem grossen Becken aufgestaut wurde und am Ende der kleinen Ebene spurlos im Boden verschwand. So blieb keine Wahl.

* * *



Aussicht von der Ventana auf den Cerro Ixbul



Die Ventana

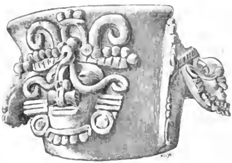
Die dunklen Tiefen der ins Innere der Erde hineinführenden Höhlen und Spalten haben stets unheimliche Vorstellungen im Menschen erweckt. Und mit dieser Furcht wurde zugleich der Wunsch lebendig, die in solch düsteren Wohnungen hausenden Mächte sich geneigt zu machen. So kommt es, dass wir nicht selten in Höhlen alte Kultusstatten finden, und oft auch haben sie zum Versteck gedient, in dem Kostbarkeiten und Heiligtümer den Verfolgern entzogen und gewissermassen unter den Schutz der die Höhlen bewohnenden Götter gestellt wurden.

Schon mehrfach während unserer Reise waren wir auf Nachrichten von Höhlenfunden gestossen. In Chiapas aber hatten die Erzählungen von solchen kein Ende genommen. Doch immer hatte es sich um unsichere Angaben gehandelt. Hier nun fanden wir eine solche Stätte des Höhlenkultus in ausgedehntem Masse. Im spaltenreichen Karstgebirge sind ja weit verzweigte, tief ins Innere dringende Hohlräume keine Seltenheit.

Unser erster flüchtiger Aufenthalt in Chaculá hatte uns schon die Gewissheit gebracht, dass hier ein Schwerpunkt unserer Arbeit liegen würde, und doch war das nur ein ganz kurzer Besuch gewesen. Trotzdem seit der ersten Entdeckung der Höhlen manches verschleppt, manches zerbrochen war, lohnte die achttägige Arbeit doch vollauf. Und längeres Nachspüren würde sicher noch mehreres zu Tage gefördert haben.

Es waren drei grössere Höhlen am Fusse einer steil aufragenden Felswand, die etwa auf eine Entfernung von ein- bis zweihundert Schritt entfernt lagen. Dass diese Felswand den Absturz des Plateaus bildete, auf dem die ausgedehnten Ueberreste einer alten Stadt, oder wenigstens ihrer Tempel und Paläste lagen, wurde uns erst klar, als wir zum ersten Male dort oben waren. Die Höhlen waren sowohl ihrer Grösse als ihrem Inhalt nach wesentlich von einander verschieden. Die kleinste, die zweite in der Reihe — eine flache, nischenartige Vertiefung in der Felswand — enthielt nur einen länglichen Stein, der neben einem andern sockelartigen Steine an der Erde lag, von dem er augenscheinlich herabgestürzt war. Wir richteten ihn wieder auf, um ihn zu fotografieren. — Weit ausgedehnter waren die beiden andern Höhlen und auch die Funde reicher und verschiedenartiger. Die erste enthielt wüst durcheinander geworfene Steinbilder, zum Teil von ausgezeichneter Arbeit und ganz eigentümlichem Stil. Eins der hervorragenden Stücke war eine Figur von etwas über einem Meter Höhe, die ein doppeltes Katzengesicht zeigte. Von einem Halsband hingen an Schnüren Menschenköpfe mit langen Haaren auf den als runde Säule behandelten Körper herab. — Ausser diesen Steinbildern aber fanden sich überall verstreut und unter Erde und Steintrümmern vergraben Thonbruchstücke seltsamster Art. Bei weiterem Graben wurde ein Grab gefunden, das ein Skelett nebst Beigaben enthielt.

Bei weitem am ausgedehntesten war die dritte Höhle, zu der ein steiler Abstieg hinunter führte. Ueber ihrem Eingang hing drohend eine Felszacke herab und unter dieser stand ein seltsames Steinbild mit dem für die Figuren der dortigen Gegend bezeichnenden hohen Kopfaufsatz. Als ich dies Bildnis fotografierte, kauerte Don Antonio daneben, um als Massstab für die Grösse zu dienen. Aufrecht zu stehen gestattete die niedrige Decke des Raumes nicht. — Weiter im Innern, an einer Stelle, wohin kein Tageslicht mehr drang, fanden wir zwei aufrechte Steine nebeneinander stehen. Unsere Iudios behaupteten, das sei ein Altar, und wirklich machte die Anordnung diesen Eindruck. Der eine Stein war zerbrochen, sein oberer Teil wahrscheinlich durch herabfallendes Gestein abgeschlagen, denn ringsumher war alles mit Steintrümmern bedeckt. Auch hier gab es überall Bruchstücke von Thongefässen und Figuren.



Das Thongefäss aus dem Loch in der Felswand
(1/4 der nat. Grösse)

Seitwärts von dem Höhleneingang war etliche Meter über dem Erdboden eine Spalte in der Felswand. Es reizte Pancho, da hinauf zu klettern; Don Antonio und mein Mann folgten, und siehe da, es fand sich an dieser schwer zugänglichen Stelle eine schöne, gut erhaltene Thonschale mit frei herausgearbeiteten Köpfen an den vier Seiten. Es machte nicht geringe Schwierigkeiten, das zerbrechliche Stück von der gefährlichen Stelle heil herabzubringen. Dieser zufällige Fund lässt ahnen, an wie manchem Ort noch ähnliche Schätze verborgen liegen mögen. Man müsste in jede Spalte gucken — und ihrer sind im Karstgebirge unzählige —, man müsste überall, wo eine Steinsetzung durch ungewöhnliche Form auffällt, den Spaten ansetzen — und jahrelange Arbeit würde nicht zum Ende führen.

Oberhalb nun dieser Felswände lag die ausgedehnte Platte, auf der die alten Reste — Hügel, Stufenpyramiden, Treppen, ummauerte Höfe, Steinbilder — eng gedrängt bei einander standen. Von den Höhlen unmittelbar zugänglich war diese Höhe nicht. Freilich fanden wir später in der Nähe die Trümmer einer mächtigen Pyramide mit einer umgestürzten Steinfigur, und von dort aus führte ein schmaler, steiler Weg zum Plateau empor. Doch war er für Pferde unpassierbar und auch für



Blick aus der Höhle III ins Freie



Inneres der Höhle I mit Steinfiguren



Das Idol am Eingang zu Höhle III



Altarähnlicher Aufbau in Höhle III

Menschen unbequem genug und wir benutzten gewöhnlich den natürlichen Zugang, die einzige Stelle, an der die sanft geneigte Felsplatte mit dem umgebenden Gelände verbunden war, während sie sonst an allen Seiten tief abstürzende Felswände wie eine Insel aus der üppigen Vegetation der Schluchten emporhoben, dass sie wie eine von natürlichen Wallgräben umzogene Festung da stand. Es war ein herrlicher Platz. Nach allen Seiten Ausblicke in Nähe und Ferne, auf blaue Berge, hell grünende Wiesenthäler, dunkel bewaldete Abhänge und Schluchten. Idyllische Ruhe, vollkommene Weltabgeschiedenheit! Vogelstimmen waren die einzigen Laute, die an unser Ohr drangen, und so weit das Auge reichte, war kein



Bewaldete Barranca bei Quen-Santo

Haus, keine Hütte, kein Mensch zu entdecken. Aber so weit Auge und Ohr reichte, war auch weder das Blinken eines Wasserspiegels zu erspähen, noch das Murmeln einer Quelle zu hören. Wieder tauchte die alte Frage auf: woher nahmen die Leute hier oben das zum Leben notwendige Wasser? Sind die Quellen im Kalkgestein versickert? Sind sie verschüttet worden, als man die Stelle verliess, um sie für spätere Zeiten unbewohnbar zu machen? Kannten die alten Bewohner geheime Zugänge zu verborgenen Wassern? Aber würde dann nicht einmal die Spur eines Wildes dorthin führen? Nichts als ein günstiger Zufall kann die Lösung des Rätsels bringen.

Eine wahrhaft grossartige Pflanzenwelt bedeckte die ganze Stätte. Es war nicht die zu dichter Masse verwebte Ueppigkeit des eigentlich tropischen Urwaldes, in der die einzelnen Formen kaum mehr zur Geltung kommen; es war auch nicht der lichte, aus Eichen und Erikaceen gemischte Bergwald, sondern ein Mittelding zwischen beiden. Herrlich entwickelte Bäume verschiedenster Art bildeten Gruppen, die besonders auf



Zypresse

den kleinen Stufenpyramiden zu künstlerischer Wirkung gelangten. Da waren Zypressen mit weit ausladender Krone und satter Färbung, Akazien, Kopalbäume mit frischem Grün; hier und da eine Fächerpalme, dazwischen der sonderbare, Memelita genannte Baum, der Feige verwandt, mit fleischigen, viertelzentimeter dicken Blättern und runden Früchten, die in der Reife sternartig aufspringen. Dann ein Chinilté genannter Baum mit hartem, rotem Holz, aus dem die alten Bewohner ihre Lanzenschäfte und



Steilabsturz des Plateaus der alten Stadt



Barranca-Wand bei der alten Stadt

Wurfbretter schnitten. Und noch viele andere trugen dazu bei, die Mannigfaltigkeit von Form und Farbe zu vermehren. Stellenweise aber gab es auch dichtes, durch stachelige Agaven und herabhängende Lianen schier undurchdringlich verstricktes Gestrüpp, durch das nur das Buschmesser einen Weg bahnen konnte. Auf den Bäumen aber machten sich Kakteen, Orchideen und andere blütenreiche Schmarotzer breit.

Es schnitt mir jedesmal ins Herz, wenn wir mit Axt und Buschmesser und Spaten in dieser schönen Wildnis hausten; es schien wie ein Vandalismus, diese Herrlichkeit anzutasten, und mit Kummer ruhte mein Auge manchmal auf der Verwüstung, die wir anrichten mussten, um hier ein Gemäuer freizulegen, dort einen Hügel auf seine Eingeweide zu prüfen. Wie schwer wurde uns nach langen, arbeitsreichen Wochen der Abschied von dort oben, von den heiteren Fernsichten, den rötlich leuchtenden Felswänden, von allem, worin das Auge so oft geschwelgt, von all den schönen, stillen, sonnigen Stunden, die wir dort verbracht! Hier schien die Sonne, wenn es in Chaculá regnete. Ich glaube, auch unsern Tieren wäre es wehmütig ums Herz geworden, wenn sie gewusst hätten, dass sie das fette, duftige Futter, das zwischen den Steinen so reichlich wuchs, zum letzten Male rauften.

* * *

Nunmehr gestaltete sich unser Tagewerk ziemlich regelmässig in folgender Weise: Um sechs Uhr oder noch früher wird aufgestanden; Pancho macht ein Feuer auf dem Boden unserer Hütte und wir kochen Kaffee, zu dem einige Cakes gegessen werden. Gegen sieben Uhr marschieren unsere Arbeiter ab und etwa eine halbe Stunde später folgen wir mit Don Antonio nach. Wir haben drei Leguas, d. h. etwas mehr als zwei deutsche Meilen zu reiten, ehe wir an unsere Arbeitsstelle kommen. Erst muss das Thal von Huaxac kanal seiner ganzen Länge nach durchmessen werden — eine mit Gras und Akazien bestandene Fläche, auf der Rinder und Pferde weiden. Neugierig bleiben die Tiere stehen und eilen dann furchtsam zur Seite. Manchmal jagen Aventaderos über den Plan, um die Herden zusammenzutreiben, wahrhaft klassische Gestalten, in braunem Wollkittel, Strohhut und weissbaumwollenen Hosen, Unterschenkel und Knie durch lederne Beinschienen antiker, römischer Form geschützt, der nackte Fuss im Steigbügel. Hin und wieder umhegt eine Steinmauer ein Maisfeld, eine kleine Anpflanzung von Zuckerrohr. Dazwischen ragen die mit schönen Baumgruppen bewachsenen künstlichen Hügel auf — die Zeichen der alten Besiedelung.

Am Ende des Llano geht es den steinigen Hang in die Höhe, und wer Karstgebiete kennt, weiss, was das für Wege sind, namentlich, wo es einmal steil hinauf und hinunter geht. Zu Anfang stiegen wir auf solchen

Wegen ab, um unsere Tiere zu schonen. Wir lernten bald, dass es wichtiger war, die eigenen Kräfte zu Rate zu halten und blieben unbekümmert im Sattel, selbst wenn es steil hinunter ging. Man bekommt allmählich unbegrenztes Vertrauen zur Klugheit und Sicherheit der Reittiere. Freilich muss man auf den Weg, auf herabhängende Zweige, auf Steinblöcke, Dornen und alle Hindernisse scharf achten. Ueber einen steilen, steinigen Hang, von einigen Dolinen in verschiedener Höhe terrassenartig unterbrochen, geht es etwa 100 Meter aufwärts. Auf der Höhe treffen wir den Camino real, der von Comitan über Canquintic nach Nenton führt. Sehr



Terrassierung zwischen Huaxac kanal und Quen-Santo

belebt war er nicht, nur manchmal trafen wir reisende Indianer, die in ihrer Rückenkraxe, dem »cacaxtli«, Handelswaren trugen, und vor denen die braune Mula jedesmal einen scheuen Seitensprung machte.

Scharen von grünen Papageien flogen von rechts her auf. Sie hatten ihre Ansiedlung in der »Cueva de los Pajaros«, der Vogelhöhle. Das ist einer jener tiefen Einbrüche, deren ich früher bereits erwähnt habe; mehrere hundert Fuss tief und fast kreisrund. Wo die senkrechten Wände der Tiefen dem geschickten Fuss des Menschen einen Zugang bieten, wird ihr Grund gern zur Anlage von Aeckern benutzt, da hier eine natürliche Mauer die Feldfrucht vor dem Ungeschick und der Begehrlichkeit weidender Tiere

schützt. Hier aber war der Kessel völlig unzugänglich, und so hatte sich auf dem Grunde dieses Riesenschachtes eine üppige Vegetation angesiedelt und ebenso ungestört wie diese hauste hier eine blühende Papageien-Kolonie. Aber an dieser Stelle wurde uns wieder einmal eines jener unlösbaren Rätsel aufgegeben, an denen die Vergangenheit dieser Länder so reich ist. An einer Wand waren Spuren menschlicher Thätigkeit zu sehen, an einer Stelle, die ganz unzugänglich erschien: es sah aus wie eine Wasserleitung und daneben war eine Figur gemalt. Leider gab es keinen Standpunkt, der es gestattete, eine Fotografie von dieser Merkwürdigkeit zu nehmen. Man müsste, falls man Untersuchungen machen wollte, sich an sehr langen und starken Tauen hinunterlassen, und das wäre der brüchigen Ränder wegen nicht ohne Gefahr. Also bleibt die Frage offen: Was bedeutet die Vorrichtung? Wie kam ein Mensch dort hinunter, um sie anzubringen? Ist der tiefe Einsturz erst später erfolgt? Und was der Fragezeichen mehr sind.

Der Weg stieg ganz allmählich eine lange thalartige Senke hinab, durch prächtigen Eichwald, anfangs steinig, dann über schönen, fruchtbaren, grasbewachsenen Boden. Freilich geht es auch hier nicht gleichmässig vorwärts, denn in Abständen von 50—100 Schritt folgen unausgesetzt quer über den Weg laufende Steinsetzungen. Durch diese niedrigen Steinreihen dämmten die Alten die Erde auf, schufen eine lange Reihe kleiner, ebener Terrassen und machten so jeden Fussbreit fruchtbarer Erde dem Feldbau nutzbar. Diese kleinen Hindernisse unterbrechen fortwährend den munteren Trab der Tiere. Aber es ist wunderschön in diesem Walde. Die prächtigen Bäume weit ausladend nach allen Seiten, die dichte grüne Bodenbedeckung, auf der die durch das Geäst fallenden Sonnenlichter spielen, graue Felsblöcke wie absichtlich von ordnender Hand hineingesetzt, und nach vorn durch die lange, schmale Senke ein Ausblick auf ferne, verblauende Bergrücken und Höhenzüge. Und von Tag zu Tag wurde es schöner, denn der Regen lockte Blüten und Blumen hervor.

Endlich kommen wir auf eine kleine, grasbedeckte, von lichtem Wald umgebene Ebene, die links von einer niedrigen Hügelreihe begrenzt wird, schwenken rechts vom Wege ab und erreichen bald den Rand einer schönen Senke, über der ein langer Hügelrücken und mehrere Kuppen aufragen. Die herrlichen Baumgruppen auf den überall verstreuten künstlichen Hügeln und kleinen Pyramiden geben dem Platz das Ansehen eines mit künstlerischem Feingefühl angelegten Parkes. Die Büsche dunkler Lebensbäume heben sich kräftig von dem vielfach schattierten Grün und dem saftigen hellen Wiesengrund ab, und unter dem blauen, leicht bewölkten Himmel gab es eine prächtige Farbenstimmung. In dem kleinen Thal stand ein altes Gemäuer, das mit einer merkwürdig scharfen Ecke in den

18*

lichtgrünen Wiesenplan hineinschnitt. Es sah so aus, als sei es einmal etwas besonderes gewesen, und ein Steinkreis gerade davor liess uns eine Ausgrabung lohnend erscheinen, bei der auch wirklich die Bruchstücke einer grossen Gesichtsurne und einige zerfallene Knochen zu Tage kamen. Bei dieser scharfen Ecke ging es geradeaus zu den Höhlen, rechts hinauı mussten wir uns mühsam über Steine und zwischen Gebüsch hindurch unsern Weg zur alten Stadt suchen, von der man hier unten freilich nichts wahrnahm, ebensowenig wie von den tiefen, mit Urwald erfüllten Schluchten, die das Plateau, auf dem sie liegt, aus dem übrigen Gelände herausschneiden.

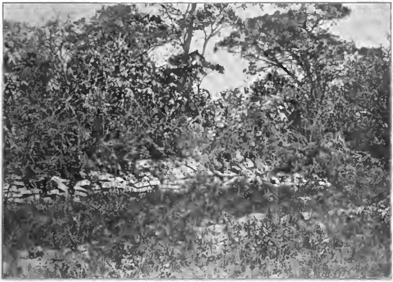


Vegetationsbild bei Quen-Santo

Nach wenigen Minuten sind wir an die Arbeitsstätte gelangt, sei es zu den »Heiligen Höhlen, Quen-Santo«, die im Grunde der schattigen Barranca in die Felswand hineinführen, sei es auf die luftige, windgefegte Höhe der »Casa del Sol«, des Sonnentempels, oder zu der alten Stadt. Die Tiere werden abgesattelt und weiden frei in dem hohen süssen Grase. Nur Don Antonios altem, zähem Knochengaul werden die Vorderfüsse gefesselt, denn er weiss zu gut Bescheid, weiss, wo die saftigste, schmackhafteste Weide ist und würde sie ohne Gewissensbisse aufsuchen. Ja, er verführte einmal nachts auch unsere Tiere, ihm auf die fette Weide bei

der Piedra parada zu folgen, wo die nach allen Richtungen ausgeschickten Vaqueros endlich nach langem Suchen die ganze Gesellschaft ruhig und friedlich grasend bei einander fanden.

Wir begeben uns an die Arbeit, die mannigfacher Art ist. Zwischen 11 und 12 Uhr wird ein Feuer angemacht, ein Kessel mit Wasser — mit dem aber sparsam umgegangen wird, denn die Indios haben es von Huaxac kanal mitgeschleppt — ans Feuer gerückt, um eine Tasse Thee oder Kaffee zu kochen. Die Tortillas werden in der heissen Asche geröstet; ein wenig Käse, ein Rest schwarzer Bohnen vom gestrigen Mittagsmahl,



Längliche Terrasse in der Mitte des Tempelhofes der alten Stadt

oder ein paar Sardinen bilden den einfachen Imbiss. Auch unsere Arbeiter machen eine Frühstückspause, rösten ihre Tortillas und rühren ihren Pozol mit Wasser an. Während dann alles wieder an die Arbeit ging, lag ich ein halbes Stündchen im Grase, im Schatten eines Steines, umduftet von würzigen Kräutern, umweht von sommerlichen Lüften, umschmeichelt von den mannigfachen Vogelstimmen, um mich rätselvolle Trümmer, über mir herrliche, rauschende Baumwipfel und einen unendlich hohen Himmel. Und was auch für Gedanken kamen und gingen, der eine behielt doch immer die Herrschaft: wie schön ist es hier, könnt' ich hier Hütten bauen!

Um drei, vier Uhr vernahmen wir das erste ferne Donnergrollen. Das war das Zeichen zum Aufbruch. Im Anfange kamen wir noch trocken ins Quartier, bei prächtiger, goldiger Abendbeleuchtung; mit vorschreitender Regenzeit mussten wir darauf gefasst sein, nass zu werden, ja allmählich wurden wir gewohnt, an einer ganz bestimmten Stelle die Regenmäntel umzunehmen. Oft auch ritten wir den ganzen Weg im Nebelgeriesel. Auch der Rückweg bot hübsche Bilder, besonders von der Höhe, von der man zuerst das Thal von Huaxac kanal überblickt. Dahinter ragt die hohe dunkle Sierra auf, die das Gebiet von Chaculá von den Thälern von



Hügel 23 in der alten Stadt

Iztatan und Solomá trennt, ein breiter waldbedeckter Rücken, wie der Taunus, nur weit höher. An ihrem Fusse breitet sich eine scheinbar ebene. felsige und bewaldete Platte aus, in der aber viele Thäler und Thälchen eingebettet sind, und in die auch, wie ein tiefer Kessel, die lange fruchtbare Doline von Huaxac kanal eingesenkt ist. Vor uns lag das ganze Thal ausgebreitet, und darüber spannte sich oftmals ein prächtiger Regenbogen Schnell klettern unsere Tiere den letzten steilen Hang hinab und eilen zum Staubecken inmitten des Thals, wo wir sie tränken, und wenige Minuten später sind wir daheim, wo uns die wirtschaftlichen Sorgen erwarten. Pancho macht Feuer, holt aus der Nachbarhütte, was man für uns im

Laufe des Tages bereitet hat. Unsere eigene und Panchos Kochkunst hilft noch mit dem oder jenem nach. Und während es durchs Dach regnet und der Wind durch die Wände fährt, erlaben wir uns an dem wohlverdienten, je nach der Gunst des Tages mehr oder weniger üppigen Mahl, für das die kleine, wackelige, mit einem weissen Handtuch bedeckte Bank als Tisch dient, während uns der Rauch des offenen Feuers daneben, an dem unser Kaffeewasser kocht, ins Gesicht weht.

An Ruhe war aber noch nicht zu denken. Zuerst mussten die Pflanzen eingelegt und umgelegt, die Scherben geordnet und mit Zetteln versehen werden. Oft gab es auch höchst wichtige Flickarbeit an Kleidern und an Papierabklatschen, und schliesslich wollten die Niguas — Sandflöhe — sachgemäss



Hinterseite der Casa del Sol

behandelt sein. Die Nigua ist das angenehme Geschöpf der amerikanischen Tropen, von dem Humboldt sagt: »wenn der Sandfloh springen könnte, so wäre der grösste Teil der Tropen unbewohnbar.« Nun, ganz so schlimm ist es nicht, aber freilich muss man auf der Hut sein und sowie man das sonderbare Stechen und Brennen spürt, unverzüglich die Ursache, d. h. den Eiersack, entfernen. Meist legt die Nigua ihre Eier unter den Fussnagel, aber auch andere Stellen verschmäht sie nicht. Wird der Eiersack nicht sofort und gründlich beseitigt, so entstehen abscheuliche Geschwüre. So ist es wohl denkbar, dass bei ungenügender Achtsamkeit an Orten, wo sie häufig vorkommt, die Nigua in der That verheerend wirken kann. Wir gebrauchten die Vorsicht, die operierte Stelle sofort zu desinfizieren. War dann wirklich noch ein Restchen zurückgeblieben, so starb es ab und wir hatten in

keinem Falle über üble Folgen zu klagen. Ganz besonders berüchtigt wegen dieser Plage ist die ganze Gegend von Comitan.

Erst wenn alle diese wichtigen Obliegenheiten erledigt waren, war Feierabend, und wir konnten schreiben, lesen oder schlafen gehen. Da Herr Kanter eine Menge Bücher besass, hatte ich ihn gebeten, mir einige zu borgen. Leider war das meiste in Kisten verpackt und er gab mir



Steinkopf aus Quen-Santo
(1/4 der nat. Grösse)

einige Bände der theosophischen Zeitschrift »Die Sphinx« und einige Schriften Du Prels und Hellenbachs. Nun sass ich abends bei der spärlichen Beleuchtung, während der Wind um und durch die Wände fuhr, und sog theosophische Weisheit ein, liess mich in die Geheimnisse des Spiritismus einweihen und folgte den verschlungenen Pfaden der Telepathie. Es war in dieser Umgebung eine unheimliche Lektüre, von der ich bald genug hatte. Mit wirklichem Vergnügen aber folgte ich Hellenbach in



Teil der Casa del Sol



Mauer im Patio der alten Stadt

die Utopie seiner Insel Melonta, die mir freilich ohne den Schluss der buddhistischen Weisheit noch besser gefallen hätte.

Zum Schreiben benutzte ich am liebsten die Tage, wenn ich nach der Hacienda hinauf geritten war, wo mir der Wind nicht das Briefblatt unter der Hand fortwehte und ein normaler Tisch zur Verfügung stand. Wenn nämlich Gefässe und Scherben, Steine und Schädel sich in unserer Hütte derart angehauft hatten, dass kaum noch Platz für uns darin blieb, so zogen mein Mann, Antonio und Pancho mit drei Arbeitern aus, zwei mussten etliche Male die mit der Ausbeute gefüllten Netze nach Chaculá hinauftragen, und ich ritt dorthin, um die Sachen in Empfang zu nehmen. Auf dem sicheren Grauschimmel konnte ich unbesorgt allein reiten; er liess mich ruhig von jedem Steine aus aufsteigen und kannte jeden Schritt.

Einmal aber, gerade da, wo der Aufstieg begann, und zu beiden Seiten Gebüsch den Weg umsäumte, blieb er steif stehen und rührte sich auch nicht, als ich ihn die Reitgerte fuhlen liess. Schon wollte ich absteigen, um zu sehen, was die Ursache sei, als es zu meiner Rechten im abgefallenen Laube raschelte, und eine grosse Schlange über den Weg kroch. Als die Schlange vorüber war, ging das Pferd ruhig, ohne auf einen Antrieb zu warten, weiter.

Ausser diesem hatte ich nur noch ein einziges Mal während der ganzen Zeit eine Begegnung mit einer Schlange. Diesmal war es ein ziemlich kleines Tier, das dicht vor meinen Füssen durch das Gras schlüpfte, aber sein unheimlicher dreieckiger Kopf jagte mir doch einen Schrecken ein. Das war auf dem Wege zu der grossen Einhegung, die wenige hundert Schritte vom Rancho entfernt lag, zu der ich gern meine Schritte lenkte. — Nicht nur in Chaculá, sondern auch auf allen benachbarten Haciendén diesseits und jenseits der Grenze, in weitem Umkreis, liegt der Schwerpunkt in der Weidewirtschaft. Sowohl die Rinder, als auch die Pferde von Chaculá und der Trinidad sind sehr geschätzt und finden auf den grossen Märkten von Chiantla, Huehuetenango und andern Orten stets ihre Käufer. Besonders die auf dem rauhen, steinigen Gelände erzogenen Pferde sind zähe und ausdauernde Tiere, die mit grosser Sicherheit treten, und für die nicht leicht ein Weg zu schlecht ist.

In den grossen Hürden wurden die verschiedenen Herden von Zeit zu Zeit zusammengetrieben, um Salz zu bekommen und um auf ihren Gesundheitszustand untersucht zu werden. Die Kraft und Geschicklichkeit, mit der die Pferdehirten bei dieser Arbeit verfuhren, erfreute mich immer aufs neue. Ich habe alle möglichen Krankheiten mit einfachen Hilfsmitteln behandeln sehen und mich nur stets gewundert, dass sie zur Heilung kamen. Aber das Klima sowohl, wie die natürliche und einfache Lebensweise scheinen Heilungen von Wunden bei Mensch und Tier besonders zu begünstigen. Eitrige Wunden habe ich überhaupt niemals gesehen.

Eins unserer Tiere litt an einer Verhärtung im Gaumen, die ihm das Fressen erschwerte, so dass es mager und elend wurde. Die Stelle wurde ausgeschnitten, es bekam einige Tage keinen Mais zu fressen und wurde, da es sehr viel Blut verloren hatte, geschont; war aber nach kurzer Zeit wieder munter, frass und gedieh. Die Hauptgefahr für das Vieh liegt in den Geschwülsten, durch den Stich einer Bremse verursacht, die ihre Eier unter die Haut legt. Es entwickelt sich bald ein ungeheurer Madensack, an dem das Tier zu Grunde geht, wenn er nicht rechtzeitig entfernt wird.

Eines Tages kam ein Soldat aus Nenton des Weges, der eine Bestellung für einen Rancho, zwei Tagereisen weit, hinten im Walde, auszurichten hatte. Unterwegs waren ihm Pascher begegnet, die ihn für einen Grenzer hielten und ihm, ehe er sichs versah, mit dem Buschmesser einen Hieb über die rechte Hand gezogen hatten, die das Gewehr gefasst hielt. Die Verwundung war gräulich; wir verbanden ihn und schickten ihn nach Nenton zurück. Es war kurz vor unserer Abreise, und als wir nach wenigen Tagen hinunter kamen, fragten wir nach ihm. Man hatte ihm ein paar Tage Arrest gegeben, weil er seinen Auftrag nicht ausgeführt hatte! Die Strafe war nicht schwer zu tragen, denn er durfte einfach das Haus nicht verlassen. Im übrigen ging es ihm gut. Ich untersuchte die Wunde und fand, dass sie bereits ganz schön zu heilen begann; liess ihm noch einiges Verbandszeug da und bin sicher, dass bald vollständige Heilung eingetreten ist. Wer bei uns mit solcher Wunde sieben Meilen in der Tageshitze laufen würde, hätte das vermutlich mit Wundfieber zu büssen. Aber auch gegen Schmerz sind die Leute merkwürdig unempfindlich. Ich habe einmal gesehen, wie man einem Indio, der sich mit einem Beilhieb schwer an der Hand verletzt hatte, in Ermangelung anderer Desinfektionsmittel Spiritus auf die Wunde goss: und der Mann zuckte mit keinem Muskel.

* * *

Bisher hatten wir unter der Regenzeit kaum zu leiden gehabt, nur dass wir am Abend vorsichtig die Stellen meiden mussten, wo es durchs Dach regnete. Unsere beiden Maultiere hatten die nächtlichen Regen unangenehmer empfunden. Diese Bastarde sind gegen Kälte und Nässe viel empfindlicher als Pferde, und in der näheren Umgebung der Hütte war kein schützender Baum. So suchten sie meist an der dem Winde abgekehrten Seite der Maisscheune Schutz, und oft hörten wir sie jammernd um unsere Hütte streichen. Wenn sie aber morgens ihren Mais bekamen, so waren alle nächtlichen Nöte vergessen. Und schon früh stellten sich Mauler und Pferde ein, ihr leckeres Frühstück heischend. Ihr verlangendes Wiehern weckte uns aus dem Schlummer. — So war es vier Wochen lang gegangen. Da trat Nordwind ein, der erst Nebelgeriesel brachte, das



Aufgegrabener Hügel mit Grabkammer in der alten Stadt



Die Piedra Mesa in der alten Stadt

sich allmählich zu feinem Regen immer mehr und mehr verdichtete. Er wurde so anhaltend, dass wir die Arbeit im Freien unterbrechen mussten. Das wäre nun so schlimm nicht gewesen, denn es gab auch zu Hause genug zu thun, und unsere Indios konnten wir mit dem Transport der Sachen nach Chaculá wohl einige Tage beschäftigen. Nachdem es aber zwei Tage und zwei Nächte um und um geregnet hatte, konnten die flachen, rings um die Hütte laufenden Gräben, die bestimmt waren, das vom Dache tropfende Wasser aufzunehmen, damit es das Innere der Hütte nicht überschwemme, die Menge nicht mehr fassen und begannen überzulaufen, und in der dritten Nacht lagen wir im Wasser, es blieb nichts anderes übrig, als unsern Standort nach der Hacienda hinauf zu verlegen, wo wir denselben Raum bezogen, der uns früher schon beherbergt hatte. Hier waren wir vor den Unbilden des Wetters geschützt und hatten auch einen Tisch und zwei der landesüblichen, aus gespanntem Segeltuch bestehenden Lagerstätten zu unserer Verfügung. Die Nachteile, die mit dieser Uebersiedelung verknüpft waren, bestanden erstens in dem um eine Stunde längeren Weg — und zwar war es ein recht steiles und steiniges Stück — und ferner in der Sorge ums tägliche Brot, da nun Don Antonios Frau nicht mehr unsere Tortillas machte und unsere Bohnen kochte.

Dagegen gab es hier, wo die Arbeiter der Hacienda angesiedelt waren, mancherlei zu sehen und zu beobachten. Wie schon früher erwähnt, befand sich neben dem geschlossenen Raume ein anderer, vorn offener, in dem ein Muttergottesbild stand. Hier hauste Pancho, hier brannte unser Küchenfeuer, aber hier kamen auch die Arbeiter der Finca allabendlich zusammen, um ein frommes Abendlied zu singen. Wort und Weise dieses Gesanges schienen mir altspanischen Charakter zu haben. Es war vielleicht dies Lied schon von den ersten Mönchen den getauften Indianern gelehrt worden. Hier hatte der Cura von Sta. Eulalia, dem die Seelsorge für die verstreuten Ranchos der Gegend oblag, den Leuten die Gesänge beigebracht. Aber ihr Herz schien weniger an der Madonna zu hängen, als an einem alten Holzkreuz, das in einer kleinen begrasten Mulde unterhalb des Hügels stand, auf dem die Haciendagebäude lagen. Dorthin sah ich oft die Frauen wandern mit Räuchergefässen, mit denen sie vor dem Kreuze allerlei geheimnisvollen Hokuspokus machten. So denken sie alles Leid und alle Not zu bannen. Man nennt das Räuchern und Beten an solchen Stellen, die nichts mit der Kirche gemein haben, »hacer costumbres«, was sich vielleicht am besten durch »zaubern« verdeutschen lässt.

Nach der Abendandacht gingen die Caporales, das sind diejenigen unter den Hirten und Arbeitern, denen die Leitung und Aufsicht der Arbeiten obliegt, zu Herrn Kanter hinein, um ihm Bericht über die Ge-

schehnisse des Tages zu erstatten und zugleich die Arbeiten für den nächsten Tag zu besprechen. Auch von den entfernten, weit hinten im Walde gelegenen Ranchos kamen hin und wieder Leute. Das Verhaltnis des Grundherrn zu den Leuten im Walde ist eigentlich nur dem uralten Verhältnis von Schutzherr und Hintersassen zu vergleichen. Herr Kanter ist Besitzer, unumschränkter Herr und Gebieter des Grundes. Er gestattet natürlich gern den Indianern die Ansiedelung in dem menschenarmen Lande. Sie sind freie Leute, mussen ihm aber für die Benutzung des Bodens eine Art Pacht entrichten, die nicht in Geld, sondern in Arbeit besteht, d. h. sie müssen eine bestimmte Anzahl Tage im Monat für ihn Mais bauen und ernten. Auf diese Art siedeln sich allmählich Menschen an, und das Land wird langsam in Kultur genommen. Freilich sehr langsam.

Da kamen auch oft genug Leute, die des Spanischen nicht genügend mächtig waren, um ihre Berichte, Wünsche, Anliegen vollständig ausdrücken zu können. Zwei kleine Söhne Kanters dienten dann als Dolmetscher, von denen der älteste etwa 5 Jahre alt war. Sie gingen in die landesübliche weisse Baumwollhose gekleidet, mit dem braunen, ausgefransten, groben Wollkittel darüber. Zwei muntere, weisse, blonde Jungen, die Chuh, Spanisch und Deutsch sprachen; am besten natürlich Chuh.

Ein auffallender Unterschied zwischen diesen freien Waldleuten und den Arbeitern der Hacienda, die in dem überall im Lande üblichen Schuldverhältnis lebten, das vom Sklaventum nicht weit entfernt ist, machte sich in der Kleidung der Frauen bemerkbar. Während die Reinlichkeit bei den Frauen der Hörigen alles zu wünschen übrig liess, waren die Hemden der Weiber aus dem Walde stets blütenrein, manchmal mit schmaler, bunter Borte verziert, und die jungen Mädchen trugen ihr Haar mit einem roten Bande umwunden.

Bei den Waldleuten sind auch noch Blasrohre im Gebrauch zur Jagd auf kleine Tiere. Das aus Holz sehr sorgfältig gefertigte Rohr trägt als Korn einen kleinen Bergkristall oder eine rote Bohne von Corallodendron, die sogenannte Paternoster-Bohne. Zum Schiessen werden kleine Thonkugeln benutzt. — Und auch die sanft tönende Rohrflöte, die »Chirimiya«, wird von ihnen geblasen.

* * *

Etwa fünf oder sechs Leguas von Chaculá entfernt, in dem Waldgebiet im Norden, liegt Yalombohoch; einer der Indianer-Ranchos, die ich vorher erwähnte, deren Grundbesitzer Herr Kanter ist. Schon öfter hatte er von einer Pyramide erzählt, die dort in der Nähe sei, die er selber aber nicht gesehen, von der ihm die Indios erzählt hatten und die nur wenige unter ihnen zu finden wussten. Als es sich nun so traf, dass

Herr Kanter über Yalombohoch reiten musste, um weiter waldeinwärts gegen Norden mit einem gerade anwesenden Regierungsfeldmesser Rücksprache wegen der Feststellung der dortigen Grenze zu nehmen, forderte er meinen Mann auf, mit ihm zu reiten. Meine Begleitung hingegen lehnte er ab, da er nicht mit Damen ritte, auch wäre der Weg zu schlecht. Da ich nun meinem Manne helfen konnte, das Bauwerk im Walde auch zu meiner eigenen Belehrung sehen wollte und übrigens der Meinung bin, dass es bei schlechten Wegen hauptsächlich auf ein gutes Pferd ankommt, so blieb mir nichts übrig, als meinen Mann mit Herrn Kanter vorausreiten zu lassen und eine Stunde später mit Pancho nachzureiten.

Der Weg geht zuerst über schöne Weidegründe bei der Garita vorbei, dann durch lockeren Wald und weiter durch eine Art Hohlweg, der an beiden Seiten von allerlei blühendem Gesträuch umsäumt ist, unter dem eine ganz kleinblütige Fuchsie (wenigstens hielt ich sie dafür, doch ist sie noch nicht bestimmt) zusammenhängende Hecken bildete, nach dem grossen, stattlichen Indianer-Rancho Aguacatan. Bis hierher war der Weg gut und auch ein Stück weiter ging es noch durch Maisfelder und Rodungen, bis wir in den Wald einritten. Kurz vorher hat man durch eine Schlucht einen Blick auf einen See, der schon zum Quellgebiet des Lacantun-Flusses gehört. Aber im Walde wurde der Weg ganz schrecklich. Es war jener herrliche, üppige Tropenwald, der mir von unserer früheren Reise durch die Huaxteca noch unvergesslich war. Alles trieft in diesen Wildnissen von Feuchtigkeit. Selbst in den heissen Monaten wird es dort nicht trocken, denn das Blätterdach ist so dicht, dass die Sonnenstrahlen nicht mit voller Kraft hindurchzudringen vermögen, und der Blick des Wanderers reicht nicht weiter, als der Raum gestattet, den das Buschmesser in dem Gewirr von Stämmen, Büschen, Ranken geschaffen hat. Bald vergisst man den schlechten Weg über der Schönheit ringsum; aber nicht lange, denn das verflochtene Wurzelwerk, der im zähen Waldboden einsinkende Fuss, ein hervorstehender Ast oder eine würgende Ranke beanspruchen die volle Aufmerksamkeit. Hier war nun zwar ein schmaler Pfad durch den Wald gehauen, aber zwischen Wurzeln und tiefem Schmutz wussten die Tiere kaum, wohin sie die Hufe setzen sollten. Und als wir schliesslich an eine Stelle kamen, wo deutliche Spuren im aufgeweichten Boden zeigten, dass die beiden Herren vor uns abgestiegen waren, entschlossen wir uns auch dazu, obgleich das Vorwärtsstolpern auch kein Vergnügen war; aber das pflegen Wanderungen zur Regenzeit im Tropenwalde überhaupt nicht zu sein.

Yalombohoch liegt auf einer Lichtung, rings von Wald umschlossen, seine Hütten zum Teil auf den Fundamenten eines alten Bauwerks, das seinen Abmessungen nach recht stattlich gewesen sein muss. Auf dem höchsten Punkt steht Herrn Kanters Maisscheune und daneben eine ziemlich

geräumige Rohrhütte mit Tisch und Bettgestell, die ihm bei seinen Besuchen als Wohnung dient, und die auch unser Quartier war. Die Ansiedler — auch Leute von S. Mateo Iztatan — bauen Mais und haben ziemlich stattliche Rinderherden. Hier sollen häufig Tapire vorkommen, von denen uns erzählt wurde, dass sie abends aus dem Walde träten, um friedlich mit den Rindern zu weiden; ja die Leute behaupten steif und fest, dass sie sich mit den Kühen vermischen, und hin und wieder Blendlinge von den Kühen geworfen würden.



Landschaft bei Yalombohoch

Die Pyramide, um derentwillen wir gekommen waren, lag etwa eine Legua waldeinwärts, und am nächsten Morgen zogen wir aus, sie zu suchen. Ein älterer Mann wusste den Weg. Ausser ihm gingen noch fünf Leute mit. Der feine Nebelregen vom Tage vorher hatte glücklicherweise aufgehört, denn der Weg war auch ohne diese Zugabe schlecht genug. Es war derselbe Wald wie am Tage zuvor, nur noch feuchter und das Erdreich so aufgeweicht, dass ich bei jedem Schritt bis weit über den Knöchel einsank, dazwischen waren Bäche auf darüber gelegten Baumstämmen zu überschreiten, lauter Quellflüsschen des Rio Laçantun. Aber wenn man um sich blickte — welche Pracht! Märchenhafte Blattformen, schlank

aufragende Stämme, Ranken und ein Unterholz von kleinen, zierlichen Palmen. Jeder Baum und jeder Zweig mit Farren und Selaginellen überpolstert, von Schlingern und Schmarotzern überwachsen. — Nun standen wir an der gesuchten Stelle. Vor uns ragte ein mit üppiger Vegetation bedeckter Hügel empor, an dem trotz des grünen Teppichs von Moosen und Gräsern und Farren, trotz Baum und Strauch nicht nur die regelmässige Form, sondern auch der treppenartige Aufbau zu erkennen war. Nunmehr ging es ans Abholzen und Reinigen, um ein genaueres Bild des Baues zu ermöglichen, und als nach langer Arbeit das notwendigste heruntergehauen war, da liessen sich sogar unsere schweigsamen Indios zu dem Ausruf



Die Pyramide von Yalombohoch

hinreissen: »que galan!« Und wirklich, einen eleganten Eindruck machte die steil und schlank in drei Absätzen aufsteigende Pyramide. Sie war nicht sehr gross, hatte etwa acht Meter in der Höhe und ebensoviel in der Breite. Die Treppe an ihrer Vorderseite war gut erhalten und auf der Spitze stand eine Nische, die an die Cella des griechischen Tempels erinnerte, und der nur das Dach fehlte. Leider war es ganz unmöglich, eine ordentliche fotografische Aufnahme zu machen. Denn um den nötigen Abstand zu gewinnen, hätte es einer Abholzung von ein bis zwei Tagen bedurft. Es blieb nichts übrig, als das Gebäude in drei Abteilungen aufzunehmen; die Spuren der dadurch notwendig gewordenen Zusammensetzung sind

nicht gut ganz zu beseitigen. Zudem war die Lichtüberspülung gegen den Himmel eine grosse, bei dem starken Gegensatz zwischen der grünen Dämmerung im Walde und dem hellen Sonnenschein draussen. — Von Skulpturwerken fanden wir nichts, aber wer kann ahnen, was die dichte Wildnis noch bergen mag.

* * *

Mitte August war allmählich herangekommen, die Canicula hatte schöne Tage gebracht. Die Nächte hindurch wetterleuchtete es stark, oft war der Himmel im Süden ganz Licht und Feuer. Es war Zeit, an die Abreise zu denken, wollten wir nicht von der schlimmsten Regenzeit gerade unterwegs getroffen werden. Aber vorher mussten wir noch einmal nach Comitan reiten, um unsere Tiere frisch beschlagen zu lassen und Kisten zu kaufen zur Verpackung unserer Scherben, Steine, Schädel. Auch hatten wir vor, die Rückreise auf einem andern Wege anzutreten, nämlich über S. Mateo Iztatan, Sta. Eulalia, Soloma und S. Juan Ixcoy, da wir natürlich den Wunsch hegten, die Leute und ihre Dörfer in der Nähe zu sehen, die sich als die alten Herren des Gebietes betrachteten, auf dem wir jetzt monatelang gearbeitet hatten. Für diesen Weg, der durch eine abgelegene Gebirgsgegend führte, war es notwendig, uns mit Vorräten zu versehen. — An der Lagune von Tepancuapam aber, in einem Winkel, den wir im Frühjahr nicht berührt hatten, weil er abseits vom Wege liegt, sollten auch alte Bauten und skulpierte Steine zu sehen sein, und so wollten wir auch dorthin noch einen Abstecher machen.

Aber dem kurzen Ausflug ging ein kleines Vorspiel voran. Unser Bursche Pancho hatte sich bisher recht gut betragen, war uns bei jeder Arbeit zur Hand gegangen und hatte immer Mittel gefunden, um die schwierige Magenfrage zu lösen, ja uns durch seine Kochkünste sogar ab und zu einen Leckerbissen verschafft. Als von dem Ritt nach Comitan die Rede war, schlug er auf einmal um, wurde mürrisch, unwillig, blieb eine Nacht fort, kam sehr angetrunken zurück und erklärte, er habe keine Lust mehr, bei uns zu bleiben, und forderte seinen Lohn, weil er morgen fortgehen wolle. Uns war dies Benehmen zuerst ganz unbegreiflich, weil wir gar nichts mit einander gehabt hatten, wodurch sein Wunsch begründet werden konnte. Aber schliesslich ging uns ein Licht auf; was wir bisher nur vermutet hatten, wurde zur Gewissheit: Pancho hatte irgend etwas auf dem Kerbholz, was ihm die Rückkehr über die mexikanische Grenze nicht gerade wünschenswert erscheinen liess. Da er mit der Sprache nicht heraus wollte — er war überhaupt kein eifriger Bekenner der Wahrheit — hatte er sich einen ordentlichen Rausch angetrunken, in dem er den Mut fand, uns ohne weiteres seine ferneren Dienste zu verweigern, was er nüchtern niemals gethan haben würde, da er gern bei uns war. So liessen wir ihn



Stein auf der Pyramide von Chincoltic

vorerst ausschlafen, erklärten ihm dann, dass wir ihm natürlich vor Quezaltenango kein Geld geben würden, dass wir aber für den Ritt nach Comitan auf seine Begleitung verzichteten. Nun war der Friede wieder hergestellt und wir warben Don Antonios Sohn, den jungen Romero, für diese Tage zum Begleiter an. Das war für uns sogar ganz angenehm, da er Weg und Steg genau kannte und uns den etwas näheren Weg nach Comitan führte, der Zacchaná und Grácias a Dios links liegen lässt und von der Trinidad aus in etwas nördlicherer Richtung direkt auf die Lagune von Tepancuapam zu führt. Etwa eine Legua geht es durch prachtvollen Wald, jenen dichten Wald, in dem es acht zu geben gilt auf überhängende Aeste und umgestürzte Stämme. Und vielleicht habe ich deshalb versäumt, nach den Affen auszuspähen, deren viele hier hausen sollen. Wenigstens bekam ich keinen zu Gesicht. — Nachdem die kurze Waldstrecke zurückgelegt ist, folgen Rodungen und Maisfelder, und bald kommt man auf schöne, ebene, mit Grasnarbe bedeckte Flächen, die in schlankem Trabe schnell durchmessen werden.

Wie anders erschien uns die ziemlich einförmige Gegend jetzt, als vor einem halben Jahre. Damals Staub, Qualm, Hitze, Dürre, müde Pferde, müde Reiter — heute waren wir gutes Muts in dem Gefühl, eine erfolgreiche Arbeitszeit abgeschlossen zu haben, die Pferde waren munter, die Regenzeit hatte neues Grün hervorgelockt und die Luft war rein und frisch.

Auf einem sanften Hügelrücken, am Rande dieses weiten, von Wiesenflächen bedeckten Beckens, an dessen tiefstem Punkte der See von Tepancuapam liegt, erreichten wir die stattliche Hacienda von Campumá, bei deren Besitzer, Don José Domingo Culebro, wir gastliche Aufnahme fanden.

Der wohlbekannte Föhrenwald, der die weitere Umgegend um Comitan nach allen Richtungen hin meilenweit bedeckt, nahm uns am nächsten Morgen auf, und auf seinem trockenen, festen Boden ging es flott vorwärts, so dass wir schon bei guter Zeit in Comitan waren und noch am Nachmittage einen Teil unserer Geschäfte erledigen konnten. Mit Don Lisandro Dominguez wurde verabredet, dass er die Kisten und wessen wir sonst bedurften, in den allernächsten Tagen mit einem Arriero nach Chaculá schicke. — Unser Aufenthalt in Comitan erhielt noch einen angenehmen Abschluss dadurch, dass wir einen schönen alten Krug für das Museum geschenkt erhielten von Don Cristoforo Alborz, dem Besitzer von Chincoltic, wohin wir nun unsere Schritte lenkten.

Chincoltic, mit neuem Namen Los Rincones (Die Winkel) genannt, liegt wirklich in einem Winkel der zipfelreichen Lagune. Wir trafen zwei Söhne des Besitzers dort an, zwei gebildete junge Leute, von denen der ältere sogar schon eine Reise durch Nordamerika gemacht hatte und englisch sprach, so dass wir den Abend lebhaft verplauderten.

Da wir am Nachmittag ankamen, war natürlich unser erster Wunsch, als wir von den Pferden stiegen, die versprochenen Herrlichkeiten zu sehen, und der eine Bruder machte freundlich den Führer. Auf dem Wege fanden wir in eine Mauer das Bruchstück eines schönen alten Reliefs eingefügt. Am Ufer des Sees stand eine Stufenpyramide von so bedeutender Ausdehnung, wie wir sie in dieser Gegend bisher noch nicht gesehen hatten. Aber leider war der ganze Bau mit Buschwerk so dicht überwachsen, dass von Einzelheiten wenig zu erkennen war. Nur die schön behauenen Ecksteine waren hier und da zu sehen und auf der Höhe standen zwei flache, mit Skulpturen bedeckte Steine aufrecht, zu denen schmale, steile Treppen hinauf führten. Das Bildwerk auf dem einen war stark zerstört und abgerieben, den andern versuchte ich von der Treppe aus zu fotografieren, was insofern schwierig war, als er stark vornübergeneigt stand. Infolgedessen ist auch die Figur, die den Palenque-Stil zeigte und sehr gut gearbeitet war, nicht klar genug zu erkennen. Der Stein müsste aufgerichtet, dann abgebildet und abgeformt werden, das Buschwerk müsste in trockener Zeit abgebrannt und dann eingehende Untersuchungen angestellt werden. Wir mussten uns genügen lassen, die Stätte gesehen zu haben. Von der Höhe der Pyramide genossen wir beim sinkenden Abend noch einen schönen Blick über die mit grünem Buschwerk umkränzten Buchten des Sees.

* * *

Geduld, Geduld verlass uns nicht, ward von nun an unser tägliches Stossgebet, denn es schien fast, als ob ein böser Zauber unsern Aufbruch verhinderte. Wir hatten mit Bestimmtheit darauf gerechnet, am 1. September in Quezaltenango zu sein. Statt dessen sassen wir noch immer in Chaculá, denn alles schien sich gegen uns verschworen zu haben. Freilich gab es immer noch zu thun, aber wir konnten ja doch nicht daran denken, die hier begonnenen Arbeiten zu Ende zu führen, und es giebt kaum einen unbehaglicheren Zustand, als wenn man von Tag zu Tag denkt: morgen werden wir fortkommen, und sich dem immer wieder etwas entgegen stellt.

Lisandro Dominguez hatte wohl Schwierigkeiten gehabt, einen Arriero zu finden, oder er hatte, wie es landesüblich ist, gedacht: morgen, morgen, nur nicht heute. Kurz und gut, wir warteten und warteten, und es kamen keine Kisten. Einige hatten wir in Chaculá selbst bekommen, aber die reichten bei weitem nicht aus. Leute nach Comitan schicken, um die Kisten zu holen, ging aber nicht an, denn seit einigen Tagen konnten wir gar keine Arbeiter mehr bekommen. Es ist nämlich am 7. September Mariä Geburt und das ist der grosse Festtag für Chiantla, und am 15. September wird in Quezaltenango der Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung gefeiert. Das kirchliche Fest aber ebenso wie das politische

sind mit grossen Jahrmärkten verbunden, zu denen die Leute von weit her zusammenströmen. Alle abkömmlichen Manner aber und Maultiere aus den umliegenden Indianer-Ranchos zogen mit Matten beladen den Märkten zu, zum Verkauf und Einkauf. Was solche grossen Messen bedeuten, lernt man ja erst in Ländern mit mangelhaften Verkehrswegen begreifen.

Was konnte uns also in unserer Not wünschenswerter sein, als das Anerbieten Don Antonios, für uns nach Comitan zu reiten und die Sache dort so schnell wie möglich in Gang zu bringen. Er war von dort gebürtig, kannte da alle Leute, und wir glaubten gar keinen geeigneteren Boten finden zu können. Kaum war er einen Tag weg, so kommen uns die beunruhigendsten Gerüchte von allen Seiten zu Ohren. Man fragt uns: Wie konnten Sie den nach Comitan schicken (ich muss hier noch einmal daran erinnern, dass Comitan seines vorzüglichen Zuckerbranntweins wegen berühmt ist)? Wissen Sie nicht, dass er zu trinken anfängt, sowie der über die mexikanische Grenze kommt, und trinkt, bis er alles vertrunken hat? Wir hielten das zuerst für Uebertreibung, denn wir hatten ihn monatelang als zuverlässigen Mann kennen gelernt; als er aber drei Tage über die festgesetzte Frist noch nicht zurück war, blieb uns nichts übrig, als an die bittere Wahrheit zu glauben. Da sassen wir nun — keine Kisten, kein Proviant, kein Don Antonio, keine Träger, kein Arriero! Kein Licht, keine Seife!

Inzwischen hatten wir mit Eduard Kanter ein Abkommen getroffen, dass er die grosse Carga mit seinen Maultieren nach Quezaltenango schaffen sollte; zwei Tiere sollten mit uns gehen, um unser persönliches Gepäck zu befördern, und die wichtigsten Stücke von den Altertümern wollten wir überhaupt, da eine genügende Verpackung hier nicht zu beschaffen war, auf Indianerrücken mit uns nehmen. Kaum war beschlossen worden, die erwähnten beiden Maultiere vorerst einmal nach Comitan zu schicken, als der ersehnte Arriero eintraf. Don Antonio war trotz allem ein braver Mann: er hatte erst unsere Sachen besorgt, ehe er zu trinken anfing. Wann er nach Chaculá zurückgekehrt ist, weiss ich nicht.

Jetzt folgten noch ein paar arbeitsreiche Tage. Während mein Mann die Vormittage benutzte, um noch einige Vermessungen vorzunehmen, thaten Pancho und ich Zimmermannsarbeit, denn die Kisten waren teils deckellos, teils zerbrochen und mussten doch fähig sein, den langen Transport auszuhalten. Am Nachmittag wurde gepackt. Als Packmaterial diente Pastle, die graue Tillandsie, die von den Bäumen herabhängt wie ein Bart und sie oft derart überwuchert, dass von den Kronen kaum noch etwas zu sehen ist. Die Amerikaner nennen sie sehr bezeichnend »spanish beard«. Trocken ist sie ein sehr beliebtes Material für Matratzen und Kopfkissen, auch zum Verpacken sehr brauchbar. Die wir aber aus dem

19*

Walde holen liessen, war natürlich frisch und infolgedessen nicht sehr zweckentsprechend. Aber wir waren zufrieden, dass wir überhaupt etwas hatten. Auch Moos wurde benutzt, und in einigen Kisten fanden wir richtiges Stroh.

Ich hatte von Don Eduardo einen jener prächtigen Quetzal-Vögel zum Geschenk erhalten, deren goldgrünes Gefieder die alten Mexikaner als Schmuck so hoch schätzten, dass der Name des Vogels von ihnen als Kosewort gebraucht wurde. Das Bild dieses Vogels ist auf dem Wappen von Guatemala zu sehen, und die Jagd auf das schöne Tier ist verboten, um es vor Ausrottung zu bewahren. Es sind scheue Vögel, die im Walde leben, und deren man nicht leicht habhaft wird. Infolge des Verbotes und der Schwierigkeit, sie zu erlangen, werden die Vogelbälge in Guatemala teuer bezahlt. Es war ein prächtiges Exemplar, das mir Don Eduardo brachte, und mass bis zu der Spitze der langen Schwanzfedern über einen Meter. Um ihn heil bis nach Quezaltenango zu bringen, zimmerten wir eine Kiste aus dem leichten, korkartigen Holze eines Baumes, das auch als Baumaterial für die Wände der Hütte in Yalombohoch gedient hatte. Aus demselben Holze wurde die Kiste für die Papierabdrücke hergestellt. Denn Bretter gab es natürlich nicht und wir konnten nun auch diese Dinge, die vor der Seereise erst sorgsamer verpackt werden mussten, auf Indianerrücken mit uns führen. Einige kostbarere Stücke, die wir nicht gern den Zufälligkeiten des Maultiertransportes aussetzen wollten, wurden in grosse, runde Körbe verpackt, und konnten auf diese Art ebenfalls von uns mitgenommen werden.

* * *

Die Rückreise.

Am Freitag, den 4. September waren wir zum letzten Male nach der alten Stadt geritten, um wehmütigen Abschied von der lieb gewordenen Stätte zu nehmen, und am 6. waren wir reisefertig. Die vier Träger aus Subajazon, die glücklich beschafft worden waren — wenn ich mich recht entsinne, so hatte der Mayordomo von Chaculá das Kunststück zuwege gebracht — kamen aber erst am Abend: sie hätten sich neue Sandalen machen müssen, und die Frauen wären nicht eher mit dem Proviant fertig geworden. Auch wollten sie durchaus nur den halben Weg bis Huehuetenango mitgehen. Wir machten ihnen klar, dass davon keine Rede sein könne, da wir unterwegs nirgends andere Träger bekommen würden, dass wir ihnen aber etwas mehr bezahlen wollten, wenn sie die Sachen gut nach Huehuetenango brächten. Damit waren sie einverstanden und zogen am Montag, den 7. früh, ganz zufrieden mit uns und den beiden Maultieren von der Trinidad ab.

In zwölfter Stunde mussten wir noch unsern Plan aufgeben, den Weg über S. Mateo Iztatan und Sta. Eulalia zu nehmen. Die Nachrichten lauteten gar zu bedenklich. Die Wege sollten in trostlosem Zustande sein, da es oben sehr stark geregnet habe; Beinverletzungen für die Tiere wurden als unvermeidlich vorausgesagt. Wir hätten zweimal unser Nachtlager unter Schutzdächern aufschlagen müssen, was in Regennachten recht misslich ist. Was aber das schlimmste war: Pferdefutter wäre in der Nähe dieser Halte durchaus nicht zu beschaffen gewesen. Es blieb unter diesen Umständen nichts übrig, als zu verzichten. Vielleicht kommen wir noch einmal in trockener Jahreszeit dorthin. Die Reise ging gut von statten, das Wetter hatte ein Einsehen mit uns und es begann immer erst zu regnen, wenn wir schon unter Dach waren. Die Wege waren zwar im Laufe des Sommers noch schlechter geworden, aber es herrschte ein fröhliches Treiben; Reiter, Indios, Lasttiere kehrten von der grossen Fiesta in Chiantla zurück. Manche Bekanntschaft wurde erneuert, sogar Leute, die wir auf unserer Reise durch Chiapas kennen gelernt hatten, trafen wir wieder; manch fröhlicher Gruss wurde getauscht. Ueberall wusste man, wer wir waren, woher wir kamen, dass wir schon zweimal des Weges gezogen waren. Wird doch in solchen von der Aussenwelt so weit entfernten Gegenden alles zum Ereignis.



Myrcia Seleriana J. Donn. Smith n. sp.
Chaculá, am Bachrand

Auf dem Abstiege nach Chiantla hatten wir auch eine hohe Begegnung zu verzeichnen. Der Jefe politico, d. h. der Regierungspräsident, von Huehuetenango, den irgend welche Geschäfte nach den Dörfern jenseit der Sierra führten, kam uns zu Pferde entgegen. Da er vermutlich auch über unsern Aufenthalt in Chaculá und unsere Arbeiten dort unter-

richtet war, fragte er, als er unsere Indios mit den grossen Körben sah: — »Para la Exposicion?« — Wir hatten bei dem schnellen Vorbeireiten keine Zeit, uns auf lange Erörterungen mit ihm einzulassen, konnten ihm auch nicht auf die Nase binden, dass wir die Dinge auf kürzestem Wege ausser Landes zu bringen gedachten — in Guatemala ist ja leider, ebenso



Alcalde eines Indianerdorfes aus der Gegend von Qnezaltenango
Nach einer in Quezaltenango erworbenen Fotografie

wie in der Republik Mexico, die Ausfuhr von Altertümern untersagt —, und so antworteten wir einfach: »Ja«. Er wird vermutlich auch an der Richtigkeit der Antwort keinen Augenblick gezweifelt haben, denn die offizielle und nichtoffizielle Welt in Guatemala hatte damals in der That nichts anderes als die Ausstellung im Kopfe.

In Huehuetenango mussten wir einen Tag bleiben, um statt unserer Träger einen Arriero anzuwerben. Derselbe Ruperto aus Chiantla, der im Frühjahr mit uns nach Chaculá gegangen war, ging nun mit nach Quezaltenango. Er war ein flinker und anstelliger Bursche, den man gern leiden mochte. Der Ruhetag in Huehuetenango kam vor allem



Alcalde eines Indianerdorfes aus der Gegend von Quezaltenango
Nach einer in Quezaltenango erworbenen Fotografie

unsern Pflanzen zu gute. Mit leeren Pressen waren wir von Chaculá weggeritten, und sie waren in diesen paar Tagen mächtig angeschwollen: »ya se volvieron zapos« — sie sind schon zu Kröten geworden — wie unser lustiger Cornelio immer zu sagen pflegte. Und was das bei feuchter Witterung besagen will, wird jeder verstehen, der selber gesammelt hat.

Dafür konnten wir von dort auch eine stattliche, sechste Pflanzenkiste an das botanische Museum in Berlin absenden.

Nach Quezaltenango zu musste es sehr stark geregnet haben; die Wege waren abscheulich. Besonders in der Nähe von Zija waren einige Abhänge zu überwinden, über die die Pferde wie auf Glatteis gingen, was ihnen keine geringe Anstrengung verursachte. Wir waren auf dieser Strecke eine stattliche Karawane: mein Mann, ich, Pancho hoch zu Ross; die zwei Mulas aus der Trinidad mit ihren zwei indianischen Begleitern; Ruperto aus Chiantla, der seinen jüngeren Bruder zu seiner Hilfe mitgenommen hatte, mit vier Lasttieren. Ausserdem lief noch ein Freund Panchos mit seiner Frau mit, ein Mexikaner, der vermutlich ebenso wie Pancho vom Militär fortgelaufen war und nun irgendwo in Guatemala Arbeit suchte.

Als wir in Quezaltenango einritten, war die Fiesta gerade auf ihrer Höhe: Viehmarkt, Jahrmarkt, Pferderennen, Hazard-Spiele; elegante Reiter von diesseits und jenseits der Grenze, geputzte Damen, Musik auf der Plaza — kurz, es war der Teufel los. Die Mexikaner mit goldbetressten, spitzen Hüten, engen Hosen, auf prächtigen, reich aufgezäumten Pferden mit silberbeschlagenem Sattelzeug; die Guatemalteken und Europäer auf elegantem englischem Sattel, so europäisch wie möglich; die Damen in buntesten Seidenkleidern, vermutlich nach der neuesten Mode, mit ungeheuren Hutgebäuden von Federn und Blumen, aber darunter bei weitem nicht so viele hübsche Gesichter als in Mexiko; die Frauen aus dem Volk mit seidenen, schreiend bunten Rebozos; die Indianerinnen mit reich bestickten Hemden — wahrlich, an Farbe fehlte es nicht.

* * *

Aus verschiedenen Gründen zogen wir es diesmal vor, auf der Poststrasse zurück zu reiten. Einer davon war der Wunsch, die alten Orte Totonicapan und Tecpam zu sehen, ein anderer, Herrn Wilhelm Thom zu besuchen, dessen Sägemühle unweit von der grossen Strasse im Walde liegt.

Während sonst die indianischen Träger mit ihrer Last so schnell zu laufen pflegen, dass sie häufig mit dem Reiter zugleich oder nur wenig später am Ziele eintreffen, begegnete es uns auf diesem Wege zweimal, dass die Leute das verabredete Nachtlager nicht erreichten, weil sie auf den aufgeweichten Wegen langsamer vorwärts kamen. Da wir meist ziemlich verregnet eintrafen, war das recht unangenehm. Denn im Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit indianischer Beine und Rücken hatten wir diesmal kein Packtier mit den für kühle Nachtlager und Regenwetter notwendigen Dingen bei uns und sahen uns ausserdem genötigt, den Weg in zahlreiche kurze Tagemärsche zu zerlegen.

Von Quezaltenango weg führt der Weg in breiter Mulde zuerst am Fluss von Olintepec hinab, dann an dem von Salcajá aufwärts, bis dieser bei dem Orte gleichen Namens überschritten wird. Beide Flüsse vereinigen sich in ihrem späteren Laufe zum Rio Samalá. Jenseits des Salcajá steigt man an einem kahlen Hügelrücken in die Höhe, der das Thal von Quezaltenango vom Thal von Totonicapan trennt, das enger, tiefer von Wasserläufen durchfurcht und von bewaldeten Hangen umschlossen ist.

Totonicapan — im Quiché: Chi me'ken ya — liegt malerisch am Rande einer Schlucht und am Fusse eines hohen Waldgebirges, das die Hochthäler von Quezaltenango und Totonicapan von der Quiché-Ebene und den zum Atitlan-See führenden Thälern scheidet. — Unsere Hoffnung auf Altertümer war vergeblich gewesen. Die grosse Sammlung eines Privatmannes, von der wir gehört hatten, war nicht mehr da, ihr Eigentümer abwesend. Auch ein Besuch beim Pfarrer war ergebnislos: er war erst kurze Zeit am Ort, von Geburt Franzose, sprach noch nicht Indianisch, konnte uns also beim besten Willen nicht behilflich sein.

Wir hatten am nächsten Tage das hohe Waldgebirge zu überschreiten. Da es auf der Fahrstrasse geschah, so war der Anstieg nicht steil, aber lang und andauernd. Der Morgen war empfindlich kühl und neblig. Zur Seite wuchsen Eichen und Kiefern. Rinnende Wasser, Felsen; wenn der Nebel sich teilte, Blicke auf grünende Weizenfelder, während von nah und fern das Geläut der Schafherden herübertönte — wer hätte da nicht eher gemeint, in der Schweiz zu sein, als jenseits des grossen Wassers und nur 15° vom Aequator entfernt! Der Ritt war lang und ermüdend, meist durch Wald, immer in ansehnlicher Höhe, und bot ab und an schöne Blicke in frisch grüne Thäler, auf wellige Hochflächen oder auf den entfernten Spiegel des buchtenreichen Atitlan-Sees. Es regnete nicht, die Luft war kühl und die Sonne warm und überall blühte es: auf den Matten gelber Hahnenfuss, hellblaues Geranium und eine zierliche kleine blaue Verbene; in Wald und Busch eine schöne grosse Dahlia, ein Baldrian und eine Liliacee, dem Asphodelos ähnlich. Erst als wir den östlichen Abhang erreichten, mischte sich unter die Kiefern und Edeltannen eine Erle in grösseren Beständen, während zur Seite des Weges dichte grüne Büsche eines Solanums und einer Euphorbie wuchsen.

Los Encuentros, wo wir übernachteten, ist kein Ort, sondern nur ein grosses, gutes Unterkunftshaus, das seinen Namen mit vollem Rechte führt, denn von der Schneide, auf der es liegt, zieht sich nach Süden ein direkter Weg durch schmale, gewundene Thäler nach Sololá am Atitlan-See hinunter, während nach Norden zu, längs der dem Rio Motagua zuströmenden Wasserläufe eine bequeme Strasse nach Quiché führt, so dass dieser Punkt eine wichtige Strassenkreuzung ist. Für Menschen und Tiere

war gut gesorgt und viele Indianer und Reisende übernachteten dort. Wir aber erwarteten zum ersten Male unsere Träger vergeblich.

Stundenlang ritten wir am nächsten Morgen durch eintönige Landschaft, über Abhänge, die mit dicken Graskaupen und vereinzelten Bäumen bestanden waren, an munteren Bächen entlang, um abermals die Höhe einer Gebirgskette zu ersteigen. Aber unmittelbar jenseits des Kammes harrte unser eine Ueberraschung: wie mit einem Zauberschlage sahen wir uns in eine dichte Waldvegetation versetzt. Schmale Thälchen führten links steil in die Höhe, senkten sich rechts dem Atitlan-See zu und waren rechts sowohl als links von einer schier undurchdringlichen Wildnis erfüllt, in der wir zu unserm Erstaunen alle Räume zwischen den prachtvollen, hochstämmigen Kiefern und Zypressen von zierlichem Bambusrohr in dichten Massen erfüllt sahen, eine Vereinigung von ganz eigentümlichem Reiz. Es war der Anfang des grossen Waldgebiets, das die bis zu 3400 Metern aufsteigenden Höhen zwischen Los Encuentros und Tecpam überzieht. Dass die Hochstämme in ihrer Hauptmasse Zypressen sind, die ein kostbares Nutzholz liefern, wurde Veranlassung für Herrn Thom, dies Gebiet zu erwerben und mitten darin die Dampfschneidemühle Sta. Elena anzulegen. — Hier herum musste der Weg zur Mühle links abbiegen. Wir hatten aufzumerken und es regnete und die schlüpfrige Strasse führte bergab. So ritten wir achtlos an einem Reiter mit seinem Mozo vorüber, als mir plötzlich der Gedanke kam, das könnte wohl Herr Thom sein, der von unserer Ankunft unterrichtet war. Aufs Geratewohl rief ich ein lautes: Guten Tag! Und wirklich, er war uns entgegen geritten und um ein Haar hätten wir uns nicht gefunden. Herr Thom hatte in uns ein paar junge Menschen vermutet und war daher ruhig an uns vorbeigeritten; er war höchlichst erstaunt, ein ziemlich angejahrtes, grauhaariges Ehepaar kennen zu lernen. Auf einem schmalen, nassen Waldpfad erreichten wir in zwanzig Minuten das gastliche Dach von Sta. Elena.



Myrtus Friedrichsthalii. Berg.
Sierra Santa Elena

Wie ein echter Hinterwäldler hat Herr Thom jahrelang in einer Bretterhütte gewohnt, sich dann ein hölzernes Haus gebaut, das ihm niederbrannte, und jetzt steht neben der Säge ein geräumiges, massives Gebäude mit offenen Veranden für die Hitze und einem mit Ofen versehenen Zimmer für die Kälte. Ja, wirklich Kälte. Als wir am nächsten Morgen um 6 Uhr nach dem Thermometer am Hausthor sahen, zeigte es 3° C., und in klaren Winternächten, wenn Wald und Erdboden ihren Wärmevorrat in den Weltenraum ausstrahlen, fällt es manchmal bis auf —4°C., wahrlich keine tropische Temperatur. Da-



Aussicht bei Sta. Elena

gegen steigt die Wärme an sonnigen Mittagen bis auf 20°, 30° C. und noch höher. Dabei trieft alles von Feuchtigkeit, nicht nur zur Regenzeit, denn Nebel und Wolken sind in dieser Höhe häufig. Der Waldboden und die Stämme sind mit dicken Moospolstern überkleidet, auf denen die Sonnenlichter goldig funkeln. Und auf den Bäumen wächst nicht nur, was man dort zu sehen gewohnt ist: Orchideen, Tillandsien und Farren, sondern Pflanzen der verschiedensten Klassen haben sich angesiedelt, da das Moos einen humusreichen Boden liefert. Trotzdem soll das Klima gesund sein, ganz fieberfrei; und Herr Thom und seine Leute sahen alle frisch und blühend aus. Aber gegen Erkältungen muss

man freilich auf der Hut sein. Und da wir gründlich nass geworden waren und die Träger wieder einmal nicht das Ziel erreichten, empfanden wir die Behaglichkeit des Hauses und die gute Bewirtung doppelt angenehm.

Der regenfeuchte Abend wurde verplaudert und der sonnige Sonntagmorgen zu einem Spaziergange benutzt, dessen Ziel ein Fleckchen Erde war, wie es nicht viele auf der Welt von gleicher Schönheit geben mag, ein Punkt, von dem aus das Auge eine Rundsicht von unvergleichlicher Herrlichkeit geniesst. Der Felskegel, auf dem wir stehen, ist von mancherlei Busch und Kraut bewachsen, nicht weit davon der schöne Mooswald, und vor uns scheint eine Landkarte ausgebreitet, deren Mittelpunkt der Atitlan-See in seinem bestrickenden Reiz einnimmt. Während der Blick nach links hin die Ebene von Chimaltenango, Tecpam, die von Barrancas umzogene Platte, auf der die alte Cakchiquel-Hauptstadt Iximché lag, und auf der andern Seite der Barranca das Plateau von Patzun umfasst, schliessen sich zur Rechten an den See und seine Weiler die Schluchten und Waldgebirge, über die die Wege nach Quezaltenango führen. All das wird überragt von der Reihe mächtiger Vulkane: dem Pacaya am Amatitlan-See, dem Riesenkegel des Agua, dem Doppelgipfel des Fuego und Acatenango; gerade uns gegenüber steigen die Feuerberge an der Westseite des Atitlan-Sees empor, der S. Pedro und der Atitlan; weiterhin der Cerro Quemado und die regelmässige Pyramide des Sta. Maria bei Quezaltenango. Dort, wo die Ferne von Wolken verhüllt war, sollen bei klarem Wetter auch noch der Tacaná und Taxomulco, an der mexikanischen Grenze bei Tapachula, sichtbar werden. Der fesselndste Reiz des Bildes aber liegt darin, dass überall zwischen den Lücken, zwischen den Gliedern dieser Riesenkette das Meer herüberschaut, der Stille Ozean, duftig und blau, mit scharfer Horizontlinie vom hellen Himmel sich trennend, und darüber weisse Wölkchen.

In der Sägemühle hatten wir einen schönen, stillen Sonntag verlebt. Am Montag früh ritten wir in Begleitung unseres Gastfreundes nach Tecpam Guatemala. Niemand, der dies Ladino-Dorf betritt, das gar nichts vor andern Dörfern voraus hat, würde ahnen, dass sein stolzer Name »Hauptstadt Guatemala« bedeutet. Freilich bezieht sich der Name auch nicht auf das moderne Dorf, sondern auf die wenig entfernte alte Stadt der Cakchiquel, die diese Iximché, die Mexikaner aber Quauhtemallan nannten, woraus der heutige Name Guatemala entstanden ist. Vom Wege aus werden einige Tumuli sichtbar, die Ueberreste des alten Ortes. In dem kleinen Häuschen, das Herr Thom im Dorfe besass, zeigte er uns eine kleine, aber ausgewählte Sammlung von Altertümern, die er im Laufe der Jahre zusammengebracht hatte, und die hauptsächlich aus Stücken von Tecpam und von Amatitlan bestand. Es befand sich einer der sonderbaren dreibeinigen Steinsessel darunter, wie wir sie von der Kaffeeregion

am Fusse des Fuego und aus der Sammlung des Manuel Alvarado in Antigua kannten, einige hervorragend schöne Zackengefässe vom Amatitlan see und andere interessante Stücke. Herr Thom hat diese ganze Sammlung dem Berliner Museum geschenkt.

Klares Bergwasser fliesst durch die Strassen von Tecpam dem Stillen Ozean zu, während die Wasser von Sta. Elena zum Motagua und mit ihm der atlantischen Seite zuströmen. Und an jenem Wässerlein ritten wir entlang. Hatten wir vor wenigen Tagen uns in die Voralpen versetzt geglaubt, so sollte uns nunmehr ein Stückchen deutsches Mittelgebirge überraschen, als wir die Mühle Helvetia besuchten, die einer Hamburger Firma gehört und von deutschen Angestellten geleitet wird. Wie wir dort standen, auf dem mit Obstbäumen bepflanzten Wiesenhang, der sich an der Berglehne sanft in die Höhe zieht, auf die Mühle sahen, auf den von Weiden eingefassten Bach, auf die bewaldeten Hänge, die das Thal einschliessen, während die beiden deutschen Herren reife Aepfel von den Bäumen pflückten, war es schwer, die Vorstellung festzuhalten, dass uns das Weltmeer von der Heimat trennte. Ein paar Stunden flossen rasch dahin, und es war beim guten Frühstück und lebhaften Gespräch fast 1 Uhr geworden, als wir uns verabschiedeten. Meine Satteltaschen waren vollgestopft von herrlichen, reifen Aepfeln, deren Geruch noch tagelang nachher die heimatlichsten Gefühle in mir wach hielt.

Bald versank die deutsche Idylle hinter uns und andere Bilder entrollten sich, Barrancas, Hochflächen, eine mit Gestrüpp bewachsene Gruppe künstlicher Hügel, in deren Nähe früher viel Sachen gefunden worden sind. Der Boden umher ist mit Scherben übersät. Hier verabschiedete sich Herr Thom von uns, und wir mussten eilen, um noch Chimaltenango zu erreichen. Das Wegstück zwischen Patzizia und Chimaltenango hatten wir auch auf dem Hinwege nach Chaculá zurückgelegt, aber inzwischen war der lehmige Abhang hinter Villa de Zaragoza vom Regen vollständig aufgeweicht worden, und als wir endlich bei einbrechender Dunkelheit die Ebene erreichten, fanden wir dort die Strasse in tief eingewühlte Bächlein verwandelt. Zwar gingen unsere Tiere sicher, aber wir atmeten doch erleichtert auf, als wir im Stockdunkeln endlich die Stadt und das von einem Deutschen gehaltene »Gran Hotel Chimaltenango« erreichten, wo Menschen und Tiere wohl aufgehoben waren.

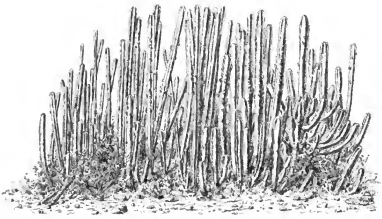
Bald hinter Chimaltenango trafen wir den deutschen Müller, Herrn Hans Schmidt aus Los Pastores, und noch einen andern Landsmann, die uns auf ihrem leichten Wägelchen ein Stück begleiteten, bis sich unsere Wege trennten. Deutsche überall: beim Kaffeebau, im Mühlengewerbe, bei den elektrischen Anlagen, als Aerzte, aber nur vereinzelte Handwerker und keine Bauern.

Guatemala wäre wohl in einem Tage zu erreichen gewesen, aber unsere Träger erklärten den Marsch für zu lang, und da wir nicht wieder

nass werden wollten, machten wir noch einen letzten Halt in Mixco. Das bescheidene Gasthaus liegt gerade auf der Kante des schroffen Abfalls nach Guatemala zu, und von dem Fenster des Gastzimmers aus sahen wir am Abend die zahlreichen Lichter der Stadt aufblinken. Den Reiz eines solchen Bildes wird jeder kennen, aber uns erschien er zugleich als ein Gruss, der uns eine kurze Zeit der geistigen und körperlichen Ruhe nach anstrengender Zeit verhiess.



Thonbruchstück von Chaculá



Organos. Säulenkaktus

ELFTER ABSCHNITT.

Im Norden und Osten von Guatemala.

2. Dezember 1896 bis 2. Februar 1897.

Erwartungen. — Chinautla. — Töpferei. — El Sol y la Luna. — Im Motagua-Thal. — Llano Grande. — Das Thal von Salamá. — Der Weg in die Alta Verapaz. — Tactic. — Nach Coban. — Die Stadt. — Zur Unthätigkeit gezwungen. — Klima. — Landsleute von allerlei Art. — Kekchi. — Unterkunft. — Wege. — Tracht. — Petet und Zamac. — Weihnachtszeit. — Aufbruch. — Panchos Rausch. — Des Archäologen Sehnsucht. — Heiligabend in Salamá. — Tocoy-Morazan. — Acazaguastao. — Wieder im Motagua-Thal. — Ferrocarril del Norte. — Zacapa. — Plötzlicher Vegetationswechsel. — Los Amates. — Quiriguá. — Der Winkel bei den Grenzen. — Revolutionsgerüchte. — Nach Copan. — Erfüllter Wunsch. — Esquipulas. — Die grosse Fiesta. — Quezaltepeque. — Ipala. — Vom Schicksal ereilt. — Krankentransport. — Chiquimula. — Zurück nach Guatemala.

Bis vor wenigen Jahren waren die waldreichen Gebiete der Alta Verapaz in archäologischer Beziehung fast eine Terra incognita. Erst die eifrigen und erfolgreichen Arbeiten der Herren Dr. Karl Sapper und Erwin Dieseldorff haben begonnen, Licht in das Dunkel zu bringen. Und durch diese beiden Herren haben auch eine Reihe seltsamer Stücke ihren Weg in das Berliner Museum für Völkerkunde gefunden. Auch die ethnographische und sprachliche Erforschung reicht nicht weit zurück. Um die alten Quellen

aus früher spanischer Zeit ist es spärlich bestellt. Kurz und gut, dem Sprach- und Altertumsforscher, dem Ethnologen und Naturwissenschaftler öffneten sich dort manche verlockenden Aussichten, besonders da er auf die wohlwollende Hilfe und Unterstützung seiner Pläne bei den vielen in und um Coban angesiedelten Landsleuten rechnen durfte.

So brachen wir denn mit frohen Hoffnungen nach Norden auf, aber der gute Stern, der uns bisher geleuchtet und durch alle Fährnisse hindurch geholfen hatte, schien im Erlöschen. Kein Teil unserer Reise verlief so ergebnislos durch die Ungunst des Wetters, durch Krankheit, als der



Thonrelief aus Chajcar, Alta Verapaz
(1/2 der nat. Grösse)

Aufenthalt in Coban, und doch waren gerade hier die günstigsten Vorbedingungen für Arbeit und Erfolg gegeben.

In der Gegend zwischen Antigua und Sta. Lucia, wo wir uns vor kurzem vierzehn Tage lang aufgehalten hatten, war die Regenzeit so gut wie vorüber, obgleich es immer noch ab und zu einen tüchtigen Schauer gab. In Guatemala regnete es schon seit einigen Wochen nicht mehr; auch die Wege waren dort herum schon fest und trocken und gut. Bis Chinautla und noch ein Stückchen darüber hinaus ist die Strasse sogar fahrbar.

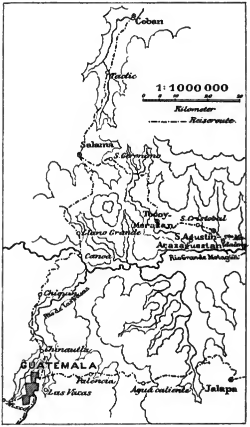
Man verlässt Guatemala im Nordosten über die schmale Landbrücke, die das von Barrancas umgebene Plateau, auf dem die Stadt gebaut ist, mit dem übrigen Gelände verbindet. Aus vulkanischen Sanden und Aschen, die in vorgeschichtlicher Zeit aus einem der mächtigen Krater im Süden ausgeschleudert wurden, setzt sich die Hochfläche zusammen. Lehm und Sand, mit Lavastückchen und Bimssteinbrocken untermischt, bilden in der trockenen Zeit eine Strasse, die unter den Hufschlägen der Pferde tönt. In dem weichen Erdreich hat man an einer Stelle Nischen ausgegraben, die dem Wanderer bei plötzlichem Regen Schutz, bei brennender Sonne einen willkommenen Platz zum Rasten bieten. Wir erfreuten uns an den anmutigen Bildern, die die Umgebung der Hauptsadt überall zeigt: bewaldete Schluchten, aus deren Grunde hier und da ein heller Wasserfaden aufblitzt, von niedrigem Wald bestandene Hügel und höhere Ketten darüber. Im Süden, jenseits der Vulkane, war der Himmel noch bewölkt, dort schien es zu regnen.

Am Ufer des Wässerleins, das den Namen Rio de las Vacas führt, liegen die Häuschen und Hütten des Dorfes Chinautla, zwischen grünem Buschwerk, Bananen, und Fruchtbäumen, überragt von der auf einem Felsvorsprunge gebauten, weiss getünchten Kirche. Chinautla ist ein Töpferdorf; seine weibliche Einwohnerschaft verfertigt alle Arten gröberer Thonwaren: Töpfe und Comales, das sind die flachen Tiegel, auf denen die Tortillas gebacken werden. In einfacher Technik, durch Auflagen, Einritzungen, Bemalung, wird das Geschirr mannigfach verziert. Da die Töpferei unter den ältesten Kunsthandwerken ihre Stelle hat und unter den ansässigen, ackerbautreibenden Völkern Amerikas zu hoher Blüte gediehen war, ist es nicht ohne Interesse, die heutige Form und Mache mit der der alten Gefässe zu vergleichen, was leider meist zu Gunsten dieser ausfällt. Nur an wenigen Orten hat sich die Kunst auf der alten Höhe erhalten oder gar sich in modernem Sinne weiter entwickelt. — Ueberall aber ist die Töpferei noch heute eine meist von Frauen geübte Fertigkeit, auf die sie auch ein gewisses Recht haben, da nicht ohne Grund vermutet wird, dass sie ihre Erfinderinnen sind.

Die Thonwaren von Chinautla werden von den indianischen Hausierern im ganzen Lande umhergetragen. Es ist schier unbegreiflich, dass der bescheidene Erlös für solche gering bezahlten Dinge die Mühe des Weges lohnt. Es wird nur verständlich, wenn man bedenkt, dass Zeit für den Indianer wertlos ist. Und für die Beschwerden der Reise fühlt er sich vielleicht dadurch belohnt, dass er andere Gegenden und Dörfer und Städte zu sehen bekommt. »Reisen« und »sehen« sind in den Sprachen des Landes synonym.

Auch weiterhin ist der Weg vorzüglich angelegt; jede starke Steigung vermeidend, zieht er sich, freilich recht schmal, immer in halber Höhe

am Berghang hin mit lieblichen Ausblicken auf waldige Höhen und tief eingesenkte Thaler. Wo es quelliger ist, wachsen hohe, buntblättrige Gräser und eine Pflanze, der Sonnenblume ähnlich, überragt fast die Köpfe unserer Tiere. Als mein Mann eine davon pflücken wollte, flog plötzlich ein Schwarm wilder Bienen auf und unsern Tieren um die Ohren; sie



scheuten und wurden wild, und auf dem schmalen Wege, dicht über dem Abhange, verflossen einige bange Augenblicke bis sie wieder zur Ruhe gebracht waren.

Ein Trupp Reisender, der in geringer Entfernung hinter uns ritt und wegkundiger war als wir, war plötzlich aus unserm Gesichtskreis verschwunden. Die Herren hatten einen Richtweg eingeschlagen und waren

so lange vor uns in Chiquin eingetroffen, dass sie uns das gute Quartier und Essen der Doña Guillerma, das eines gewissen Rufes sich erfreut, vor der Nase weggeschnappt hatten. Wir mussten auf der Erde nächtigen und uns mit den Brosamen begnügen, die von dem wohlbesetzten Tische fielen.

Wer den üblichen, sehr langen Ritt von Chiquin bis Salamá in einem Tage bewältigen will, muss um 5 Uhr morgens aufbrechen, um sein Ziel bei guter Zeit zu erreichen. Trotz der weiten Entfernung wird die Strecke meist in einem Tage zurückgelegt, da das mittwegs gelegene Canoa seines Klimas und seines Wassers wegen in so üblem Rufe steht, dass man gern vermeidet, dort zu übernachten. Wir aber verzichteten von vorn herein darauf, Salamá zu erreichen, da man uns von zwei grossen, bemalten Steinen bei Trapiche grande — etwas mehr als eine deutsche Meile von Chiquin entfernt — erzählt hatte, die als »Sonne« und »Mond« bezeichnet wurden. Die wollten wir aufsuchen und ihnen den Tag widmen. Näheres aber wusste kein Mensch, erst in Trapiche sollten wir das wie und wo erfahren. Wir machten zwar ohne allzu grosse Mühe das Haus ausfindig, wo uns Belehrung werden sollte, aber der Mann, der sie geben sollte, war völlig berauscht — wie ich in Anbetracht der frühen Morgenstunde annehme, noch und nicht schon. Was wir von ihm erfahren konnten, lautete wenig ermunternd und ziemlich verwirrt: es wäre nichts an den Steinen zu sehen, es führe kein Weg hin, der Fluss versperre ihn in jetziger Jahreszeit. Da überdies niemand anders uns führen konnte, so verzichteten wir auf den Anblick der beiden himmlischen Steine, el Sol y la Luna, und zogen unseres Weges.

Nicht lange, so kamen wir in das Thal des Rio Grande, des Motagua, den wir als alten Bekannten grüssten. Wir hatten ihn vor Monaten viel weiter oben zwischen Quiché und Guatemala bei La Garruche überschritten, wo er brausend und wirbelnd über Steine dahinschoss mit ansehnlicher Wassermenge trotz der trockenen Zeit. Hier floss er in tief eingesenktem Felsenbett, doch war seine Breite stattlicher geworden. Späterhin sollten wir ihn noch weiter unten kennen lernen, wo er zum breiten, mächtigen, ruhigen Strome geworden. Soweit er Feuchtigkeit an das Erdreich abgab, umsäumte grünes Gehölz seine Ufer, aber die oberen Hänge waren trostlos dürr, denn es ist heiss und trocken in diesem Thal. Der Weg war gut angelegt, zum Teil in den Felsen eingesprengt, doch darf man nicht gerade schwindlig sein, wenn man auf der schmalen Strasse, hart am Rande des steil zum Flusse abstürzenden Ufers entlang reitet. Einige Hutten — auf der Karte als Buena Vista bezeichnet — liegen am Wege, und etwas weiter hin wird unser Auge durch eine auffallende Bildung an der gegenüberliegenden Felswand gefesselt: prächtig in Säulen abgesondertes, vulkanisches Gestein.

20*

Bei dem Oertchen El Puente wird der Fluss auf hübscher neuer Hängebrücke überschritten; die alte war vor Jahren eingestürzt. Der Punkt ist sehr malerisch: das tiefe Flussbett von der Brücke überspannt, die eng an die Felswand gedrückten Hütten des Dorfes, die waldigen Höhen und die satten Farben geben ein hübsches Bild.

Nachdem man ein halbes Stündchen am linken Ufer hinunter geritten, erreicht man ein von Norden her einmündendes Seitenthal, in dem der Weg nach Coban hinaufführt. Hier, in vollster Tierra caliente, liegt eine Gruppe Hutten, die den Namen La Canoa führt, in denen es von Weibern, nackten Kindern, Schweinen und Hunden wimmelt. Ausserdem giebt es ein Schulhaus, ein Gemeindehaus und eine Branntweinschenke. — Hunger und Hitze zwangen uns zu kurzer Rast.



Eugenia Salamensis J. Donn. Smith. n. sp.
Llano Grande, Dpt. Salamá

Wir überschritten den Bach, kehrten dem Motagua den Rücken, stiegen über Geröll in die Höhe und erreichten die Nadelholz-Region. Der erfolglose Aufenthalt in Trapiche grande hatte uns jeder Möglichkeit beraubt, heute noch Salamá zu erreichen. Aber am Wege lag eine grosse Hacienda — Llano grande — und dort wollten wir versuchen zu nächtigen. Wir ritten bei den ziemlich verwahrlosten Gebäuden vor, mussten aber den Verwalter erst aus einem Rancho holen. Dieser gab uns zwar gnädig die Erlaubnis, da zu bleiben, eröffnete uns aber zugleich, dass es kein Essen gäbe, kein Viehfutter und auch keinen andern Raum als die offene Vorhalle. Das war natürlich nur Ungefälligkeit, und wir liessen uns deshalb auf keinerlei Verhandlungen ein, sondern sassen wieder auf: ein Nachtlager im Freien ohne Essen konnten wir überall finden und brauchten uns nicht noch dafür zu bedanken. Ich will übrigens nicht unterlassen zu betonen, dass es das einzige Mal während unserer langen Reise war, dass wir so schnöde abgewiesen wurden.

Der Llano Grande ist ein flaches, längliches Thal mit Baumgruppen, vereinzelten Ranchos und Zuckerrohrfeldern, von einem Bache durchströmt, und an dessen anderm Ufer fanden wir in einem Hause freundliche Auf-

nahme. Da es noch früh am Tage war, konnte noch alles beschafft werden, was der Mayordomo kurz und bündig als nicht vorhanden erklärt hatte. Und obgleich sich eine grosse Familie in dem kleinen Hause befand, räumte man uns gern eine Catre und einen Tisch zum Schlafen in einer geschützten Ecke ein.

Die Nacht war frisch und nebelig, und der Nebel wich auch am Tage nicht, ja als wir nach langem Anstieg in schönen Laubwald kamen, wurde es ein feiner, dichter Regen. Der Weg ist hübsch und gut, neu angelegt; wo Klippen und Biegungen seine Fortführung hinderten, ist er in den Fels gesprengt. Aehnlich der Strecke zwischen Chinautla und Chiquin zieht er sich am Abhang allmählich in die Höhe, inmitten einer prächtigen Vegetation. In den Tropen sind die höher gelegenen Gebiete in der Regel durch Blütenfülle ausgezeichnet, während an der Küste meist ein gleichartiges einförmiges Grün herrscht. In den Schluchten dagegen und an den Berglehnen mit ihren mächtigen, ganz mit parasitischen Gewächsen bedeckten Stämmen, den zierlichen Wedeln der Baumfarne, den herabhängenden Schlingern, entzückt die Mannigfaltigkeit der Form. Nur wenn die Sonne den Nebel durchdrang, konnten wir uns der farbigen Blüten freuen, unter denen eine gelb blühende Composite — Taxixcó, Parymenium Türkheimii, Vatke — und verschiedene rot blühende Stauden auffielen. Der Abstieg ins Thal von Salamá war weniger rühmenswert, über Geröll und loses Gestein geht es ziemlich steil bergab. Ein auffallend plötzlicher Wechsel des Wetters tritt ein: kaum hatten wir die Höhe überschritten, so hörte der Nebel auf, das Vegetationsbild ändert sich mit einem Schlage: es wird trocken und heiss. In der Thalebene tritt Kaktus auf, den wir seit vielen Monaten nicht gesehen hatten. Wie in Mexiko hatte man die hohen Säulen zur Einfriedigung von Gehöften benutzt.

Das Thal von Salamá liegt tief eingesenkt zwischen der Massenerhebung der Altos im Süden und den zu ansehnlicher Höhe emporsteigenden Bergketten der Alta Verapaz im Norden. Daher haben sowohl die vom Atlantischen, als auch die vom Stillen Ozean wehenden Winde ihre Feuchtigkeit längst abgegeben, wenn sie bis hierher kommen. So hat das Thal nur eine kurze, scharf begrenzte Regenzeit. Aber es fehlt nicht an Wasser, denn von den Bergen, auf deren Kämmen die Feuchtigkeit sich absetzt, rinnen Bäche herab, die sorgsam eingefangen und, über den fruchtbaren Boden verbreitet, ein reichliches Wachstum von allerlei Nutz- und Weidepflanzen ermöglichen.

Der stattliche und freundliche Ort Salamá liegt in seinem Hauptteil auf dem linken Ufer eines Flusses, der dem Rio Negro oder Chixoy zuströmt. Die Plaza und die Strassen der Stadt sind von Orange-Bäumen und Kokospalmen eingefasst, die auf Befehl des einstigen Tyrannen von

Guatemala, des ehemaligen Präsidenten Rufino Barrios, gepflanzt worden sind, der manchmal gute Ideen hatte, die er nicht immer auf gute Art zur Ausführung brachte.

Während Salamá am westlichen Ende des ziemlich weiten Thalbeckens liegt, sieht man am östlichen Ausgange die weisse Kirche von S. Gerónimo ragen. Hier war früher ein Dominikanerkloster, das die Mönche mit einer weithin über die Felder sich ziehenden, auf gemauerten Bogen ruhenden Wasserleitung versehen hatten. Heute ist es Dorf und Hacienda, wo viel Zuckerrohr gebaut und ein Zuckerschnaps verfertigt wird, dessen Ruf dem des vielberühmten Comiteco gleichkommt.



Salamá
Nach einer Aufnahme von Herrn A. Helmerich in Coban

Aus älteren Nachrichten wussten wir, dass Salamá eine Sprachinsel sein sollte, wo ein mexikanisches Idiom gesprochen wurde, das Pipil. Noch Stoll erzählt*) in seinem interessanten Buche, dass er ein altes Mütterchen dort traf, die Nahuatl sprach, und dass er mit Hilfe eines Indianers ein Wörterverzeichnis aufnehmen konnte. Er erzählt aber zugleich, wie die Leute durch einen unverständigen Regierungsbeamten gezwungen wurden, sich zu hispanisieren und Tracht und Sprache zu ver-

*) Stoll, Guatemala, Kap. 18.

leugnen. So wussten damals nur noch wenige etwas von der alten Sprache. Das seit jener Zeit verflossene Dezennium scheint auch diese letzten Spuren verwischt zu haben, denn all unser Fragen und Forschen war vergeblich, wir konnten keinen Menschen auftreiben, der noch Kenntnis vom Pipil hatte.

Eine schmale, auf gemauerten Pfeilern ruhende Brücke führt über den Fluss. Dann folgen dörfliche Quartiere, deren Höfe wieder von Kaktushecken umgeben waren und dadurch ganz das Ansehen eines mexikanischen Hochlanddorfes erhielten, und nun ging's über den weiten, trockenen Thalboden dahin und am kahlen Nordrand in die Höhe. Oben empfing uns der gleiche Wetter- und Vegetationswechsel, wie auf der andern Seite: Wald und Nebel trat an Stelle der Trockenheit. Wenn auch zeitweise die Sonne durchbrach, ritten wir doch fast die ganze Strecke bis Tactic in feinem Nebelgeriesel. Und entsprechend der Feuchtigkeit war der Weg, zwar breit und mit Ausnahme einiger Höhenrücken, die überstiegen werden mussten, ziemlich eben, aber zerfahren und schmutzig, und stellenweis vom Vieh zu einem zähen Brei zerstampft. Die Wege der Alta Verapaz sind denen der Huaxteca ebenbürtig. — Aber als Ersatz erfreuten uns die wechselvollen Landschaftsbilder, die verschiedenartige, zum Teil neue Pflanzenwelt, rinnende Bäche und rauschende Wasserfälle. Bei den ärmlichen Hütten des Rancho Santa Rosa trennen sich die Wege, rechts geht es nach Purulá, geradeaus nach Tactic. Aus dem schmalen Wiesenthal mussten wir noch einmal in die Höhe und erreichten ein weites Längsthal, von grünen Hügeln umgeben, um die die Wolken zogen und die Nebel brauten. Ueppiger Graswuchs und dichtes Buschwerk überall: es ist das Quellgebiet des Polochic, des Stromes, der die Alta Verapaz entwässert und sich in die Lagune von Izabal ergiesst. Zerstreute Hütten ziehen sich am Fusse des Abhanges hin; viel Vieh weidet auf den feuchten Wiesen, die die ganze Breite des Thales ausfüllen. Die breitblätterige Bumskaule mit den dicken, dunkelbraunen Kolben, die auch in unsern heimischen Sümpfen wächst, trat in ganzen Wäldern auf. Den zerstreuten Hütten eines Dorfes gegenüber stürzt ein hübscher Wasserfall den Hang herunter. Der Fluss aber, dessen Lauf wir folgen, rauscht unter Bäumen dahin und führt uns in eine waldige



Aphelandra acutifolia, Nees
Alta Verapaz

Schlucht, in der die schönen, grossen Liquidambar-Bäume charakteristisch sind. Sie sind unserm Ahorn ähnlich durch Form und rötliche Farbe der Blätter und erinnern an Platanen durch die kleinen, runden, stachligen Früchte. Dazwischen allerlei Laubgehölz, teils blühend, teils mit roten Fruchttrauben schwer beladen, teils durch ihr dunkles und schön geformtes Laub das Auge erfreuend. Aber je herrlicher die Pflanzenwelt, um so schlechter der Weg. Die von den Hängen rinnenden Quellen und Rinnsale hatten auf dem Lehmboden Wasserlachen gebildet und die breiten Räder der Karren, die Hufe der Zugochsen und Reittiere hatten alles in zähen Brei verwandelt. Jenseits der Schlucht verbreitert sich das Thal, von rechts her kommt eine Fahrstrasse von Purulá, die den Fluss auf überdachter Brücke überschreitet. Der Weg wird breiter und noch schlechter, und führt nach kurzer Zeit in das grosse Indianerdorf Tactic.

Der Dezember ist die Zeit der Marienfeste und in Tactic wurde ein solches gefeiert. Die Kirche war bekränzt und abends aussen und innen hell erleuchtet, Kanonenschläge und Raketen knatterten und knallten. Ueberall wurde getanzt und getrunken. Auf etlichen Höfen waren grüne Lauben errichtet, die als Kapellen dienten. Aus allen Kneipen (Estancos) tönte die ganze Nacht hindurch die Musik der Marimba, jenes bei den Indianern Guatemalas weit verbreiteten Instrumentes, das ohne Zweifel afrikanischen Ursprungs und vermutlich von den Antillen herüber gekommen ist; dazu die heiseren Stimmen betrunkener Indianer.

Wir hatten uns Quartier bestellt bei Pantaleon Molino, einem lustigen Salvadoreño, der sich einer sehr gewählten Sprache bediente. Er hat ein sogenanntes Hotel, d. h. in Zimmern mit löcherigen, feuchten Lehmwänden stehen Bettgestelle mit Matratzen, und auf dem furchtbar schmutzigen Hofe war ein Schutzdach für die Tiere. Aber Don Pantaleons Küche erfreute sich nicht umsonst eines guten Rufes bei allen Hacendados und Kaufleuten, die von Coban nach Guatemala oder zurück reiten. Er kannte sie auch alle, ihre Namen nicht nur, sondern auch ihre sämtlichen Verhältnisse. Mais für unsere armen, müden Reittiere konnten wir nicht bekommen.

Leute, die öfter des Weges kommen, wissen allerlei von Tactic und den Gebräuchen seiner Einwohner zu berichten, und Stoll hielt sich hier mehrere Tage auf, um Sprachstudien zu machen. — Die Einwohner von Tactic sind Pokonchí. Mir fielen die reich gestickten Tücher der Frauen auf, die die Stelle des Rebozo einnehmen. Sie zeigen spanische Muster und Mache, wirken aber — durchweg schwarz auf weissem Grunde — sehr eigentümlich. Auch habe ich ähnliche sonst nirgend gesehen.

Wir ritten wieder im Nebel ab durch die ganze Länge des sehr stattlichen Ortes. Aber die Sonne brach durch und der Tag wurde heiter. Auf gemauerter Brücke gings über den Polochic und an seinem rechten

Ufer weiter. Aus dem Grün der Hügel leuchteten überall die gelben Blütenbüsche des Taxixcó, die hier ein ebenso hervorstechender Zug der Landschaft sind, wie am See von Pátzcuaro die weissen der Parácua. Wo der Fluss eine Windung macht, folgten wir dem alten Reitweg, der diese abschneidet, und wo wir in dem sich verengenden Thal die Fahrstrasse wieder erreichten, lag die erste Kaffeepflanzung. Ein Stück weiterhin zweigt nach links, den Fluss überschreitend, ein Weg nach S. Cristobal ab, während wir geradeaus weiter ritten und bald Sta. Cruz erreichten. Alles ist feucht und grün. Auf einem Hang schossen die saftstrotzenden Stämmchen eines Baumes mächtig empor, der grosse, gefingerte Blätter und grüne Blütenkolben trägt.

Es wird behauptet, dass ein vorzüglicher Karrenweg nach Coban führe, aber das kann keiner sagen, der ihn am Ende der Regenzeit entlang geritten ist. Hinter Sta. Cruz geht von dieser grossen Fahrstrasse der sogenannte Camino chiquito (der kleine Weg) ab, und wir folgten ihm gern, obgleich auch er schlimm war; der grosse war in dieser Jahreszeit einfach unbenutzbar. Durch ein unendliches, regelloses Gewirr von Hügeln windet sich der Weg, ähnlich dem Gelände, das wir seinerzeit zwischen Oaxaca und Tehuantepec durchritten hatten, nachdem der Fluss von Totolapam überschritten war. Aber dort war alles grau, kahl, trocken und dürr gewesen, und hier war alles grün und frisch und die kleinen Kesselthäler mit Milpas bestellt, und überall blühte es. Doch war das ewige auf und ab in seiner Gleichmässigkeit ermüdend und auch den Tieren schien das Kneten im zähen Schmutz langweilig zu werden. Da — an einer Stelle, wo die Wege sich teilten — trafen wir Dr. Sapper, der uns entgegengeritten war, und den wir hier zum ersten Male persönlich kennen lernten. Unter fröhlichem Geplauder verging der Rest des Weges schneller als wir gedacht.

* * *

Coban ist eine reizende Ausnahme von der Regel. Das Gelände hat die schachbrettartige Anlage zur Unmöglichkeit gemacht, und die niedrigen Häuser verstecken sich im Grün der Kaffeegärten. Die Stadt zieht sich über einen Hügelrücken hin, der am linken Ufer des Flusses ansteigt. Den höchsten Punkt nimmt die Plaza ein und die sie umgebenden Gebäude, unter denen die alte Kirche und der neue Regierungspalast stattlich emporragen. Das Regierungsgebäude steht am Abhang und von seiner dem Platze abgewendeten Galerie hat man einen umfassenden Blick über das Flussthal und die grünen Hügel, die in weitem Umkreise die Stadt umgeben. Zu beiden Seiten des Platzes fallen die Strassen steil und unregelmässig ab.

Ueber Coban, seine Kaffee-Verhältnisse, seine Indianer und seine Einwohner ist schon viel geschrieben worden und von Leuten, die durch längeren Aufenthalt im Lande, durch Kenntnis der Sprache, durch Vertrautheit mit den Sitten der Indios besser dazu berufen waren als ich. Zwar waren wir fast vierzehn Tage in Coban, aber es ging uns wenig nach Wunsch, und wir haben nur ungenügende Einsicht in all das erhalten, was zu kennen nötig ist, wenn man darüber schreiben soll. Wir wurden zum ersten Male auf dieser Reise krank, zwar nicht gefährlich, aber wir waren leistungsunfähig; bei meinem Manne war eine Gürtelrose zum Aus-



Coban

bruch gekommen, und ich hatte einen heftigen Husten. Der Arzt — auch hier war deutsche Heilkunst vertreten — verbot zuerst das Reiten, und wir sassen fest. Aber jede Arbeit, wie wir sie gedacht hatten, verbot sich von selbst, des Wetters wegen. Zwar schien auch hin und wieder die Sonne, aber meistens regnete es. Als ich fragte, wann denn hier Regenzeit sei, erhielt ich die Antwort: oh, in der Alta Verapaz regnet es dreizehn Monat im Jahr! Und als ich ernsthafte Auskunft heischte, hiess es: zwei Monate regnet es etwas weniger! Trotzdem soll das Klima recht gesund sein, da Coban hoch liegt; und noch vor wenigen Jahren —



Strasse in Coban. Richtung nach Chimax

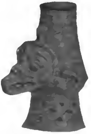
wurde uns versichert — sei Fieber ganz unbekannt gewesen, was man heute leider nicht mehr behaupten kann.



Thongefäss im Besitz des Herrn Erwin Dieseldorff

So war denn an »field-work«, das heisst an Ausgrabungen nicht zu denken, und alle Erlaubnis unserer freundlichen Landsleute, alle Empfehlungen an Einheimische konnten uns nichts nützen. Also hätten wir gleich wieder fort reiten können, wenn die Gürtelrose nicht gewesen wäre.

Da waren es nun verschiedene Menschen und Dinge, die uns über die unthätige Zeit hinweghalfen. Herrn Dieseldorffs Sammlung hielt uns manche Stunde fest, und sie wurde nicht nur angeschaut, sondern auch gezeichnet, fotografiert und besprochen. Auch im Hause seines Bruders wurden wir freundlich aufgenommen. Bei Herrn von Türckheim, der seit Jahren hier ansässig ist, und der mit meinem Manne gemeinsam zu den Füssen des Botanikers Braun gesessen hatte, galt es, das Herbar zu besichtigen, das leider arg von Würmern zerfressen war. Dr. Sapper, der beste Kenner Guatemalas, wurde uns während dieser Zeit ein ebenso lieber Freund als wertvoller Ratgeber. Er kennt die Kekchí-Indianer, ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Denkungsart, wie kaum einer im Lande. Freilich, in keiner Gegend ist es so notwendig, mit der Sprache ein wenig vertraut zu sein, als in der Alta Verapaz, wo die Indianerbevölkerung noch vergleichsweise unberührt von äusseren Einflüssen lebt, und die Plantagenarbeiter nicht aus anderer Gegend herangezogen werden. Daher sprechen auch alle Pflanzer wenigstens so viel Kekchí, dass sie sich mit den Leuten verständigen können. Dr. Sapper jedoch, der seine langen Reisen, die ganz Mittelamerika und einen grossen Teil von Mexico umfassten, stets zu Fuss und in Begleitung dreier Indianer zurückgelegt hat, beherrscht die Sprache wie kein anderer und geniesst das Vertrauen der Leute in hohem Grade. Daher verdanken wir ihm auch Veröffentlichungen und Uebersetzungen, die helle Streiflichter auf die indianische Weltanschauung werfen. Im Sapperschen Hause, auf der dicht bei der Stadt gelegenen Finca Chimax, wurde uns viel Freundlichkeit zu Teil und wir haben dort manche angenehme Stunde in warmer Gemütlichkeit verlebt.



Thongefäss im Besitz des Herrn Erwin Dieseldorff

In der Alta Verapaz ist eine grosse Zahl Deutscher begütert, die zum Teil in Coban selbst, oder in unmittelbarer Nähe wohnen. Sogar deutsche

Handwerker sind dort. So ein Schlosser, der uns für einen verlorenen geologischen Hammer einen recht guten Ersatz anfertigte; und ein deutscher Schuster, der mit der deutschen Köchin verheiratet war, die sich eine Familie bei ihrer letzten Anwesenheit in der Heimat von dort mitgebracht hatte. Im Hause dieses braven Ehepaares wohnten



Indianer-Frauen aus Coban
Aufnahme des Herrn Schilling in Coban

wir und schliefen in Betten, wie wir so gute seit zu Hause nicht mehr gewöhnt waren. Die Frau hielt einen Mittagstisch, an dem etwa zehn bis zwölf Personen, Deutsche und Einheimische, regelmässig teilnahmen. Aber trotzdem in Coban täglich grosser Markt war und vielerlei Früchte und Gemüse zum Verkauf kamen, hatte doch Frau N. N. ihre liebe Not





Coban

mit der Wirtschaft. Was ihr jedoch am meisten Plage bereitete, waren die Dienstboten, da sie sich nicht in die Eigenart der Leute zu finden wusste. Und freilich ist das nicht ganz einfach für deutsche Hausfrauen. Im selben Hause wohnte ein junges deutsches Ehepaar, das auf seine Einrichtung wartete. Ich weiss nicht, wie lange sie gewartet haben, wahrscheinlich bis zum Eintritt trockenerer Zeit, denn die Verbindungswege von Coban zur Küste herunter müssen unbeschreiblich schlecht sein. Auch wir hatten gehofft, einen Vorstoss in jener Richtung machen zu können, um die gepriesenen Schönheiten des unteren Polochic-Thales zu sehen. Doch leider liess sich dies nicht ermöglichen. Die Beschreibungen, die uns von den Wegen gemacht wurden, waren unglaublich. Es soll nicht selten vorkommen, dass die Pferde im Schmutz stecken bleiben oder stürzen. Die deutsche Köchin, die mit dem erwähnten Ehepaar herübergekommen war, hatte schlimme Erfahrungen gemacht; ihr Pferd war gestolpert, dabei war sie über seinen Hals hinweggeschleudert worden und köpflings im Schmutz stecken geblieben, und nur den vereinten Anstrengungen der mitreisenden Männer war es gelungen, sie herauszuziehen. Unter diesen schlechten Verkehrswegen hat Coban natürlich zu leiden und es sind schon verschiedene Eisenbahnpläne aufgetaucht, die aber alle an den Geländeschwierigkeiten und dem Kostenpunkt bisher gescheitert sind.

Was auf dem Markt von Coban zuerst ins Auge fällt, ist die eigentümliche Haartracht der Weiber, unter denen es viele recht hübsche giebt. Das sehr lange, schwere Haar wird — dicht am Hinterkopf beginnend — eng mit roten Wollschnüren, den Tupuys, umwickelt und hängt als lange Wulst über den Rücken herab. Sonst ist keine Abweichung von der einfachsten Form der üblichen Tracht bemerkbar, nur die Hemden einiger Dorfschaften bestehen aus einem dünnen, weissen Stoff, in den mit weissem Baumwollfaden verschiedene Verzierungen eingestickt sind, unter denen Enten sehr beliebt sind. Aui einem Handtuch waren Vierfüssler und Vögel mit bunten Fäden eingearbeitet. Leider sind meine Marktbilder und Typenaufnahmen alle unbrauchbar, da die Platten gelitten hatten. Das Bild mit der Frauengruppe verdanke ich der Güte eines deutschen Herrn, ebenso wie die Ansicht von Salamá.

Die Blüte und der Wohlstand von Coban beruhten durchaus auf dem Kaffee, der hier in der Stadt überall wie ein Garten die Häuser umgiebt. Er soll von guter Beschaffenheit sein, obgleich er in freier Lage manchmal von Frost zu leiden hat. Das sahen wir z. B. auf der Finca Petet, die nur wenige Leguas von der Stadt entfernt ist, und wohin wir einen Ausflug unternahmen, als mein Mann sich wohler zu fühlen begann. Ihr Besitzer, Herr Ernst Pfetzer, kam uns sehr liebenswürdig entgegen, führte uns auch an eine Stelle inmitten der Pflanzung, wo der Boden mit Scherben wie besät war, es waren aber grösstenteils grobe und bedeutungslose Bruch-

stücke. Vielleicht, dass ein glücklicher Zufall bei Erdarbeiten einmal köstlichere Dinge zu Tage fördert.

Schliesslich statteten wir noch der ebenfalls nahe gelegenen Finca Zamac einen Besuch ab, wo wir von der Familie Helmerich freundlich willkommen geheissen wurden. Dort sind alte Fundamente, eine ansehnliche Pyramide, aber auch hier würden Grabungen notwendig sein, um nähere Aufschlüsse zu gewinnen oder Altertümer zu finden. Die Finca besitzt ausser den Pflanzungen noch eine Holzschneidemühle, und das Wässerlein, das sie treibt, versinkt bald, nachdem es diese Arbeit gethan, spurlos in der Erde;



Strasse in Coban

eine Erscheinung, die im Kalkboden nichts seltenes ist, aber immer wieder sonderbar berührt, ebenso wie das plötzliche Emporquellen ansehnlicher Flüsse.

Inzwischen war wieder einmal die Weihnachtszeit herangenaht, zu deren Feier allerwärts Vorbereitungen getroffen wurden. Die Indianer hielten Tänze mit altertümlichen Zeremonien, bei denen Umzüge mit Masken, von der Musik uralter Instrumente begleitet, veranstaltet wurden. Die Deutschen hielten Proben zu Theateraufführungen im Klub ab; die Hausfrauen backten Weihnachtskuchen aller Art, zu dem sie die notwendigen Bestandteile schon vor Monaten in Europa bestellt hatten. Natürlich

suchte man uns zum Bleiben zu überreden, aber trotzdem Coban ein hübscher Ort ist und wir von allen Seiten nur Freundlichkeit erfahren hatten, trieb es uns fort. Wir sehnten uns nach Thätigkeit, nach Wärme und Trockenheit. Krankheit und eine Trauernachricht aus der Heimat waren auch keine rechte Vorbereitung zur Weihnachtsstimmung.

Aber es war nicht ganz leicht, fortzukommen, denn wieder war es schwierig, Träger zu werben, da alle Leute in den Pflanzungen arbeiteten. Da wurde Herr Erwin Dieseldorff der Helfer in der Not: er stellte uns einige seiner Leute zur Verfügung, die uns getreulich bis Zacapa begleiteten, und wir glaubten nun zum Abmarsch fertig zu sein, als uns Pancho einen Strich durch die Rechnung machte. Wie ich schon an anderer Stelle erwähnt habe, war er ganz brav und brauchbar, aber er musste Arbeit haben, und die fehlte ihm hier noch mehr als uns. Wenn er morgens die Tiere auf die Weide geführt hatte, so war sein Tagewerk gethan, höchstens, dass er noch beim Trocknen des Pflanzenpapiers ein wenig half. Und aus Langeweile begann er zu trinken. Am Tage ehe wir fort wollten, hatte ihn die hohe Obrigkeit wegen Trunkenheit aufgegriffen und ins Loch gesteckt. Mein Mann erwirkte seine Freilassung, aber kaum war er dem düsteren Gefängnis entstiegen, als er das Bedürfnis fühlte, seinen Brand zu löschen und sich von neuem sinnlos betrank. Da half sich mein Mann, indem er ihn polizeilich festnehmen und zu uns ins Haus bringen liess. Darob war er ungeberdig, wurde aber bald weinerlich und schlief schliesslich seinen Rausch aus. Als er am nächsten Morgen erwachte, war er der willige und treue Diener wie bisher. So konnten wir endlich am 23. Dezember aufbrechen, ziemlich bekümmert, dass die zwei Wochen so wenig nutzbringend für uns verlaufen waren.

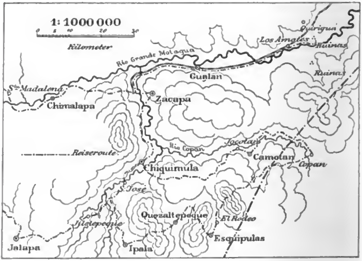
* * *

Wie es für den klassischen Archäologen keinen grösseren Wunsch giebt, als eine Ferienreise nach Italien und Griechenland zu machen, um die Stätten mit leiblichen Augen zu sehen, von denen er immer nur Bilder zu Gesicht bekommen, Schilderungen gelesen hat; die Stätten, die allein heut noch Zeugnis ablegen von dem, was einst war; wie es ihn dorthin zieht, wenn er auch keine näheren Untersuchungen zu machen gedenkt — so zog es uns nach Quiriguá und Copan.

Dort zu arbeiten war für uns von vorn herein ausgeschlossen. Es gehört eine gross angelegte Expedition dazu und — wenigstens für Quiriguá — eine andere Jahreszeit. Ausserdem ist vieles dort gethan durch die umfassenden Arbeiten des Engländers Maudsley und durch das Peabody Museum in Boston, dessen Vertreter jahrelang während der trockenen Monate in Copan gearbeitet haben. Aber mit eigenen Augen sehen wollten wir, was uns bisher nur durch die Vermittlung fremder Augen

bekannt geworden; wollten einen frischen Trunk aus dem Bronnen thun, wollten den Zauber des versunkenen Glanzes unmittelbar auf uns wirken lassen.

Wir kennen ja alle, ohne je unsere heimischen Mauern verlassen zu haben, die Schöpfungen des klassischen Altertums: in Bildern und Abgüssen sehen wir sie von Kindheit an in den Museen, in Schaufenstern, in unsern vier Wänden. Und doch, wenn uns ein freundliches Geschick vor die Originale führt, staunen wir sie an wie eine Offenbarung. Und das gilt noch weit mehr von Bauwerken und grossen Denkmälern, die ganz anders zu uns reden in ihrer Umgebung, als ihre Abbilder in den Galerien, wo sie keinen



Zusammenhang haben mit all den fremden Dingen um sie herum; wo sie stehen wie ein herausgerissener Satz aus zusammenhängender Rede. Was wir von ihnen lernen können, das sagen uns auch die Abgüsse in den Museen, die Bilder in den Büchereien. Aber an der Stelle, wo sie vor Jahrhunderten hingestellt worden sind, da reden sie noch eine andere, neue Sprache zu uns.

* * *

Bis nach Salamá mussten wir zurück. In Tactic hatte sich nichts verändert; es wurde getanzt, gesungen, Marimba gespielt und Raketen losgelassen, genau wie vor vierzehn Tagen. Ich weiss nicht, ob noch immer oder schon wieder. Im Gasthof trafen wir einen deutschen Schlosser,



Blick auf Acazaguastan



Aufgegrabener Hügel mit Kammer bei Acazaguastan

der nach den Hacienden ging, um durch Ausbesserungen an den Maschinen Geld zu verdienen. Ich teilte ihm von den schönen, selbst gebackenen Weihnachtskuchen mit, die uns Frau Sapper zum Abschied geschenkt hatte, und er wurde ganz gerührt bei dem Gedanken an Weihnachten. Er meinte, das vergässe man hier draussen ganz und gar.

Die Wege waren noch schlechter geworden, es gab Aufenthalte, und der Weihnachtsabend war schon herabgesunken, als wir müde in Salamá einritten. Aber an Schlaf war nicht zu denken. Unserm Zimmer gegenüber lag die Kirche, und als es zwölf schlug, begannen die Glocken zu lauten, oder vielmehr zu klappern, Raketen und Böllerschüsse knallten, Musik und Lärm auf der Gasse verkündeten der Menschheit das Heil. — Der Lärm dauerte die halbe Nacht hindurch, aber damit schien die Weihnachtsfeier erschöpft; der nächste Tag zeigte gar kein besonderes Gesicht, das ihn von irgend einem gewöhnlichen Sonntag unterschieden hätte. Wir freuten uns der Trockenheit und heissen Sonne.



Scutellaria lutea J. Donnell Smith
S. Thomás, oberhalb Salamá

Von Salamá aus schlugen wir eine östliche Wegrichtung ein, die uns zuerst das Thal in seiner ganzen Längenausdehnung durchmessen liess. Mitten darin liegen einige Hügel, die vielleicht in alter Zeit Befestigungen getragen haben. Kurz hinter S. Gerónimo beginnt ein nicht eben langer, aber ziemlich steiler Anstieg, von dessen Höhe sich ein hübscher Blick nach rückwärts bietet über das weite Thal mit seinen schön geformten Bergrändern und den beiden weiss schimmernden Ortschaften. Der Hang war roter Sandsteinschiefer und mit Kiefern bestanden. Die feuchtere Luft der Höhe aber brachte uns auch hier — ebenso wie im Süden und Norden des Thalbeckens — nahe der Schneide, eine plötzliche Vegetationsänderung. Mit einem Schlage waren wir in schönem Laubwald von Eichen, Liquidambar-Bäumen und allerhand immergrünem Gesträuch mit lederartigen Blättern.

Diesen Charakter behielt die Pflanzenwelt fast auf dem ganzen langen Abstieg, der sich in einer Schlucht herunterzog, in der das Wasser über Felsen rauschte und riesige Schachtelhalme im Schatten der Bäume wuchsen. Erst weiter unten, in der Nähe des Rancho Guacamaya waren die Kiefern

wieder da. Hier überraschte uns an etwas feuchteren Stellen, wo Laubhölzer unter den Nadelwald gemischt waren, das Auftreten des rankenden Farnkrautes, Lygodium, das wir bisher nur in den Wäldern der Küstenebene von Tehuantepec getroffen hatten. Aber allmählich änderte sich auch der Wald und bekam das Ansehen des trockenen, buschartigen, winterlich blattlosen Waldes von Tehuantepec. Bis hierher reicht die dürre Zone des Motagua-Thales, das noch tiefer eingesenkt als das Thal von Salamá, den feuchten Winden noch unzugänglicher ist. Nirgends bisher war uns der plötzliche Wechsel zwischen Trockenheit und Feuchte



Bewässertes Gelände bei S. Agostin Acazaguastan

so deutlich entgegen getreten, wie in dieser Gegend. Aber freilich ist er auch in solcher Schärfe nur während der Winterzeit wahrnehmbar, denn im Sommer lockt der Regen auch in den dürrsten Landstrichen Grün und Blüten heraus und täuscht eine gewisse Gleichartigkeit vor, die in Wahrheit nicht vorhanden ist.

Bald erreichten wir das freundlich im Thalgrund gebettete, aber rings von dürren Hügeln umgebene Tocoy, mit seinem neuen Namen Morazan genannt. Da man eine Weihnachtsfeier wie bei uns, die ihren heidnischen Festestaumel über die zwölf heiligen Nächte ausdehnt, nicht kennt, so waren wir doppelt erstaunt, hier wieder in den Tumult einer

Fiesta hineinzugeraten. Ich weiss nicht mehr, wie der Ortsheilige hiess, dem zu Ehren wir wieder einmal um unsere wohlverdiente Ruhe geprellt wurden. Ein Betrunkener machte sich das Vergnügen, unsern Tieren ein paar Raketen um die Ohren sausen zu lassen, was sie übel nahmen, scheuten und Miene machten, geradeswegs in die neugierig umherstehende Menge hineinzurennen. Mit Mühe brachten wir sie zur Ruhe. Zu allem Unglück trug auch der Brief, den wir von Salamá aus an einen Einwohner von Tocoy abgeben sollten, um in seinem Hause gastliche Aufnahme zu finden, eine ungenügende Aufschrift. Endlich fanden wir ein Unterkommen in



El Manzanal im Motagua-Thal

der luftigen, nach dem Patio zu gelegenen Halle eines Hauses. Ja sogar Mais für die Pferde, ein paar Eier und Tortillas für uns konnten wir noch erbeuten, und das ist so einfach nicht am Abend eines Festtages. Eine festliche, glänzende Prozession, von zahlreichen Lichtern und Fackeln erleuchtet, durchzog nach Sonnenuntergang den Ort. Vor etlichen Häusern waren Bühnen gebaut; dort hielt der Zug, geputzte Mädchen kamen heraus und sagten lange Lobgedichte vor dem Heiligenbilde her. Dann knatterten die Raketen und der Zug bewegte sich weiter. Bis tief in die Nacht hinein dauerte der Lärm.

21*

Bis nach S. Agostin Acazaguastan ist nicht mehr weit. Wir trafen schon um die Mittagszeit dort ein und machten diesen und den ganzen nächsten Tag dort Halt, um die in der Nähe gelegenen Ruinen zu besichtigen. Es sind ziemlich kunstlos aufgerichtete Hügel, von deren Anordnung kein rechtes Bild zu gewinnen war, die sich aber in ziemlicher Ausdehnung hinzogen. Bei Nachgrabungen, die man vor einiger Zeit vorgenommen hatte, war nicht viel zu Tage gekommen und jedenfalls war nichts mehr vorhanden. Aber die dreieckige Eingangsöffnung, die man dabei freigelegt hatte, zeigte sich gut erhalten. Das untere Bild auf Tafel VI zeigt den Hügel mit der Oeffnung und giebt zugleich eine Vorstellung von der Dürre der Vegetation, die der auf dem Quie-ngola glich. Das obere Bild auf derselben Tafel und das Bild auf Seite 322 dagegen zeigt, dass es auch hier vegetationsreiche, grüne Strecken giebt; überall da, wo natürliche oder künstliche Wasseradern das durstige Land tränken. Mit Freude tauchte der Blick in das üppige Grün dunkellaubiger Fruchtbäume, aus denen die weissen Häuser von S. Agostin freundlich hervorleuchteten.

Als es auch noch gelungen war, einige Aufnahmen von dem hier gesprochenen Pipil zu machen, verliessen wir befriedigt S. Agostin. Wir kamen noch durch zwei kleinere Dörfer, die ebenfalls den Namen Acazaguastan führen, Sta. Magdalena und S. Cristobal, so dass die Gemeinde, der in alter Zeit dieser Name zukam, sich über ein weites Gebiet ausgedehnt haben mag. Aehnliche Verhältnisse finden sich auch anderwärts, z. B. im Thal von Oaxaca, wo drei benachbarte Dörfer den Namen Huitzo führen. In der trostlosen Rancheria El Manzanal machten wir einige Stunden Halt, denn auf dieses schattenlose Tiefland brennt die Sonne glühend herab und man thut gut, nur die Morgen- und Abendstunden zum Reisen zu benutzen. Ein Versuch, auch hier Aufnahmen des Nahuatl-Dialekts zu machen, scheiterte vollkommen. Alle Bemühungen, einen Menschen aufzutreiben, der ihn kannte, waren vergeblich. Der älteste Mann des Dorfes erinnerte sich zwar, in seiner Jugend eine andere Sprache gesprochen zu haben, hatte sie aber so vollständig vergessen, dass er nicht einmal angeben konnte, ob es die gleiche wie von Acazaguastan gewesen sei. Nachdem wir uns in den klaren Fluten des Motagua erquickt hatten, musste an den Aufbruch gedacht werden. Unser freundlicher Gastfreund geleitete uns durch die Furt, denn hier muss man den Fluss übersetzen, um auf seinem andern Ufer die Strasse zu gewinnen, die von Guatemala kommt. Das Wasser ging den Gäulen nur bis an den Bauch und war nicht allzu reissend. Aber in der Regenzeit müssen natürlich Boote benutzt werden.

Die Eisenbahn, die von Puerto Barrios bis zur Hauptstadt gebaut werden soll, endete zur Zeit in Zacapa, die Arbeiten aber reichten schon bis hierher. Heute werden sie wohl noch ein Stück weiter gediehen sein;

ob die Bahn aber in absehbarer Zeit vollendet werden wird, ist zweifelhaft, da ihr letztes Stück auf ziemlich kurzer Strecke eine starke Steigung zu erklimmen hat. Und es scheint, dass die Mittel zur Ueberwindung dieser Schwierigkeit nicht aufzubringen sind. — Wir mussten eine Zeit lang auf dem frisch aufgeschütteten Bahndamm reiten und erreichten bald die grosse Strasse. Noch vor Einbruch der Nacht waren wir in Chimalapa, wo es in einem sogenannten Hotel ein unbehagliches Quartier gab.

Von hier aus führte der Weg durch verschiedene grössere und kleinere Rancherias, die sich ihrer alten indianischen Namen schämen und dafür ganz unmotivierte moderne angenommen haben. Allmählich biegt man vom grossen Flusse ab, hinüber in das weite Thal eines stattlichen Nebenflusses, der von Honduras her kommt, dort Rio Copan, hier Rio Zacapa heisst. Kurz vor Zacapa mussten wir hindurch. Wäscherinnen zeigten



Thongefässe aus der Sammlung Castañeda in Zacapa

uns, wo es hineinging, und wiesen auf die Stelle, wo wir das andere Ufer ereichen sollten. Die Mulas waren nicht zu bewegen, hineinzugehen, so musste mein braver Schimmel die Führung übernehmen, dem sie dann willig folgten. Es ist immerhin ein wenig unbehaglich, ohne Führer einen breiten, ziemlich tiefen Fluss zu durchreiten.

* * *

Wo Eisenbahnen gebaut werden, ist es unordentlich und wüst, flüchtig errichtete Arbeiterhütten, Zelte für die Ingenieure, umherliegende Schwellen und Schienen, fliegende Essbuden, kurz all die Unbehaglichkeit eines vorübergehenden Zustandes. So sieht es bei Zacapa nach der Westseite zu aus. Aber bald gelangt man an den grossen, von einer Mauer umfriedigten Kirchhof und dann in die Stadt. Sie ist freundlich und ansehnlich, aber durch nichts von andern Städtchen ausgezeichnet: um die grosse, viereckige, mit

hübschen Gartenanlagen geschmückte, von Lauben umgebene Plaza gruppieren sich Kirche und andere öffentliche Gebäude. Von hier aus gehen die wenigen Strassen im rechten Winkel, um an den äusseren Rändern sich unregelmässig zu verlaufen. Ein reichlich Wasser führender Bach fliesst an einer Seite der Stadt durch anmutige Busch- und Baumpartien und eingehegte Weideplätze.

An der Plaza, unter den Lauben, lag auch das Hotel, das zwar zwei Deutschen gehörte, aber völlig nach amerikanischem Muster eingerichtet war, denn die Eisenbahn wird von Amerikanern gebaut, und so hörte man viel englisch sprechen. In der ganzen Gegend traf man amerikanische Ingenieure, denn es wurde auch die Bahn vermessen, die von Zacapa aus nach S. Salvador abzweigen sollte. Freilich hiess es schon damals, das Geld wäre zu Ende. Inzwischen sind, soviel mir bekannt, aus diesem zwingenden Grunde alle weiteren Arbeiten eingestellt worden.



Steinrelief aus der Sammlung Castañeda in Zacapa
1/7 der nat. Grösse

Hier trafen wir auch die einzigen Vergnügungsreisenden, denen wir jemals in Guatemala begegnet sind, und zwar war es ein in Samoa ansässiges und wie es schien erheblich begütertes, amerikanisches Ehepaar, das einige Monate des Jahres zum Reisen benutzte. Sie waren von New-Orleans mit dem Dampfer nach Puerto Barrios, von dort mit der Eisenbahn hierher gekommen und wollten nun nach der Hauptstadt.

Im Hause des Herrn Brigido Castañeda fanden wir eine sehr hübsche kleine Sammlung von Altertümern aus der Umgegend, die wir erwerben konnten; nur von einem kleinen Relief wollte sich der Besitzer nicht trennen. Es zeigte eine sitzende Figur und war am unteren Ende mit dem unbearbeiteten Ansatzstück versehen, das die aufrecht in die Erde gestellten Steine alle zeigen. Wir mussten uns an einem Abklatsch genügen lassen.

Es war der letzte Tag des Jahres und zugleich der letzte Tag der Amtsführung des Alcalden von Zacapa. Der neue wird in der ersten Stunde des neuen Jahres mit grosser Feierlichkeit eingesetzt. So erlebten wir denn auch eine Sylvesterfeier mit Illumination, Musik, Raketen und allem Lärm einer dort üblichen Festesfreude.



Sumpfiger Waldrand bei Los Amates

Am 1. Januar 1897 sassen wir auf der Eisenbahn, die uns ein Stück abwärts bringen sollte bis zum Rancho Los Amates, von wo aus der Besuch der Ruinen von Quiriguá unschwer zu unternehmen ist. Bis Gualan bietet sich dem Auge nichts als immer die gleiche, trockene Wüstenlandschaft, aber dann ändert sich ziemlich schnell das Bild, ohne dass ich begreifen kann, woher dieser plötzliche Umschwung, da hier



Stela E von Quiriguá

keinerlei Gebirgswälle vorgelagert sind, sondern die Bahn ohne Hindernisse, ruhig im breiten Motagua-Thale dahin rollt. Bambus, Pacaya und andere Tropenbäume drängen sich dicht an den Fluss, neben dem die Bahn sich hinschlängelt, und plötzlich sieht man sich inmitten der herrlichsten Wildnis.

Los Amates ist eine ärmliche Rancheria; es herrscht trotzdem einiges Leben bei der Ankunft und Abfahrt der beiden Züge, die täglich hier

vorbei kommen: der eine aufwärts, der andere nach abwärts, da es in der Nähe grössere Plantagen giebt oder solche im Entstehen sind. Jedenfalls hat man bei dem Bahnbau mit einem grossen Warenverkehr gerechnet, denn den meisten Platz im Stationsgebäude beanspruchte ein grosser Stapelraum mit Wellblech gedeckt, aber hoch und luftig. Der Bahnbeamte stellte uns diesen Raum bereitwillig zur Verfügung, wofür wir ihm dankbar waren, denn der Ort und seine Umgebung liegt im Sumpf und da war der auf Pfahlen ruhende Bau doppelt willkommen. Es ist eine der Gegenden, wo der üppigen Schönheit der Natur das tückische Fieber gesellt ist.

Ein Boot und zwei Ruderer waren leicht zu beschaffen, und so fuhren wir am 2. Januar früh morgens im leichten Einbaum den Fluss hinunter. Er ist auf beiden Seiten von prächtigen Wäldern umsäumt, aus deren Laubmassen die langen, graziösen Wedel der Coroz-Palmen hervornicken. Nach etwa zweistündiger Fahrt legten wir bei einer einsamen Rohrhutte an. Einige hundert Schritte weiter fanden wir einen einsamen Rancho, von wo aus ein Mann als Führer mit uns ging. Er hatte unter Maudsley mitgearbeitet und wusste gut Bescheid. Etwa dreiviertel Stunden folgten wir einem schmalen Waldwege, der zunächst zu einem grossen, aber völlig überwachsenen Hügel fuhrte, und wenige Schritte weiter standen wir vor dem ersten, mächtigsten jener herrlichen Monolithe, die zu staunender Bewunderung zwingen: es ist die schräg stehende Stele, die Maudsley mit E bezeichnet.

Erst vor wenigen Wochen war das letzte Stück der Eisenbahn bis Zacapa fertig geworden. Der Präsident, Reina Barrios, hatte es feierlich eingeweiht und bei dieser Gelegenheit auch diesen Zeugen vergangener Zeiten einen Besuch abgestattet. Das war günstig für uns, denn so schnell waren die Lichtungen, die man für den hohen Besuch in der Nähe der Steine hergestellt hatte, nicht wieder zugewachsen. Und selbst der aus Brettern zusammengeschlagene Tisch und die Bänke, an denen man das Frühstück eingenommen hatte, konnten von uns noch zum gleichen Zwecke benutzt werden.

Wie ich oben schon sagte, dachten wir nicht daran, hier zu arbeiten, konnten gar nicht daran denken. Aber auch mit Schauen wurden wir bei e i n e m Besuche nicht fertig, sondern wiederholten Kahnfahrt und Wanderung am nächsten Tage. Was in Quiriguá von eigentllichen Ruinen, d. h. alten Bauwerken vorhanden ist, kommt für den flüchtigen Besucher gar nicht in Betracht, da sie von dichter Waldvegetation überwachsen sind. Es sind die herrlichen, mit Skulpturen reich bedeckten Steine, die den Ruhm von Quiriguá ausmachen und den Reisenden locken und fesseln. Einige stehen gut gereinigt da, andere haben sich, seit Maudsley Abdrücke davon genommen, wieder mit einer dichten,

sammetnen Moosdecke überzogen, die es schwer macht, ihre Formen genau zu erkennen. Durch die unendliche Fülle von Figuren, Zierraten, seltsamen Ausladungen und Verschnörkelungen auf diesen mächtigen Steinen rufen diese Maya-Bildwerke einen Eindruck hervor wie Barock-Skulpturen, während mexikanische Bildhauerarbeiten oft an die Renaissance erinnern, so zum Beispiel die Reliefs von Sta. Lucia durch das reichlich verwendete Rankenornament. Immer wieder aber stehen wir staunend vor den



Stela D von Quiriguá. Nordseite

Leistungen einer Kultur, die solche Dinge schaffen konnte, obgleich ihr das Eisen fremd war.

Der Anblick dieser schönen, steinernen Rätsel in diesem Zauberwalde mit seiner berückenden und bedrückenden Formenfülle hat etwas Märchenhaftes. Nirgends habe ich so lebhaft den bestrickenden Reiz des Geheimnisvollen gefühlt, als vor diesen stummen Zeugen versunkener Welten, inmitten dieser üppigen Pflanzenwelt. Natur und Menschenwerk fügen sich hier einheitlich zusammen: man könnte für diese Denkmäler

keine passendere Umgebung, für diese Tropenwildnis keinen bessern Schmuck sich erdenken. Eines hebt das andere und lässt es erst in seiner ganzen Schönheit und Pracht erscheinen. Ich wähnte mich von einem Traum umfangen und jedesmal wurde mir das Scheiden schwer. Leider lauert auch hier das Fieber, das haben alle erfahren müssen, die ihrer Arbeiten wegen zu längerem Aufenthalte gezwungen waren.

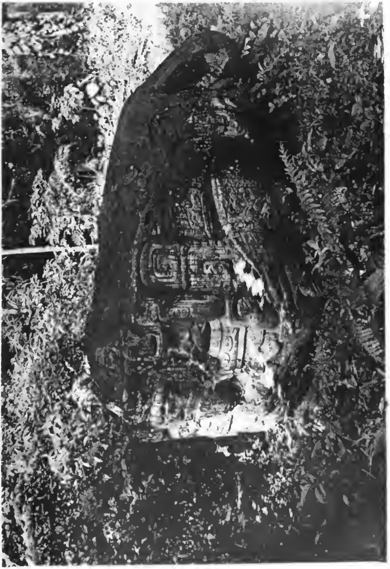


Stela A in Quiriguá

Wir hatten eigentlich die Absicht gehabt, mit der Bahn die paar Stunden nach Puerto Barrios zu fahren, um die vielgepriesenen Naturschönheiten des Golfo Dulce in Augenschein zu nehmen. Aber in der dritten Nacht regnete es heftig und danach war der Himmel noch so mit dunklen Wolken umzogen, dass wir sowohl diesen Plan, als auch einen dritten Besuch der Ruinen aufgaben und nach Zacapa zurück fuhren.



Quiriguá — Stela D — Ostseite



Quiriguá — Kröte B



Quiriguá — Reptilkopf mit Hieroglyphen M



Quiriguá — Runder Stein L

Unser nächstes Ziel war Copan, das schon in Honduras, aber nur zwei und eine halbe Tagereise von Zacapa entfernt ist. Aber ungeahnte Hindernisse schienen unsern Wunsch vereiteln zu wollen. Es ist hier, wo die drei Republiken Guatemala, Honduras und San Salvador zusammenstossen, ein politischer Wetterwinkel, aus dem fortwährend dunkles, drohendes Gewölk aufsteigt. Der Uebertritt von einem Land ins andere ist für politische und andere Uebelthäter gar zu verlockend leicht. Nun hatte es kürzlich in Guatemala, gelegentlich der Wahlen, gewetterleuchtet; dem wiedergewählten Reina Barrios war in Gonzales ein Gegner erwachsen. Der kleine Aufstand aber war unterdrückt worden, und der Präsidentschafts-Prätendent hatte sich nach S. Salvador zurückgezogen. So herrschte wieder einmal Unruhe im Wetterwinkel, ob mit oder ohne ernsthaften Hintergrund, das weiss ich nicht. Jedenfalls ging in Zacapa das Gerücht um, in Honduras oder Salvador sei Revolution, und kein Arriero wollte mit uns gehen.


Beloperone, eine krautartige Acanthacee, von den Ruinen von Copan

Endlich erklärte sich einer bereit, mitzukommen, und natürlich erwiesen sich alle Gerüchte als »mentiras«, wie der sonst so höfliche Spanier mit anerkennenswerter Offenheit zu sagen pflegt. Es war infolge der Verhandlungen spät geworden, ehe wir aufbrachen. Aber die Strecke nach Chiquimula ist nur kurz, der Weg breit und gut. Zum Glück war der Himmel bedeckt, sonst ist in diesen trockenen, staubigen Regionen die Hitze arg und die Blendung des grauen und gelben Bodens im flimmernden Sonnenlicht sehr unangenehm. Mit uns ritt ein junger Deutscher, Herr Robert Lienau, der sich in diesem entlegenen Winkel aufhielt, um die Interessen eines deutschen Geschäftshauses wahrzunehmen, dem der oben erwähnte Gonzales stark verschuldet war. Gonzales' Pronunciamento misslang, er floh über die Grenze und seine Gläubiger legten Hand auf seine Häuser und Besitzungen. Um diese zu verwalten und zu verwerten, befand sich Don Roberto hier und wohnte

in einem Gonzales'schen Hause in Esquipulas, wovon ich noch zu erzählen haben werde.

Hinter Chiquimula muss wieder einmal ein Fluss durchritten werden, dann steigt man zum Kamm einer kleinen Bergkette hinan und reitet eine ganze Weile auf der Höhe weiter. Wo der Weg wieder ins Thal hinabsteigt, liegt, inmitten von Bäumen und Buschen, der Ort S. Juan Hermita; und im Thale weiter reitend, erreicht man Jocotan und Camotan. All diese Ortschaften, von denen nur Jocotan etwas ansehnlicher, aber ziemlich verwahrlost ist, haben grosse, halb verfallene Kirchen, die in einem auffallenden Missverhältnis zur Einwohnerzahl stehen; ein Beweis dafür, dass diese Landstriche zur Zeit der spanischen Eroberung viel bevölkerter gewesen sein müssen als heutzutage. Es ist schönes, fruchtbares Land; die Trockenheit des mittleren Motagua-Thales war jenseits der kleinen Bergkette geblieben. Auch von der Hitze hatten wir nicht mehr zu leiden. Der Nordwind, der den Himmel fortwährend mit dicken Wolken bedeckte, liess es uns fast kalt erscheinen, als wir in Camotan unter dem Vordach des einzigen grösseren Hauses unser Nachtlager aufschlagen mussten. Erwähnen möchte ich noch, dass es in diesem Orte nur eine einzige Tienda gab, aber niemals haben wir in einer dörflichen Tienda eine so reiche Auswahl aller europäischen Getränke gefunden. Da war Wein, bayerisch Bier und neben andern Schnäpsen sogar Gilka.

Von hier blieb uns noch ein langer Tagemarsch von zwölf Leguas bis Copan. Der leidlich gute Weg bietet landschaftlich nicht viel Abwechslung; er führt durch hübsche, aber völlig einsame Gegend. Nach einigen Stunden wird der Rio Copan überschritten und der Weg führt am rechten Ufer weiter. Wieder nach einigen Stunden merkt man an dem plötzlich sehr schlechten Weg, dass man die Grenze überschritten hat, denn Honduras geniesst den Ruf, die schlechtesten Wege in Mittelamerika zu besitzen. Am Nachmittage erreichten wir Copan, und damit ging uns wieder einmal ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung.

* * *

Die Erfüllung eines Wunsches sieht bekanntlich oft ganz anders aus, als man sich vorstellt. Und so wurden auch unserer Freude ein paar kleine Dämpfer aufgesetzt. Copan ist ein grosses, aber ziemlich verwahrlostes, meist von Ladinos bewohntes Dorf. Das Cabildo bot die einzige Möglichkeit zum Uebernachten. Aber in dem grossen Raum, dessen Fussboden die nackte Erde bildete, schliefen noch fünf andere Leute, darunter die beiden Indianer, die die nächtliche Wache hatten. Und auf der erhöhten Bühne des Raumes, wo vermutlich die hohe Obrigkeit ihren Platz hat, spielte der Schreiber mit einem andern Manne die halbe Nacht hindurch Karten. Dabei war die Nacht kalt, denn der Nordwind fegte

Nebelschauer über das Thal. Aber dieses grosse, unfreundliche Nachtquartier besass einen Schmuck, der uns mahnte, wo wir uns befanden: es diente als Stufe zu der erwähnten Erhöhung ein zierlicher, wohlerhaltener Hieroglyphenstein.

Nachdem wir einen Mann gefunden, der uns zwischen den unendlich weit ausgedehnten Ruinen umherführen sollte, machten wir uns dorthin auf den Weg. Aber nun kam eine wirkliche Enttäuschung. Wir wussten, dass hier die Amerikaner jahrelang emsig gearbeitet hatten, wozu ihnen von der Regierung des Staates Honduras die alleinige Erlaubnis gegeben worden war. Wir kannten Abgüsse und Abbildungen und hatten uns deshalb der angenehmen Hoffnung hingegeben, wenigstens die Hauptstücke



Der Stein im Cabildo

leicht zugänglich zu finden, aber weit gefehlt! Die wenigen Jahre, seit die Arbeiten aus verschiedenen Gründen ins Stocken geraten waren, hatten genügt, um auf dem von Hochwald gereinigten weiten Flächen dichten Buschwald aufspriessen zu lassen, der das Aufsuchen unendlich erschwerte. Stundenlang krochen wir in dieser unordentlichen Wildnis umher, mühsam mit dem Waldmesser einen Weg bahnend. Zum Glück hatte mein Mann den Plan aus dem Maudsleyschen Werke mit, an dessen Hand es uns gelang, die bedeutendsten Stücke aufzufinden. Es ist fast unglaublich, welch eine Fülle von Stelen, flachen Steinen, skulpierten Blöcken sich hier zusammenfinden, aber leider ist die ganze Anlage infolge der allzu üppigen Vegetation nicht zu übersehen. Am herrlichsten war es auf dem hohen Ufer des Flusses, auf dem die Ruinen eines mächtigen Bauwerks stehen.

Das mit machtvollen Skulpturen geschmückte Eingangsthor ist wahrhaft imposant, und die Lage, hoch über dem hier noch jungen und stark strömenden Flusse, stolz. Auch stand hier noch ein Teil des schönen hochstämmigen Waldes, und der Blick schweifte über grünes Land. Auch in diesem Gebiet ist nicht ungestraft gearbeitet worden: von den Männern, die hier im Dienste der Wissenschaft thätig waren, haben alle an ihrer Gesundheit Schaden gelitten. Ich habe oft an das denken müssen, was mir ein alter Mann auf unserer ersten Reise sagte, als wir tagelang im



Stein auf dem Dorfplatze von Copan

dichten Walde verirrt waren: Die Alten lieben nicht, dass man ihnen nachspürt.

Auch im Dorfe selbst lagen überall die stummen Steine umher, die doch so gerne reden möchten, denn sie sind nicht nur mit Figuren, sondern auch mit Hieroglyphen verziert. Zwei herrliche, mächtige Steinwürfel lagen mitten auf dem Dorfplatz unter einer Ceiba; an verschiedenen Stellen fanden wir Bruchstücke eingemauert, und auf der Wiese hinter dem Cabildo lagen sie verstreut umher. Wie gesagt, war für uns hier nichts





Palastthor in den Ruinen von Copan

weiter zu thun, als zu schauen, aber die Katze lässt das Mausen nicht, und so konnte ich mir's weder in Quiriguá noch hier versagen, einige fotografische Aufnahmen zu machen, die hier leider unter dem Nebelgeriesel nicht alle nach Wunsch gerieten.

* * *

Nach einer zweiten Nacht brachen wir auf, und zwar hatten wir uns nunmehr entschlossen, den kleinen Umweg über Esquipulas zu machen.



Liegender, flacher Stein. Copan

Esquipulas ist das grösste Heiligtum von Mittelamerika, und die grosse Messe, die Mitte Januar dort abgehalten wird, zieht Pilger nicht nur aus allen Gegenden Zentralamerikas an, sondern auch aus Chiapas und Yucatan, ja von Tehuantepec und dem Thal von Oaxaca strömen die Leute herbei. Schon in Zacapa hatte Pancho uns in den Ohren gelegen mit seinen Fragen und Bitten, ob wir denn nicht den grossen Gnadenort besuchen wollten, da doch dort gerade Festzeit wäre. Nun hatten wir eine gerechtfertigte Abneigung, solche Orte zu besuchen, wo für unsere Zwecke wenig zu erreichen war, wo dagegen bei dem ungeheuren Zusammenfluss von Menschen die Reisenden und ihre Tiere nicht besonders gut aufgehoben

zu sein pflegen. Wir hatten ja wiederholt solche Erfahrungen mit geringer Freude gemacht. Da uns aber Herr Robert Lienau Unterkunft für Menschen und Pferde in dem von ihm verwalteten Gonzales'schen Hause versprach, hatten wir keinen triftigen Grund mehr, Panchos Bitten unerhört zu lassen. Und auch der Arriero schien durch die Aussicht, nach Esquipulas zu kommen, sich leichter zum Mitgehen bestimmen zu lassen. Auch für uns war es nicht ohne Reiz, diese berühmte Bethätigung religiöser Suggestion in der Nähe zu betrachten.

Bald unterhalb Copan wurde der ziemlich schnell strömende Fluss durchritten und es ging durch anmutige Gegend, über leicht gewelltes Gelände weiter, ähnlich der Landschaft, die wir vor einigen Tagen auf dem andern Flussufer durchmessen hatten. Das Land müsste eine grosse Be-



Eugenia Jambos Linn.

völkerung ernähren können, aber alles ist Weideland, von Rinder- und Pferdeherden belebt. Der Weg wurde steil und schlecht; es war kalt und der Nebel verdichtete sich zu leichtem Regen. So waren wir froh, als wir endlich eine weite Wiesenebene erreichten, auf der hier und da die Häuser grosser und kleiner Ranchos sichtbar waren. Denn unter diesen befand sich auch die kleine Vieh- und Zucker-Hacienda El Rodeo, die ebenfalls zur Gonzales'schen Masse gehörte und für heute unser Ziel sein sollte. Es war zwar alles ziemlich vernachlässigt, aber wir fanden, was wir brauchten, vor allem ein festes Dach, was bei dem kühlen, feuchten Wetter wahrlich nicht zu verachten war.

Schon am vorigen Tage, auf dem sonst einsamen Wege, waren wir Pilgern begegnet, die aus Esquipulas kamen, ganze Familien zu Pferde,



Weg nach Esquipulas



Die Kirche in Esquipulas

mit Kind und Kegel, Knecht und Magd, die gar lebhaft an die Darstellungen von Pilgerfahrten auf alten Schildereien erinnerten. Je näher wir Esquipulas kamen, um so mehr trafen wir auf ankommende und abziehende Scharen; teils hoch zu Ross, teils demütig im Staube wandelnd. Mit Kerzen in den Händen und fromme Gesänge psalmodierend, zog ein Trupp Indianer ein. Auf stattlichen Pferden kam uns eine behäbige Ladino-Familie entgegen; der Mozo trug das jüngste Kind im Arm, für die grösseren waren Sitze mit Schutzdächern auf den Rücken sicherer Tiere hergestellt, an den Sätteln der Frauen hingen die Bündel mit den auf dem Markte erworbenen Herrlichkeiten. Auf einem Esel ritt eine



Die Feststrasse in Esquipulas

Frau mit ihrem Kinde vor sich auf dem Hals des Tieres, das der nebenher laufende Mann am Zügel führte.

Die schöne, stattliche, weiss getünchte Kirche hob sich, weithin sichtbar, von dem dunklen Hintergrunde schön bewaldeter Berge ab. Von dem Platze des kleinen, zu andern Zeiten vermutlich recht stillen Ortes aus zieht sich eine lange Budenstrasse bis an die Stufen der Kirche hin, wo sie von einer zweiten im rechten Winkel geschnitten wurde, und eine dichte Menge von Menschen drängt sich in beiden. Je mehr man sich der Kirche nähert, um so dichter wird das Gewuhl; auf ihren Stufen drängen sich die Frommen und rutschen auf den Knien zum Heiligtum.

Tief ergreifende Scenen, aber auch heitere und widerwärtige, ziehen in buntem Wechsel vorüber.

Ein fesselndes Bild entrollt sich abends am Rande der Budenstadt, am Fusse der Kirche, wo die Leute mit Kind und Kegel, mit Sack und Pack, mit ihren Pferden und Maultieren umherliegen und ihre Feuerchen anzünden, dazu die Lichter auf den Schenktischen und die Feuer in den unzähligen Garküchen. Natürlich spielen auch Karten und Branntwein keine geringe Rolle beim Fest. Wir nahmen alles in Augenschein, aber viel Bemerkenswertes gab es nicht, sondern nur, was auf den andern Jahrmärkten auch zu finden war. Die Mexikaner hatten allerhand von den hübschen, kleinen Erzeugnissen ihrer Hausindustrie gebracht, auch Lederwaren und Geflechte. Hübsche Korbwaren aus Honduras waren da; grosse Zierkämme aus Schildpatt mit Gold und Silber eingelegt aus S. Miguel in Salvador; ausgezeichnete Dulces, das heisst Fruchtpasten in kleinen Schachteln, aus S^ta^ Ana in Salvador, die sich mit den berühmten aus Comitan dreist messen durften; Sattelzeug aus Salvador; einheimische und importierte Waren aller Art, zweiter und dritter Güte. Lebhaft blühte der Handel mit Rosenkränzen, Heiligenbildchen und ähnlichen Dingen, die ja auch in Europa bei Kirchenfesten nicht zu fehlen pflegen. In den letzten Jahren soll die Anziehungskraft des Festes nicht mehr die alte sein; der Richter von Chiquimula erzählte mir, dass im Jahre 1854 noch 71000 Menschen während der vierzehn Tage der Fiesta nach Esquipulas geströmt seien. Diese Zahl wird jetzt lange nicht mehr erreicht, aber doch kommen noch Scharen von Gläubigen und Kaufleuten, um der Gnade des Wunderbildes teilhaftig zu werden und ihre Waren an den Mann zu bringen. Und es scheint, dass sowohl die einen wie die andern ihre Rechnung finden.



Der Hombre Tigre auf der Brücke von Esquipulas

Das Bild ist ein lebensgrosses Kruzifix. Es heisst, das Kreuz sei aus reinem Golde, was jedoch undenkbar ist. Die Christusfigur, aus einem dunklen Holze vorzüglich geschnitzt, ist mit einem Stirnreif und Strahlenkranze aus Gold geschmückt, der reich mit Diamanten besetzt ist. Das weisse Lendentuch ist mit Gold gestickt. Die Schnitzerei wurde im Jahre 1594 am 9. August vom Provisor D. Cristobal Morales bei Quirio Castaño in Guatemala bestellt und am 9. März 1595 vom Künstler abgeliefert.

Unzählig sind die Wunder, die von diesem Bilde berichtet werden.*) Das Holz soll erst im Laufe der Zeit seine dunkle Farbe und den schönen Glanz erlangt haben, die jetzt einen so wirkungsvollen Gegensatz zu dem Golde bilden. Es gelang uns, mit dem ununterbrochen flutenden Menschenstrom in die Kirche zu dringen und mit ihm am Bilde vorüber zu ziehen. Man war tolerant genug, uns nicht fortzuweisen, obgleich wir uns nur ehrfurchtsvoll verneigten und uns weder bekreuzten, noch niederknieten; dagegen wurde eine Amerikanerin zurückgewiesen, weil sie einen Hut auf hatte, sie durfte erst herantreten, als sie ihn abgenommen und sich mit einem Shawl bedeckt hatte. Das ist spanische Sitte; auch in Spanien giebt es Kirchen, in denen die Frauen nur mit der Mantilla Zutritt erhalten. Beim Küster erwarben wir dann einige der kleinen silbernen Votivfigürchen, die den Kreislauf vom Küster in die Hände der Gläubigen, von dort an die Wände der Kirche und von da wieder zum Küster zurück sicher schon etliche Male durchgemacht hatten. Ein kleines silbernes Maultier, das ich gern haben wollte, gab er nicht her: danach wäre zuviel Nachfrage von den Hacendados.

Wie alt die Verehrung an dieser Stelle, ob hier in heidnischer Zeit ein Heiligtum gestanden, das konnte ich nicht in Erfahrung bringen. — Von Altertümern fanden wir nichts, es ist uns auch nichts aus dieser Gegend bekannt. Auf einem Pfeiler der Brücke, die im Zuge der Feststrasse das Flüsschen überspannte, steht eine alte Steinfigur, einen aufrechten Jaguar darstellend, den »Hombre Tigre«, wie wir ihn in alten mexikanischen Bilderschriften finden; er soll angeblich aus Copan hierher gebracht worden sein.

In dem verwahrlosten Gonzales'schen Hause standen zwischen dem geringen Hausrat zwei sehr gute Lonas, die Don Roberto und einem Franzosen, mit dem er gemeinsam dort hauste, als Lagerstätte dienten. Der Franzose war verreist, unser liebenswürdiger Landsmann hing seine Hangmatte in der Küche auf und überliess uns das Zimmer, in dessen ungestörtem Besitze wir eine ganze Nacht schwelgten. Die unerwartete Ankunft eines amerikanischen Eisenbahn-Ingenieurs mit seiner Frau, lange nachdem wir uns zur Ruhe niedergelegt, scheuchte uns in der zweiten Nacht aus unserm Behagen auf. Mr. und Mrs. Shaw waren sehr nette Leute, wir hätten sie noch viel netter gefunden, wenn wir sie unter andern Umständen getroffen hätten. Mein Mann, der sich nicht recht wohl fühlte, musste nebst Herrn Shaw nun auch in die Küche übersiedeln und der Dame sein Lager überlassen. Wir hatten gedacht, nach anderthalbtägigem Aufenthalt weiter zu ziehen, aber plötzlich erklärte unser Arriero, er wolle

*) Compendio de la Historia de la Ciudad de Guatemala von Domingo Juarros. Guatemala 1809.

sein Geld haben und nach Zacapa zurück, er hätte keine Lust, weiter mit zu gehen. Vergeblich suchten wir ihm die Gründe für dies Verlangen zu entlocken, um sie entkräften zu können: es war nichts mit ihm anzufangen. Wir gingen natürlich nicht auf seine Wünsche ein, da er sich verpflichtet hatte, bis Guatemala mitzukommen. Da liess er einfach sein Geld im Stich und zog ab, um nie wieder etwas von sich hören zu lassen. Wir aber waren in eine sehr unangenehme Lage versetzt. Leute zum Tragen waren hier durchaus nicht zu haben und Packtiere ebensowenig. Endlich gelang es dem alten Faktotum Don Robertos, dem braven Pablo Vasquez,



Die Ceiba von Ipala

einen Indianer aus Mixco aufzustöbern, der mit Weib und Kind und zwei Eseln das Fest besucht hatte. Dieser übernahm einen Teil unseres Gepäcks, für den übrigen mussten wir zu ziemlich hohem Preise ein Maultier kaufen.

* * *

Wir gedachten in wenigen Tagen wieder in der Haupttsadt zu sein, aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Den ersten kurzen Marsch bis Quezaltepeque legten wir vorschriftsmässig zurück. Es ist ein grosses freundliches Dorf in fruchtbarer Gegend mit manchem stattlichen Hause, in deren einem uns ein Brief Don Robertos behagliches Unterkommen verschaffte. Die Familie Don José Marias nahm uns als willkommene

Gastfreunde auf, bewirtete uns aufs beste und wies uns ein luftiges, abgeschlossenes Zimmer zur Nachtruhe an. Der Hausherr hatte sogar schon einmal eine Reise nach den Vereinigten Staaten gemacht, wie ja die wohlhabenden Guatemalteken überhaupt reiselustig und bildunglüstern sind.

Der Weg nach Ipala führt zuerst durch eine hübsche, von einem Bach durchflossene Schlucht, dann trocken, heiss und steinig weiter nach dem grossen, aber ärmlichen Dorfe am Fusse des schön geformten, gleichnamigen Vulkans. Auf dem weiten, wüsten Dorfplatz stand eine pracht-



In Jilotepec

volle Ceiba. In dem einzigen aus Mauerwerk bestehenden Hause des Dorfes fanden wir bei einer Witib freundliche Aufnahme. Und das war ein Glück, denn hier ereilte uns das böse Geschick, das wohl schon seit Quiriguá unsern Spuren gefolgt war. Schon unterwegs hatte ich mich über meines Mannes Teilnahmlosigkeit gewundert, weder hatte er Pflanzen gesammelt, noch sich an dem Gespräch mit der munteren Familie beteiligt, die — Mann und Frau, Magd und Kind — aus Esquipulas kam und ein Stück Wegs mit uns zusammenritt. Jetzt klagte er über Kopfschmerz.

Magenverstimmung, Erkältung, der Ritt im glühenden Sonnenbrand — all das wäre ja Veranlassung genug zu körperlichem Unbehagen gewesen, aber am Abend konnte ich es mir doch nicht mehr verhehlen, dass wir es mit einem ungewöhnlich heftigen Fieberanfall zu thun hatten. Da das Fieber auch am nächsten Tage durchaus nicht nachliess, so war meine nächste Sorge, von Ipala fortzukommen, wo es kaum für einen Gesunden zu essen gab, wieviel weniger für einen Kranken. Und unsere Wirtin war wohl freundlich, aber ob sie es auch geblieben wäre, wenn wir ihr tagelang zur Last gefallen wären, muss ich doch billig bezweifeln. Unser Wunsch war, die freundliche Kreisstadt Chiquimula zu erreichen. So richtete ich meine Schritte nach dem gegenüberliegenden Gemeindehaus, holte unsern Regierungsbrief hervor, der den Behörden anempfahl, uns in jeder Beziehung behilflich zu sein, und trug dem Alcalden unsern Fall vor. Was ich von ihm verlangte, waren zwei Leute, die meinen Mann nach Chiquimula tragen sollten. Am nächsten Morgen kamen dann auch zwei Indianer, der Kranke wurde auf einen Stuhl gesetzt, und die Männer trugen ihn abwechselnd auf dem Rücken über Berg und Thal; fürwahr eine Leistung! Als wir halbwegs waren, wurde das Fieber wieder heftiger, wir mussten uns entschliessen, in dem Dorfe S. José Unterkunft zu suchen, die wir auch nach vieler Mühe in einem Hause fanden, das von Menschen jeglichen Alters wimmelte — ein angenehmer Aufenthalt für einen Kranken! Wir waren herzlich froh, als wir am nächsten Tage das heisse, aber freundliche und saubere Chiquimula erreichten.

Ein französisches Ehepaar hält dort einen Mittagstisch, an dem einheimische Junggesellen und zufällig anwesende reisende Kaufleute und Ingenieure sich zusammenfanden. Ausserdem vermieten sie ein freundliches Zimmerchen. So waren wir gut aufgehoben während der Zeit, die wir notgedrungen hier zubringen mussten. Herr Lienau und die deutsche Frau eines amerikanischen Ingenieurs nahmen sich unser freundlich in diesen Tagen an.

Zwar führten wir unsere eigene Apotheke mit und wussten, dass es im Augenblick nur galt, abzuwarten und Rückfälle dann durch Chinin möglichst zu verhindern; trotzdem wandten wir uns an den Arzt, der auch wirklich gegen die heftigen Kopfschmerzen ein Linderungsmittel verschrieb. Der Herr verschrieb überhaupt sehr gern Rezepte, je länger, um so lieber, von denen wir jedoch nur sparsamen Gebrauch machten, da wir gegen die Zuverlässigkeit der Apotheke einiges Misstrauen hegten. Er war mit einer reichen Grundbesitzertochter verheiratet und augenscheinlich mit dem Herzen mehr bei der Landwirtschaft als bei der Heilkunde. Uebrigens ein ganz unterhaltender Mann, der uns viel erzählte und sich gern erzählen liess. Natürlich war eine seiner ersten Fragen: »Haben Sie Kinder?« Als wir verneinten, sagte er zu meinem Manne: »Nun, Ihre Frau hat

keine Kinder, aber Sie doch!« und auf meines Mannes Antwort, dass dergleichen Dinge bei uns nicht üblich seien, meinte er naiv: »Kommen Sie nur zu uns, da werden Sie schon unsere Sitten annehmen.« Nun, die Aufrichtigkeit, mit der solche Verhältnisse behandelt werden, ist mir immer noch lieber als die zivilisierte Heuchelei, und sie kommt auch den unehelichen Kindern zu gute, die oft im Hause des Vaters erzogen werden.

* * *

Endlich, nachdem mehr denn eine Woche verflossen war, konnte mein Mann wieder sein Maultier besteigen, und wir traten unsere Reise nach Guatemala an. Die fünf Reisetage wurden auch glücklich zurückgelegt, waren aber doch für einen kaum Genesenen ziemlich anstrengend, und gleich nach unserer Ankunft stellte sich wieder Fieber ein. Doch hier war unser Freund, der deutsche Arzt, und seine Schwester und ihre brave Magd, die Trinidad, die mir treulich in der Pflege beistanden.

Es wird mir niemand verübeln, dass ich über diesen Abschnitt unserer Reise keine ausführliche Rechenschaft zu geben vermag. Der Weg führt durch eine etwas abgelegene Ecke der Republik und erreicht erst bei Palencia, wenige Leguas vor der Hauptstadt, die grosse Strasse, die direkt nach Zacapa führt und die in ihrem ersten Teile fahrbar ist. Bis dorthin war die Beschaffenheit des Weges sehr ungleichmässig; teils neu gemacht und gut, teils recht schlecht. Landschaftlich bot er nichts neues; es war eine Folge anmutiger Landschaftsbilder, wie wir sie schon vielfach gesehen.

Nach zweimonatlicher Abwesenheit kehrten wir zurück, um viele Eindrücke und Erfahrungen reicher, aber leider war allen weiteren Unternehmungen ein Ziel gesetzt, alle ferneren Pläne vereitelt. Unsere Irrfahrten näherten sich ihrem Ende.



Darstellung einer Hochzeit auf einer Jicara von Cajabon; Alta Verapaz



Der Colima von der Stadtseite

ZWÖLFTER ABSCHNITT.

Zurück nach Mexiko.

Vom 19. März bis April 1897.

Wahl des Rückweges. — S. José. — Die Einschiffung. — An Bord der »New-Port«. — Manzanillo. — Colima. — El Perro Michoacano. — Ritt nach Zapotlan. — Krank! — Wagenfahrt nach Guadalajara. — Eisenbahn. — Wieder in Mexiko. — Der neu entdeckte Stein.

Unsere Zeit war abgelaufen und wir mussten ernsthaft erwägen, welcher Rückweg zu nehmen sei. Alle Pläne, die wir nach dieser Richtung bisher gemacht hatten, waren hinfällig geworden, da die Krankheit meines Mannes uns erst unterwegs und dann in der Stadt Guatemala wochenlang aufgehalten hatte. Ehe er wieder reisefähig war, kam der März heran, und ehe die Sammlung Alvarado in Antigua gekauft und verpackt war, vergingen abermals acht Tage. Eine längere Landreise war wegen der sich immer noch wiederholenden Fieberanfälle nicht ratsam und wegen der vorgerückten Zeit auch kaum mehr möglich. Wir mussten Mitte Mai in Berlin zurück sein, weil der Urlaub ablief, und wollten noch einmal nach Mexiko und Oaxaca, weil wir an beiden Orten uneingepackte Sammlungen stehen hatten und auch noch einige persönliche Angelegenheiten zu erledigen waren. — Eine Seereise wurde auch als bestes Heilmittel gegen das Fieber gepriesen. So beschlossen wir, das erste Schiff zu benutzen, das von S. José aus nach Norden fahren würde. Wir hatten

eigentlich gedacht, auf dem üblichen Wege über Tehuantepec und Coatzacoalcos zurück zu reisen, aber da die Dampfer, die Tehuantepec anlaufen, nur einmal im Monat kommen, hätten wir noch gar zu lange warten müssen. Und mit der direkten Linie bis S. Francisco und von da mit der Bahn nach Mexiko zu fahren, hätte einen grossen Umweg bedeutet. So entschieden wir uns für den Dampfer der Pacific Mail, der verschiedene kleinere Häfen anläuft und uns nach Manzanillo bringen konnte.

Am 15. sollte er fahrplanmässig von S. José auslaufen, kam aber natürlich erst am 19. an. Da die Küstengegend für Fieberkranke kein ratsamer Aufenthalt ist, fuhren wir auch nicht vorher hinunter. S. José



Badende in S. José

liegt zwischen Strandsümpfen und ist ein aus amerikanischen Holzhäusern, Kneipen, Tiendas und Reisighütten bestehender, unordentlicher und schmutziger Ort. Auf der Düne aber steht neben dem Bahnhof, der Kommandantur, der Zollabfertigung, ein grosses amerikanisches Hotel: ein luftiger Holzbau mit rund umlaufenden Galerien und freundlich und sauber eingerichteten Zimmern. Es giebt auch noch kleinere Posadas und Gasthäuser und alle zusammen werden viel benutzt, nicht nur von den ankommenden und abfahrenden überseeischen Reisenden, sondern auch von Einheimischen, die zur Temporada herunterfahren, um in S. José Seebäder zu nehmen. Vergeblich aber schaut man sich nach Badeeinrichtungen

um: man zieht sich auf dem schönen, weissen, sandigen Strande aus und geht ins Wasser. Keiner kümmert sich um den andern, und Meer und Himmel sind so weit und gross, dass man die paar kleinen Menschen dazwischen gar nicht sieht.

Die Einschiffung, die am 20. stattfand, verdient ein Wort der Erwähnung. S. José besitzt keinen Hafen, nur eine Reede. Wie weit die ungebrochene Küstenlinie des Stillen Ozeans nach Süden reicht, ist mir nicht bekannt; nach Norden zu ist Acapulco der erste wirkliche Hafen, allerdings ein herrlicher Hafen. Puerto Escondido kommt für grosse Dampfer nicht in Betracht, sondern nur für Fischerbarken. — Auf der



Steg in S. José

Reede von S. José nun ist zwar ein Steg hinausgebaut, aber nur so weit, dass die sogenannten Lanchas — grosse, bauchige, flache Boote — herankommen können. Diese befördern Reisende und Gepäck zum Dampfer. Die Lancha liegt tief unten und schaukelt in der Brandung; der Krahn befördert ein Gepäckstück nach dem andern hinunter; der Reisende aber, der als Neuling dabei steht, überlegt, wie er wohl den Weg hinabfinden wird, denn eine Leiter oder Treppe ist nicht vorhanden. Nun, wozu wäre denn der Krahn da? Sobald das letzte Gepäckstück hinuntergelassen ist, wird statt seiner eine Art riesigen Hühnerkorbes am Krahn befestigt; vier Personen, die sich so eng als möglich an einander drängen,

steigen hinein und treten die luftige Reise nach unten an. Aus dem Käfig heraus, stolpert man über Koffer, Kisten, Kasten, Körbe, Ballen, und kann froh sein, wenn man bei dem heftigen Auf- und Niederschwanken der Lancha auf einen leidlich weichen Platz geworfen wird und nicht gerade auf eine eisenbeschlagene Kofferkante; denn wo man hinfällt, bleibt man meist auch liegen. Ist der letzte Passagier eingeladen, so wird die Lancha von einem kleinen Remorqueur zum Dampfer hinausgeschleppt — eine wacklige Fahrt, bei der das schwer beladene, ungeschickte Fahrzeug unbarmherzig hin- und hergeworfen wird und seine Insassen natürlich auch. Am Dampfer angelangt, beginnt die Ausschiffung auf ganz die gleiche Art, nur glücklicherweise in umgekehrter Reihenfolge: zuerst die Menschen und dann das Gepäck.



Acapulco

Die »New-Port« war ein ganz hübsches und gut gehaltenes Schiff; da sie nicht viele Gäste an Bord hatte, bekamen wir eine luftige Deck-Kabine, und trotzdem haben wir die Hitze niemals und nirgends so unangenehm empfunden, als während der Nächte auf dem Wasser. Unter den Reisenden, die meist aus jungen Amerikanern bestanden, trafen wir auch einen Landsmann, Herrn Ibach aus Barmen, den Sohn und Vertreter der weltbekannten Klavierfabrik, der, aus Südamerika kommend, auf der Heimreise begriffen war und uns ein angenehmer Reisegenosse wurde. Dann waren da noch einige an der Küste begüterte Pflanzer, unter anderm ein Spanier, der sich wohlwollend meiner Sprachkünste annahm. Ausser mir waren noch drei weibliche Wesen an Bord, eine kranke, bildschöne Dame aus Costarica, eine fesche, lustige, junge Witwe aus Frisco und die

Stewardess, die, wenn sie ihre Obliegenheiten erfüllt hatte, ebenfalls zur Dame wurde, sich sehr gut zu unterhalten wusste und ausserdem ihren jungen Landsleuten die Strümpfe stopfte.

Da wir ruhige Fahrt hatten, das Schiff auch ziemlich langsam fuhr, war ich zum ersten Male in meinem Leben nicht seekrank. Und so verlief die Reise, mit Ausnahme eines kleinen Fieberanfalles, der meinen Mann noch einmal heimsuchte, angenehm. Auf der Reede von Champerico freilich, wo wir einen ganzen Sonntag unthätig vor Anker liegen mussten und erst am Montag Kaffee einladen konnten, wackelte es heftig.



Manzanillo

Noch wurde in S. Benito, dem Ankerplatz für Tapachula, angelegt. Dann glitt die bewaldete Küste ruhig an uns vorüber, in den Duft und Dunst der heissesten Jahreszeit gehüllt, so dass die Umrisse der hohen Berge, die hinter ihr ansteigen, nur undeutlich sichtbar wurden. Mit freudiger Erinnerung grüssten wir hinüber nach der Stelle, wo wir vor länger als Jahresfrist einen herrlichen Tag auf dem Cerro de Tonalá verlebt hatten, und suchten eifrig, aber vergeblich, die Gegend von Tehuantepec festzustellen.

Der nächste Hafen, der angelaufen wurde, war Acapulco. Eine schmale Einfahrt öffnet sich in eine Bucht, die wie ein geschlossenes See-

becken vor uns liegt, und in ihr ankerte ein mexikanisches Kriegsschiff. Man liess uns nicht an Land, nur wer hier am Ziel war oder geschäftlich zu thun hatte, erhielt — nach ärztlicher Untersuchung und gründlicher Durchräucherung auf einer besonders dazu eingerichteten Insel — Erlaubnis, zich auszuschiffen. Seit man vor Jahren einen am gelben Fieber Gestorbenen landete, um ihn zu begraben und danach eine Epidemie ausbrach, ist man vorsichtig geworden und sperrt sich ängstlich gegen die Provenienzen aus dem Süden ab. Und freilich giebt es ja dort genug Orte, in denen das unheimliche Gespenst des Vomito fast immer umgeht. Zur Zeit sollte es sich in S. Salvador sogar recht bemerkbar machen.



Bucht von Manzanillo

Nach neuntägiger Fahrt landeten wir in Manzanillo und setzten mit unverhohlenem Vergnügen den Fuss wieder auf mexikanischen Boden. Die Bucht von Manzanillo ist äusserst malerisch und erinnert mit ihren Vorgebirgen, den kleinen, der Küste vorgelagerten Klippen, dem blauen Wasser und dem Saum der weiss schäumenden Brandung an die reizenden Buchten der Riviera. Der Ort selbst ist von einer so peinlichen Sauberkeit, wie ich sie sonst in warmen Ländern nie gesehen. Aber er hat einen schlechten Ruf in gesundheitlicher Beziehung. Nicht die Hitze veranlasst das, sondern vielmehr die hinter dem Orte sich hinziehende Lagune, der zu Ende der Regenzeit unzählige Schwärme von Mosquitos entsteigen. Man zündet dann auf der Strasse grosse Feuer an, um sie zu vertreiben, aber ihre Menge soll so gross sein, dass sie oft die Feuer löschen. Und

da es bewiesen scheint, dass die Mücken die Träger und Verbreiter des Fiebergiftes sind, so versteht sich's von selbst, dass hier ein rechter Malariaherd ist. Zur jetzigen Jahreszeit war natürlich von diesen Schrecken nichts zu merken. In dem Geschäftshause des deutschen Konsuls in Colima, des Herrn Arnold Vogel, waren wir gut aufgehoben, schliefen im luftigen Zimmer unter Mosquiteros und speisten mit dem mexikanischen Vertreter des Hauses an wohlbesetzter Tafel. Nach Colima hinauf geht eine schmalspurige Eisenbahn, aber nur dreimal die Woche, und so mussten wir zwei Tage unthätig in Manzanillo verweilen. Wir stiegen auf die Signalstation und freuten uns der Aussicht; wir gingen am Strande weithin



Thonfigürchen. Colima

spazieren, wurden fast von der Flut abgeschnitten und wunderten uns wieder einmal über die Muschelarmut der Küste.

Von Manzanillo aus führt die Bahn erst durch die Lagune, dann auf der sandigen, mit Dorn und Busch bewachsenen Nehrung zwischen dem Meere und dem Hinterwasser entlang bis zum Dorfe Cuyutlan. Ein Stückchen weiter wird der Fluss übersetzt, der Rio Tuscacuesco oder Rio de la Armeria heisst. Wir folgen seinem Laufe aufwärts in die Berge hinein und gelangen endlich in die weite Ebene von Colima, über der die beiden bis zu fast 4000 m aufsteigenden Gipfel des Volcan und des Nevado de Colima empor-



Die Bucht von Manzanillo



Im Hafen von Acapulco

ragen. Während der etwas höhere Nevado vermutlich ein erloschener Krater ist, ist der andere ununterbrochen thätig. In kurzen Pausen von höchstens zwei Stunden, steigt über seinen Gipfel eine weisse Rauchwolke empor. Aus einem weiten, ebenen, wahrscheinlich aus alten Lavaströmen gebildeten Gelände fast unvermittelt aufragend, giebt er, mit der kleinen schirmartigen Wolke, ganz das typische Bild des feuerspeienden Berges, wie es in geographischen Handbüchern und populären illustrierten Werken zu sehen ist. Da wir dem Ende der trockenen Zeit entgegen gingen, hob sich das bewässerte und von den vom Berge herabrinnenden Wasseradern durchzogene Land frisch und grün aus der trockenen Umgebung heraus: hier wuchs Mais und Zuckerrohr, Bäume und Büsche und Haine von Kokospalmen. An den Hängen des Vulkans gedeiht Kaffee und höher hinauf soll ihn ein Gürtel herrlichsten Pflanzenwuchses umziehen.

Colima ist ein hübsches und freundliches Städtchen, heiss, aber nicht ungesund. Mehrere mit Bäumen und bunten Blumenbeeten bepflanzte grosse Plätze tragen wesentlich zu seiner Verschönerung bei. Ein von Bäumen beschattetes Flüsschen fliesst nahe vorbei, und ein wenig ausserhalb der Stadt hat man ein herrliches, erquickendes Bad angelegt. Das einfache Gasthaus bot alles Nötige, ausserdem aber wurde uns der Aufenthalt durch die liebenswürdige Aufnahme verschönt, die wir in der heiteren und hochgebildeten Familie des deutschen Konsuls, Herrn Arnold Vogel, fanden, der seit dreissig Jahren hier ansässig ist. In seinem Hause sahen wir auch seltsame Altertümer von schönem, festem roten Thon: grosse Schalen, die so sehr Renaissance-Stil zeigen, dass ich annehmen möchte, sie seien erst zur Zeit gefertigt, als die Spanier schon im Lande waren, und die Hunde, von denen die beigefügten Bilder einige zeigen. Auch diese, die, wie jeder zugeben muss, lebhaft an unsere klugen und drolligen Dachshunde erinnern, ist man eigentlich geneigt, spanischen Einflüssen zuzuschreiben. Aber da findet sich eine merkwürdige Stelle in dem lateinisch geschriebenen Buche des gelehrten Arztes Hernandez, der »esta Nueva España« aufsuchte, um die Heilkunde der Eingeborenen kennen zu lernen; es heisst da in dem Abschnitt, der sich mit den Vierfüsslern des neuen Landes beschäftigt *): »Ausser den von den Spaniern eingeführten Hunden trifft man drei andere Arten, von denen ich einen früher zu Hause gesehen habe, die andern aber weder gesehen habe, noch glaube, dass sie jemals dorthin gebracht worden sind. In ihrer Natur und ihren Lebensgewohnheiten sind sie unsern Hunden ähnlich, unterscheiden sich auch nicht sehr von diesen in der Gestalt.

*) Francisci Hernandez, Historia Quadrupedum Novae Hispaniae. Rom 1651.

Der erste, xoloitzcuintli, ist grösser als die übrigen. Seine Besonderheit ist, dass er vollkommen haarlos ist, eine weiche Haut hat, von rötlichgelber Farbe mit blauen Flecken.

Der zweite ist den Melitensischen Hunden ähnlich, in weisser, schwarzer und rotgelber Farbe wechselnd, aber buckelig, und gefällt durch eine lustige Missgestalt, durch einen unmittelbar auf den Schultern sitzenden Kopf. Man pflegt ihn heute Michoacan-Hund zu nennen, weil er von dort stammt.«



Hund von rotem Thon. Colima

Nun weiss ich freilich nicht, was ich mir unter einem Melitensischen Hunde vorzustellen habe, aber seine Beschreibung sieht doch einem Teckel merkwürdig ähnlich. Und somit scheint wohl auch das vorspanische Alter der thönernen Hunde von Colima erwiesen zu sein; es waren eben Darstellungen des Perro Michoacano.

Ueberhaupt scheinen die alten Töpfer von Colima grosse Realisten gewesen zu sein, dafür zeugt auch die prachtvoll gearbeitete Figur des Mannes in der Haltung eines Akrobaten, der eine runde Schale auf der Mitte seines Leibes trägt. Dieses Bildwerk befand sich im Besitze des

Jesuiten-Paters Aruela, eines Sammlers und Forschers. Er hatte die grosse Liebenswürdigkeit, das kostbare Stück in das Vogelsche Haus zu schicken, damit ich es fotografieren könne. Ich betrachte es als ein Glück, dass diese Aufnahme gelungen ist, denn die Figur zerbrach, bald nachdem sie ihrem Eigentümer zurückgebracht worden war.

Ganz unverhofft und unerwartet gelang es uns, eine ganze Reihe von Altertümern in wenigen Tagen zusammenzubringen, denen Herr Vogel aus seiner eigenen Sammlung noch ein paar schöne Stücke als Geschenk für das Berliner Museum hinzufugte.

* * *



Hunde von Thon. Colima

Wir waren wieder einmal an einem Endpunkt der modernen Dampf-Kultur angelangt und mussten noch einmal fur zwei kurze Tagemärsche zu Pferde steigen. Konsul Vogel hatte uns einen braven Arriero empfohlen, der uns auch gute Reittiere stellte. Da war ja wieder der mexikanische Spitzhut mit breiter Borte, der uns ganz heimatlich berührte, und den mein Mann auch in guatemaltekischen Landen zum grössten Erstaunen aller Leute nicht abgelegt hatte!

Der Weg führt am Ostfuss der Vulkane von Colima entlang; über weite, mit Lavabrocken überstreute Flächen, durch Schluchten mit fast senkrechten Wänden, die von den zu Thal stürzenden Wässern tief in die Fläche gerissen sind, und über die mit Kiefern bestandenen Rippen, die von dem grossen Berge ausstrahlen. Wo bewässert werden kann, grunen



Akrobaten-Figur aus rotem Thon. Colima

Mais- und Zuckerrohrfelder. Wenige Ortschaften liegen am Wege: das Dorf S. Gerónimo, die Hacienda Queseria, und schon zu früher Stunde waren wir in dem ansehnlichen und malerischen Ort Tonila, wo grosser Abendmarkt auf dem hübschen Platze abgehalten wurde.

Ziemlich einförmig geht der Weg weiter über die Ranchos Platanar und Atenquique; aber ein Stückchen weiterhin erwartete uns ein Wagen, den wir uns telegrafisch hierher bestellt hatten, und der uns in rascher Fahrt über eine ebene Fläche nach Zapotlan brachte, nachdem wir noch unter entsetzlichen Stössen einen breiten, buschbewachsenen Lavastrom gequert hatten.

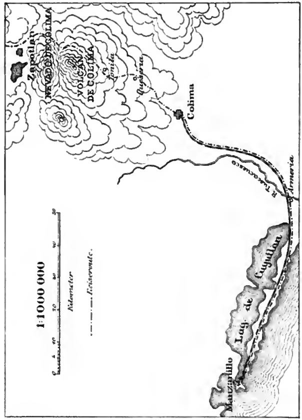


Der Colima und der Nevado vom Wege nach Zapotlan

Es ist ein ansehnliches, weitläufig gebautes Städtchen, in breitem Thal gelegen, an dessen tiefstem Punkt ein nicht kleiner See sich breitet, und umgeben von Gärten mit Fruchtbäumen. Von hier aus ist Postverbindung nach Guadalajara. Obgleich nun die Diligencia nur zwei Tage für diesen Weg gebraucht und ein Privatfuhrwerk drei, da es ohne Relais fährt, so entschieden wir uns doch für ein solches. Unter den mancherlei Gründen dafür war nicht der kleinste, dass ich krank geworden war. In Zapotlan herrschte eine starke Influenza-Epidemie, und für diese Krankheit habe ich leider Talent. Wir mussten sogar einen ganzen Tag im Orte bleiben, da mich heftige Gliederschmerzen auf dem Lager fest-

23*

bannten. Die Fahrt bis Guadalajara war daher kein Vergnügen für mich, denn die abscheulichen Stösse des Wagens auf dem stellenweise in recht schlechtem Zustande befindlichen Wege waren gerade kein Balsam für meine Rückenschmerzen. So habe ich von den drei im Wagen verbrachten Tagen nur unsichere und verschwommene Bilder im Gedächtnis



behalten, unter denen die heissen Flächen der ausgetrockneten Salzseen und die furchtbaren Unebenheiten der alten Lavaströme, die der Weg kreuzt, leider die eindrucksvollsten waren. Deshalb lasse ich eine Beschreibung folgen, die ich einem aus Guadalajara datierten Briefe meines Mannes entnehme:

Die drei Tage Wagenfahrt hierher waren in mancher Beziehung interessant Man passiert abflusslose, daher im Grunde mit Salzseen er-

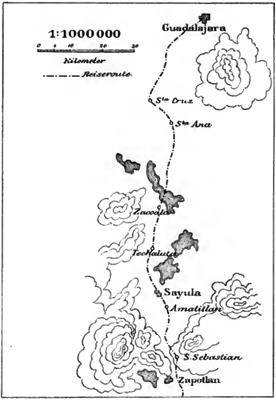
füllte Becken. Der Weg führt geradeaus über den ausgetrockneten Seegrund, und der Gegensatz zwischen der Dürre unmittelbar am Wege, den mit Mezquitebüschen, Feigenbäumen und Säulenkaktussen bewachsenen, sandigen Strecken, die die Seenbecken umsäumen, den kahlen Bergen, die das Thal umwallen, und den wenigen, aber mit üppiger Vegetation erfüllten Strichen, wo einige von den Bergen herabkommende Wasseradern eine Bewässerung ermöglichen, ist überraschend. Es giebt ganze Dorfschaften, wie S. Marquito, die ausschliesslich davon leben, die mit Alkali und Salz geschwängerte Erde des ausgetrockneten Seegrundes zusammenzukratzen und durch Auslaugung und Abdampfung eine Art unreiner Soda, die sogenannte Tequizquite, herzustellen, die als geschätztes Handelsprodukt weit ins Land geht.

Andere Dörfer, wie Amacueco ziehen in bewässerten Gärtchen Obst, Orangen, saure Limas, süsse Limonen und kindskopfgrosse, sogenannte Limas chinchones, die die Weiber am Wege feilhalten und in den benachbarten Ortschaften auf den Markt bringen. Wieder andere Dörfer, die reich an Wasser sind, kultivieren Zuckerrohr in bedeutenden Mengen, Mais, Futtergras u. s. w. Die Lavafelder aber, die als schwarze, trümmerübersäte Massen zwischen den aus geschichtetem kristallinischem Gestein bestehenden Höhenzügen und unter den aus vulkanischen Sanden und Aschen aufgeschütteten Flächen hervorbrechen, sind vielfach mit der schmalblättrigen, blaugrünen Agave bestanden, die die weisse, feste Bastfaser liefert, aus der Seile, Stricke, Netze u. a. m. gefertigt werden. Hinter dem Dorfe S. Sebastian steigt man auf sehr zerfahrenem, löcherigem, mit feinem, weissem Staube fusshoch bedecktem Wege hinab nach Amatitlan, das schon in dem von drei Salzseen erfüllten, abflusslosen Becken von Zayula liegt. Zayula ist ein ansehnlicher, aber sehr heisser Ort in trostloser Umgebung. Von hier geht es zuerst über sandiges, mit Mezquite bestandenes Gelände und dann über die »Playa«, d. h. über den ausgetrockneten Seegrund, der eine intensiv gelbrote Farbe hat. Es giebt eine merkwürdige Farbenstimmung: der breite, gelbrote, vollkommen kahle Vordergrund, mit dem schmalen Streifen blauen Wassers dahinter, der wieder durch einen schmalen Streifen von Baumgrün von den kahlen Bergen des Hintergrundes sich abgrenzt.

Unser erstes Nachtquartier war Techaluta, ein kümmerlicher Ort in dürrer, sandiger Umgebung. Es ist eine regenarme Gegend und die wenigen Regen sind wolkenbruchartig, so dass verheerende Ueberschwemmungen entstehen. In dem grössten Teil des Jahres ist es unerträglich heiss, im Winter — infolge der heftigen Winde — empfindlich kalt.

Wieder begann der Tag mit sandigem Land, dann kam eine zweite Playa und wieder Sand und Mezquitebüsche. Es weidet hier viel Vieh, aber es ist jetzt so trocken, dass das Vieh in Trögen, die mit Rinnen

aus Brunnen gespeist werden, getränkt werden muss. In langen Zügen sieht man am Morgen die Herden auf ausgetretenen Pfaden langsam diesen Tränkeplätzen zuziehen. — Aus dem Becken von Zayula steigt der Weg auf einen Sattel und geht dann auf einer Hochfläche nach Zacualco. Hier erreicht er ein zweites abflussloses Becken mit einigen Salzseen. Ueber den Boden des einen, zur Zeit vollständig ausgetrockneten Beckens führt



der Weg bis zu einem Rancho, wo das Flüsschen, das den See in der Regenzeit füllt, im Sande versickert. Hier bildet ein von der nahen Bergkette herüberziehender Lavastrom die Grenze des Beckens und zugleich eine Sperre, die selbst unser leicht gebautes Wägelchen nur unter fürchterlichen Stössen und Schwankungen überwindet.

Es folgt eine weite, grüne Ebene, von kahlen Bergen umwallt, an deren rechter Seite der Weg sich hinzieht. Zwischen der Kaktus- und

Gestrüpp-Vegetation dieses Abhanges sieht man ab und zu die Stoppeln abgeernteter Maisfelder. Hier und da sickert süsses, klares Wasser am Fuss der Höhe hervor, nimmt seinen Weg zur Ebene, wo es der Bewässerung dient oder wiesenartige, grüne Flächen und Rohrdickichte hervorruft. Aus den von der Höhe herabgerollten Blöcken und den Steinen, aus denen die Mauer links am Wege aufgeführt ist, wird die kristallinische Schichtung des Gesteins ersichtlich. An dieser Mauer, den Weg überschattend, stehen mächtige Feigenbäume, daher wird die Stelle »Las Higueras« genannt.

In der noch nicht so gar weit zurückliegenden Zeit, als die Strassenräuber überall im Lande ihr Handwerk trieben, wurde hier bei einem Ueberfall auf die Diligencia ein Deutscher erschossen, der so unklug war, sich mit dem Revolver zu verteidigen. Seine Frau aber, die zwei Räuber niederstreckte und selber unverletzt blieb, schonte man aus Hochachtung vor ihrem Mute. Heute sieht man vor den vereinzelten Rohrhütten das übliche Idyll: Kinder, Hunde, Schweine; jenseits der Mauer grasen friedlich Pferde und Rinder, und die Zeit »en que robavan« ist fast vergessen. — Während zur Rechten wieder ein schwarzer, starrer, trümmerübersäter Lavastrom auftritt, fahren wir in die Ebene hinein, in schnellem Trabe zwischen Zuckerrohrfeldern und Wasserkanälen hin, auf das freundliche und betriebsame Städtchen Sta. Ana zu, unser zweites Nachtquartier.

Das erste, was der nächste Morgen brachte, war wieder ein entsetzlicher Weg über den Lavahöhenzug, der die Ebene begrenzt. Es war eine mühevolle Arbeit für Tiere und Menschen. Zwar hat man sich längst bemüht, die Strasse durch eine Art Pflasterung zu bessern, aber die jährlichen Regengüsse, die mit den Blöcken des Pflasters ihr Spiel treiben, und die Räder der Karren, die die Steine zur Seite drücken und tief in das weiche Erdreich dazwischen einschneiden, machen den Zustand zu einem jammervollen. Beinahe eine Stunde lang holpert der Wagen langsam über Steinblöcke und durch Erdlöcher, am Fusse des interessant geformten Berges »La Coronilla« hin, der zu unserer Rechten inselartig zu ansehnlicher Höhe emporragt. Er ist mit Eichen bewachsen, von denen ein Teil jetzt blattlose dürre Aeste zeigt, während andere im bunten Schmuck der Herbstfarben prangen und wieder einige schon das junge, frische, maiengrüne Laub voll entwickelt haben. Am jenseitigen Fusse des Berges wird das Gelände besser. Sandige, flache Hügelrücken bieten nicht mehr so viel Hindernisse, und von der Ortschaft Sta. Cruz an ist der Weg bis Guadalajara ziemlich gleichmässig: eine Hochebene aus weichem, weissem Erdreich, in seiner Hauptmasse wahrscheinlich vulkanischen Ursprungs, in das Karrenräder und rinnende Wasser vielfach enge Schluchten gerissen haben.

Fusshoher Staub bedeckt die Strasse, und da reger Verkehr von Karren und Packtieren herrscht, ist das Gefährt fast beständig in dichte Staubwolken gehüllt. Es ist wahrhaft beängstigend, wenn man auf dem schmalen Wege einem Karrenzuge oder einer Packtier-Karawane begegnet. Acht Ochsen, neun oder mehr Maultiere, manchmal zu fünf nebeneinander gespannt, ziehen einen Karren durch den tiefen Sand. Beladene Lasttiere befördern alle möglichen Kaufmannsgüter weit ins Land von dem grossen Zentrum Guadalajara aus; die Karren bringen



Hotel Jardin

Pferdefutter, jetzt meist Zacate oder Rastrojo, in die Stadt hinein. Ganz besonders ängstlich wird die Sache, wenn die Tiere mit Thonwaren beladen sind, die in Mengen diese berühmte Töpferstadt verlassen, da man bei einem Zusammenstoss eine Zertrümmerung des ganzen Gutes befürchten muss. Es war ganz aufregend: bald wurden die engen Strecken durchjagt, und der Junge den Gefährten entgegengeschickt, um sie zu warnen, bald mussten wir uns hart an den Schluchtrand drücken, um sie vorüber zu lassen; ja einmal mussten wir unsere Pferde ausspannen und zur Seite führen, um einem Karrenzuge Platz zu machen.

Entsetzliche Stösse auf einem Teil des Weges; Wolken und Staub auf andern; Hitze und Dürre überall — das waren die wenig angenehmen Seiten dieser dreitagigen Wagenfahrt, die uns aber wieder mitten in die europäische Kultur brachte. Mit welcher Wonne ich meine schmerzenden Glieder in dem wirklich guten Bette des Hotel Frances, das übrigens einem Deutschen gehört, niederlegte, wird jeder nachfuhlen können, der einmal Influenza gehabt hat und dieser Wegschilderung einige Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Ich weiss über Guadalajara nicht viel zu sagen, denn so wie ich mich ein wenig erholt hatte, reisten wir ab. Aber ich habe den Eindruck einer freundlichen, lebhaften, betriebsamen Stadt gehabt, mit vielen grossen, schönen Läden und sehr stattlichen Gebäuden. Abends unter den Arkaden flutete ein ganz italienisches, heiteres Leben, bei dem Gefrorenes eine grosse Rolle spielte. Uebrigens ist Guadalajara so oft geschildert, über seine Töpferei, seinen Handel und seine sonstigen Verhältnisse so viel geschrieben worden — ist es doch mit der Eisenbahn leicht zu erreichen —, dass mein Gewissen ruhig bleibt, wenn ich nichts darüber sage.

* * *

Nun hatten wir dem Reiseleben zu Pferde endgiltig Valet gesagt, dem Leben mit seinen Mühen und Anstrengungen, aber seinen unvergleichlichen Schönheiten und Freuden, mit seiner herrlichen Ungebundenheit — wie man ein solches nur fuhren kann in Ländern, wo die Maschen des Eisenbahnnetzes noch nicht so eng geknüpft sind, dass sie alles das, was wirklich Reiseleben bedeutet, langsam erwürgen.

So fühlten wir uns schon halb auf der Heimreise, zumal uns von jetzt ab lauter bekannte und vertraute Bilder umgaben. Neu war nur noch die Eisenbahnstrecke bis Irapuato, wo man den Anschluss an die Zentral-Mexikanische Linie erreicht. Und erwähnenswert scheint mir noch, dass um Irapuato Erdbeeren in Massen gezogen und mit der Eisenbahn bis nach der Hauptstadt verschickt werden; grosse, saftige Gartenfrüchte, denen freilich das köstliche Aroma der europäischen fehlt.

Eine Nachtfahrt brachte uns von hier aus nach Mexiko, und als wir im Hotel Jardin unser altes Zimmer erhielten und als bekannte Gäste begrüsst wurden, überkam uns ein heimatliches Gefuhl. Vertraut grüsste die schöne Kuppel der alten Klosterkirche S. Francisco über die Gartenmauer herein, lieb und vertraut war uns die ganze Stadt und mancher gute Freund in ihr.

Auch in Oaxaca fühlten wir uns zu Hause und verbrachten dort noch einige Tage, ehe alles geordnet war und wir von deutschen und mexikanischen Freunden Abschied nehmen mussten.

Mit einem hübschen kleinen archäologischen Nachspiel aber sollte unsere Reise schliessen, und das kam so: Im Mittelpunkt der Stadt Mexiko entstehen viele Neubauten, fast möchte man sagen leider, da sie dadurch immer moderner wird. Ein altes Haus an der Ecke des grossen Platzes war während unserer Abwesenheit niedergelegt worden, um einem Neubau Platz zu machen. Bei Ausschachtung der Fundamente war man auf einen alten Stein gestossen, der reich mit Skulpturen geziert war. Hat man doch seinerzeit auch den berühmten sogenannten Kalenderstein und den Stein des Tizoc unter dem Pflaster der Plaza Mayor gefunden. Der



Kuppel von S. Francisco in Mexico

Besitzer, ein ganz besonderer Verehrer des Präsidenten, wollte diesem den Stein schenken und liess ihn sorgsam bedeckt und bewacht halten, damit ihn niemand eher erblicke, als Don Porfirio. Der aber war gerade verreist, niemand wusste, wann er wiederkommen würde, und die Stunden bis zu unserer Abreise waren gezählt. Und wir brannten doch natürlich darauf, das neue alte Kunstwerk zu sehen. Der Besitzer war nicht aufzufinden. Nachdem wir ihn stundenlang an allen möglichen Orten gesucht hatten, wo er eben gewesen war, oder noch hinkommen sollte, gaben wir's auf und verliessen uns auf unser gutes Glück. Wir passten

einen Augenblick ab, da der Wächter sich entfernt hat, zogen die Hülle herab und erblickten ein reizvolles Werk, das sich mit den schönsten bekannten Stücken des mexikanischen Altertums messen konnte. Es war ein fast würfelförmiger Stein, auf dessen vier Seiten lebensvolle Figuren in Hochrelief herausgearbeitet waren. Aber kaum hatten wir auf alle vier Seiten einen kurzen Blick geworfen, als der entrüstete Wächter herbeilief und uns fortwies. Und so blieb uns nur noch übrig, unsern lieben Freund, den Dr. Peñafiel, zu bitten, sobald als möglich einen Abguss des schönen Denkmals an das Berliner Museum zu schicken, was auch nach kurzer Zeit geschah.

Die Abschiedsstunde schlug, aber mein Abschiedsgruss hiess: Auf Wiedersehen! —



Der neu entdeckte Stein von der Plaza in Mexiko